

Sorgearbeit im Sozialraum

Bildungspotenziale in ehrenamtlichen Hilfen
für ältere Menschen

Marlene Jänsch



Verlag Barbara Budrich

BEITRÄGE ZUR SOZIALRAUMFORSCHUNG | BAND 29

Marlene Jänsch
Sorgearbeit im Sozialraum

Beiträge zur Sozialraumforschung

herausgegeben von
Monika Alisch
Michael May

Band 29

Marlene Jänsch

Sorgearbeit im Sozialraum

Bildungspotenziale in ehrenamtlichen
Hilfen für ältere Menschen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2026

Dissertation am hochschulübergreifenden Promotionszentrum Soziale Arbeit der hessischen Hochschulen für Angewandte Wissenschaften Hochschule Darmstadt, Hochschule Fulda, Frankfurt University of Applied Sciences und Hochschule RheinMain zur Erlangung des Titels Doktorin der Geisteswissenschaften (Dr. phil.)

Verfasserin: Marlene Jänsch, M.A. Sozialraumentwicklung und -organisation

Titel der Dissertationsschrift: *Sich bilden beim Sorgen. Eine rekonstruktive Studie zu transformativem Gestaltungspotenzial in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen*
Fulda, den 04.02.2025

Betreuung: Prof. Dr. habil. Monika Alisch

Fachbereich: Sozialwesen

Begutachtung:

Prof. Dr. habil. Martina Ritter

Prof. Dr. Stephan Beetz

Diese Publikation wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Hochschule Fulda – University of Applied Sciences gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC

BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743167>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden.

Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-3167-1 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-3305-7 (PDF)

DOI 10.3224/84743167

Umschlaggestaltung: Walburga Fichtner, Köln

Typographisches Lektorat: Julia Liebald, Berlin

Inhalt

Vorwort und Danksagung

1. Einleitung	11
2. Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen und ihr transformatives Potenzial – theoretische und empirische Annäherungen	19
2.1 Hilfe und Sorge	20
2.1.1 Die Bedeutung von Hilfe- und Sorgeprozessen	20
2.1.2 Die Bedeutung von Fürsorgerationalität	22
2.1.3 Der Hilfebegriff zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft	24
2.1.4 Hilfesuche und die Bedeutung von Reziprozität	28
2.1.5 Hilfeangebot und die Bedeutung von freiwilligem Engagement und Solidarität.....	29
2.1.6 Hilfebeziehung und die Bedeutung von Careprozessen.....	32
2.1.7 Zwischenfazit: Sozialräumlich organisierte Hilfe zwischen Hilfebedarf, Hilfeangebot und deren komplexen Bedingungen.....	35
2.2 Sozialräumliche Bestimmungen: Nachbarschaft ist (k)ein soziales Produkt für Hilfeleistungen.....	36
2.2.1 Der soziale Raum als dynamisches Konstrukt: Wechselwirkungen von Interaktionen, Hilfebeziehungen und räumlicher Organisation	37
2.2.2 Nachbarschaftliche Hilfe(-verständnisse) im Wandel: Empirische Befunde und theoretische Reflexionen zur Sozialen Raumproduktion	39
2.2.3 Zwischen neoliberaler Vereinnahmung und Fürsorge: Theoretische Perspektiven zu sozialräumlich organisierter Hilfe	45
2.2.4 Fazit: Sozialräumliche Bedeutungen für Hilfebeziehungen.....	49

2.3 Bildung als Prozess in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen	51
2.3.1 Bildung als lebenslange Auseinandersetzung	51
2.3.2 Bildung zwischen Routine und Transformation.....	52
2.3.3 Bildung und ihr Potenzial: zwischen Anerkennung und Stigmatisierung	58
2.3.4 Bildung und sozialräumliche Organisation Sozialer Arbeit: Zwischen Individuum und Gesellschaft.....	62
2.3.5 Sich bilden in sozialräumlich organisierten Hilfekontexten: Bildung als sozialräumlicher Prozess	67
3. Methodologische und methodische Zugänge zur Analyse sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen	70
3.1 Prozesse der Orientierung	71
3.2 Prozesse der Erhebung	76
3.3 Prozesse der Auswertung	80
3.4 Prozesse der Reflexion	83
4. Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen als Teil eines Hilfesystems	87
4.1 Die Kontextualisierung der Hilfevermittlung	88
4.1.1 Ursache der Hilfebedarfe	88
4.1.2 Die Motivation der Hilfebietenden.....	94
4.1.3 Institutionelle Hilferahmung: Regeln und Strukturen	100
4.1.4 Zugänge zu Hilfeinstitutionen	108
4.1.5 Hilfen außerhalb der Hilfebeziehungen	116
4.1.6 Entscheidungshierarchien im Hilfekontext	122
4.2 Vereinbarungen und Rahmungen zur Hilfe	129
4.2.1 Erwartungen an die Hilfebeziehungen	130
4.2.2 Formen und Art der vereinbarten Hilfe	133
4.2.3 Zeitlicher Umfang der Vereinbarungen	135
4.2.4 Hilfebeziehungsräume.....	137
4.2.5 Kommunikationswege in der Hilfebeziehung	142
4.2.6 Der vereinbarte und potenziell veränderliche Hilfegegenstand in der Hilfebeziehung	144

4.3 Dynamische Anpassung und Gestaltung von Hilfebedarf und Hilfeangebot: Veränderungen des Gegenstandes, der Rollen und des Beziehungscharakters	146
4.3.1 Veränderte Rahmungen der Hilfegegenstände	146
4.3.2 Situative Veränderung der Hilferollen und ihre Auswirkungen auf die Hilfebeziehung	154
4.3.3 Prozesshafte Beziehungsveränderungen	160
4.3.4 Dynamische Veränderungen in der Hilfebeziehung als transformatives Potenzial – eine Zusammenfassung	165
5. Biografisch begründete Konzepte als Orientierungen für Hilfestrategien	168
5.1 Hilfeerfahrungen und biografische Verknüpfungen.....	169
5.2 Rahmungen von Hilfeverständnissen und deren biografisch begründete Perspektiven von Hilfe	179
5.3. Potenziale zur Gestaltung von Hilfebeziehungen	190
5.3.1 Bearbeiten von Grenzen	191
5.3.2 Wissen, Fähigkeiten und Kompetenzen zur Gestaltung der Hilfebeziehungen	218
5.4. Das transformative Potenzial biografisch begründeter Hilfekonzepte	230
6. Das Hilfepaargespräch als triadische Konstellation	233
6.1 Das Hilfepaargespräch	234
6.2 Beteiligte Personen im Hilfepaargespräch	239
6.2.1 Die hilfesuchende und hochaltrige Person	239
6.2.2 Die hilfebietende und engagierte Person	242
6.2.3 Die forschende und vermittelnde Person	244
6.3 Triadische Beziehungskonstellationen.....	249
6.3.1 Die Beziehung zwischen hilfesuchender und hilfebietender Person im Hilfepaargespräch	249
6.3.2 Forschende/ vermittelnde und hilfebietende Person im Hilfepaargespräch	254
6.3.3 Forschende / hochaltrige Person im Hilfepaargespräch	257

6.4 Besonderheiten der triadischen Konstellation und ihr transformatives Potenzial	262
7. <i>Sich bilden beim Sorgen</i> – Transformative Potenziale sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen	267
7.1. Bildung in gesellschaftlichen Kontexten.....	269
7.1.1 Gesellschaftliche Hilfekontexte und ihr Bildungspotenzial	270
7.1.2 Die Bedeutung gemeinschaftlicher Netzwerkarbeit	276
7.1.3 Übergangsprozesse zu Hilfebedarf und Hilfeangebot	281
7.2. Die Hilfebeziehung als Bildungsraum zur Bearbeitung einer sozialräumlich organisierten Hilfepraxis.....	288
7.2.1 Bildungs- und biografierelevante Übergänge.....	288
7.2.2 Biografisch begründete Hilfekonzepte, deren Grenzbearbeitung und Herstellung von Passung	295
7.2.3 Selbstbildungspotenziale in der dynamisch-situativen Herstellung von Passung und sozialräumlicher Beziehungsarbeit	300
7.3. Dialogische Bildungsräume in der Hilfebeziehung.....	305
7.3.1 Transformatives Gestaltungspotenzial dialogischer und dialogischer Bildungsräume	307
7.3.2 Zum Zusammenhang von Praktiken Sozialer Arbeit und Praktiken rekonstruktiver Sozialforschung	310
8. Das transformative Potenzial Sozialer Arbeit in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen – ein Ausblick	319
8.1 Soziale Arbeit und ihr transformatives Potenzial in der Gestaltung von Hilfebeziehungen	319
8.2 Limitation: Begrenzungen und Potenziale	325
Literaturverzeichnis	329
Tabellen/Abbildungsverzeichnis.....	348

Vorwort und Danksagung

Die vorliegende Publikation wurde im März 2025 vom hessischen Promotionszentrum für Soziale Arbeit als Dissertation angenommen. Dass ich dieses Ziel erreicht habe, verdanke ich insbesondere den neu angelegten Wegen der Qualifizierung an den Hochschulen für angewandte Wissenschaften in Sozialer Arbeit und den vielen Menschen, die mich auf diesem Weg begleitet haben.¹

Der erste Dank gilt meiner Promotionsbetreuerin Monika Alisch, die einerseits eine der entscheidenden Wegbereiter:innen der weitreichenden Qualifizierungsstrukturen in Hessen und insbesondere an der Hochschule in Fulda ist, mich andererseits auf diesem Promotionsweg, bereits im Masterstudium und weit darüber hinaus, kontinuierlich gestärkt und kritisch begleitet hat.

Für die aufwändige und intensive Begutachtung der Dissertation bin ich besonders Martina Ritter von der Hochschule Fulda und Stephan Beetz von der Hochschule Mittweida verbunden! Darüber hinaus möchte ich weitere Menschen nennen, die mich auf verschiedene und besonders zuverlässige, inspirierende und wertschätzende Weise auf meinem wissenschaftlichen Weg unterstützten: Michael May, Petra Gromann, Stefanie Aha und Miriam Kanne. Es gibt noch sehr viel mehr: Euch allen gilt mein großer Dank!

Sorgearbeit gelingt besonders in größeren informellen Netzwerken, von denen ich in meiner Promotionszeit sehr profitiert habe. Mit großem Respekt und viel Anerkennung denke ich an alle, die mich in irgendeiner Weise bei den vielfältigen Aufgaben und der Pflege dieser Promotionswege unterstützt haben. Stellvertretend für all diejenigen, mit denen ich in Workshops, Methodentagungen, Boot-Camps, Auswertungs- oder Reflexionsgruppen und -kolloquien, Promotionsstammtischen, Schreibgruppen und vielerlei Werkstätten gearbeitet habe, möchte ich einige Menschen nennen, die mich während der Promotion besonders lange und intensiv begleitet haben: Eva Brauer, Jonas Hufeisen, Alexandra Zein, Khulud Sharif-Ali, Susanne Iris Bauer, Anja Lentz-Becker, Monique Ritter, Claudia Althann-Birkner und Amos Postner. Auch hier gibt es noch sehr, sehr viel mehr... ich bin dankbar, Euch begegnet zu sein!

Besondere Wertschätzung gilt den Menschen, die mir als Gesprächspartner:innen zur Verfügung standen. Ihr habt Euch viel Zeit genommen, wart interessiert, habt offen über Eure Erfahrungen und Euer Leben erzählt und Einblicke in Eure Lebenswelten gegeben. Chapeau auch für das sorgende und solidarische Engagement! Die meist versteckten Aufträge in den Gesprächen nahm ich sehr ernst: Sorgearbeit, Alter und ein solidarisches Miteinander – das braucht viel, viel mehr Aufmerksamkeit!

¹ Dass Dissertationen ein Titel folgt und die Wissenschaftswelt diese in sich trägt, ist unumstritten. In dieser Danksagung verzichte ich allerdings bewusst auf Titel und akademische Zuschreibungen; ich möchte hier allein meinen Wegbereiter:innen und -begleiter:innen danken.

Ebenso erwähnen möchte ich hier meinen tollen Freundeskreis in Odernheim; es ist sehr schön, dass Ihr mir in den letzten Jahren immer wieder interessiert zugehört und die Daumen gedrückt habt!

Danken möchte ich meinem Vater Hans-Joachim Jänsch, dass er mir stets alles zugetraut hat, und meiner Mutter Ursula Jänsch, die mich – mittlerweile im Stadium einer schweren Alzheimererkrankung – erahnen lässt, was Leben eigentlich ausmacht und was Sorge im Kern bedeutet. Danke, Julius Jänsch, Gustav Jänsch und Eva Adrian, für Eure jederzeit offenen Ohren und Herzen, und Martin Heßling, für Deine treue Wegbegleitung in den vielen herausfordernden, aber auch den wirklich wirklich glücklichen Zeiten!

1. Einleitung

Im Zuge gesellschaftlicher, demografischer und sozialpolitischer Wandlungsprozesse sind in den letzten Jahren sowohl in städtischen Quartieren als auch in ländlichen Regionen vermehrt Initiativen entstanden, die sogenannte nachbarschaftliche oder nachbarschaftsadäquate Hilfen für sorgende Tätigkeiten ins Leben gerufen haben. Diese Initiativen greifen den sozialpolitischen Diskurs über die zunehmende Verantwortungsübernahme durch zivilgesellschaftliches Engagement auch für Care-Arbeit in der Gesellschaft auf (vgl. BMFSFJ 2016, 2017) und zielen gleichzeitig darauf ab, den steigenden Versorgungsbedarf für eine alternde Gesellschaft zu decken. Hilfen in nachbarschaftlicher Organisationsform stellen sich praktisch als Ehrenamtsbörsen, lokale Bürgergemeinschaften, Wohnprojekte, Zeitbanken, Bürgerhilfevereine, Seniorengenossenschaften oder Initiativen über Internetplattformen dar. Die Hilfeinitiativen haben zwar unterschiedliche Portfolios, verfolgen aber grundlegend das Ziel der Unterstützung, wohnortnahe Versorgung und sozialen Betreuung älterer, kranker und hilfebedürftiger Menschen, um deren Selbständigkeit so lange wie möglich zu erhalten.

Der im Alter steigende Hilfebedarf kann und wird zwar auch durch professionelle Pflegedienste organisiert, doch lassen sich Bedürfnisse nach Alltagsunterstützung, sozialer Einbindung, Gesprächen und gemeinschaftlicher Sorge damit nicht vollständig abdecken (vgl. Siebel 2015: 14). Nachbarschaftliche Beziehungen bieten hier beispielsweise ein Potenzial für informelle Unterstützung durch kleinere Hilfen oder gemeinsame soziale Aktivitäten (vgl. Fromm/Rosenkranz 2019: 42; Alisch et al. 2018). Vor diesem Hintergrund versuchen Gemeinden, kommunale Gebietskörperschaften, zivilgesellschaftliche Initiativen oder Träger Sozialer Arbeit, sogenannte „Nachbarschaftshilfen“ als lokale Unterstützungsstrukturen zu etablieren (vgl. Reutlinger et al. 2015: 11f.). Solche subsidiäre Aktivierung von Nachbarschaft und Kontakten aus einem wohnortnahen Umfeld wird jedoch auch kritisch betrachtet, insbesondere, weil Sorgeverantwortung dadurch aus dem staatlichen Verantwortungsbereich ausgelagert und als private Aufgabe (oftmals von Frauen) verstanden wird (vgl. Brückner 2010, 2011b; Rubin 2018).

Lothar Böhnisch (2015) bezeichnet die Nachbarschaft auch als eine bestimmte Form der „Aneignung des wohnzentrierten Nahraums“ (ebd. 2015: 155) und dabei gleichzeitig als unbestimmbare Dimension der Aneignung eines territorialen Raums (ebd.). Hier schließt das sozialpolitische Konzept der „Sorgenden Gemeinschaft“² (Klie 2014, 2015) an, das eine territoriale Dimen-

² „Sorgende Gemeinschaft“ oder „caring community“ sind Konzepte aus der Hospiz- und Behindertenarbeit, die im Zuge von Enthospitalisierung und Inklusion sowie der Enttabuisierung von Themen, wie z.B. Alter und Sterben der „solidarischen Gemeinschaft“ eine wichtige

sion mit dem Bedürfnis nach gegenseitiger Unterstützung verbindet. Diese sozialräumliche Organisation wird hier als eine Handlungsstrategie gefasst, die über die bloße territoriale oder administrative Vorstellung hinausgeht und verschiedene soziale, kulturelle und kommunikative Dimensionen in einem relationalen Gefüge umfasst (vgl. Schwerthelm 2021). Wenn die sozialräumliche Organisation in diesem nachbarschaftsadäquaten Zusammenhang darauf abzielt, Vernetzungsstrukturen aufzubauen, um in lebensweltbezogenen Räumen Hilfebedarf und Hilfeangebot zu adressieren, müssen soziale Räume hier vor allem als komplexe und flexible soziale Gestaltungs- und Aushandlungsarenen verstanden werden, in denen Menschen mit unterschiedlichen Bedarfen und Angeboten aufeinandertreffen.

Die Grundidee solcher nachbarschaftlichen – in dieser Arbeit bezeichnet als sozialräumlich organisierten – Hilfen besteht darin, soziale Netzwerke in (Stadt-)Quartieren, Dörfern oder Kleinstädten zu initiieren. Menschen, die Hilfe brauchen und für die die Bedeutung der Wohnung, des Wohnortes und der Nachbarschaft durch eine altersbedingt wachsende Abhängigkeit von Anderen zunimmt (vgl. Nowossadeck/Block 2017; Fromm/Rosenkranz 2019: 42), und Personen, die bereit sind, Hilfe anzubieten, werden in Verbindung gebracht und vermittelt. Dabei entstehen Hilfebeziehungen zwischen zuvor einander fremden Personen. Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht die orientierungsleitende These, dass diese Beziehungen ein Einlassen auf eine andere Person, oft mit unterschiedlicher lebensweltlicher, biografischer oder kultureller Prägung, erfordern, die individuelle und kollektive Herausforderungen und insbesondere Aneignungs-, Lern-, Bildungs- und Aushandlungsprozesse mit sich bringen (vgl. Schroeder 2015: 207).

Diese entstehenden Hilfebeziehungen bilden sich aus zwei Adressierungen: den *Hilfesuchenden*³, also den Personen, die aufgrund von gesundheitlichen Einschränkungen oder infrastrukturellen Hürden Unterstützung im Alltag benötigen, und den *Hilfebietenden*, denjenigen, die sich freiwillig engagiert in diese Hilfe einbringen. Beide Beteiligten bilden ein *Hilfepaar*, das in einer *Hilfebeziehung* miteinander interagiert. Wie und mit welchen Möglichkeiten die vermittelten Personen miteinander in Interaktion treten, scheint entscheidend für das Gelingen sozialräumlich organisierter Hilfe zu sein – ebenso wie die Art und Weise, wie diese Hilfe strukturiert und begleitet wird.

Aktuell werden zwei dazu passende sozialpolitische Berichte der Bundesregierung diskutiert – allerdings getrennt voneinander: Zum einen ist dies der Neunte Altersbericht der Bundesregierung mit dem Titel „Alt werden in Deutschland – Vielfalt der Potenziale und Ungleichheit der Teilhabechancen“

bürgerschaftliche Sorgerolle zusprechen. Kritisch zu sehen ist dies vor allem bei gleichzeitigem Rückzug professioneller und sozialstaatlicher Leistungsangebote (vgl. Laufenberg 2018: 80f.; Klie 2014: 113f.) und der Mobilisierung von freiwillig Engagierten, die bereits privat schon Sorgeverantwortung tragen (z.B. van Dyk 2021).

³ Diese Begriffe und deren Bedeutung werden im Laufe der Arbeit entwickelt.

(BMFSFJ 2025), zum anderen der Vierte Engagementbericht, der sich mit dem Thema „Zugangschancen zum freiwilligen Engagement“ (BMFSFJ 2024) beschäftigt. Beide Veröffentlichungen verdeutlichen, dass teilhaberelevante Zugänge sehr unterschiedlich erlebt und bewertet werden, stellen aber auch normative Aspekte gelingenden Alters und gelingenden Engagements in den Mittelpunkt.

Der Neunte Altersbericht verweist auf die sichtbar werdenden diversifizierten Lebenssituationen älterer Menschen, die von unterschiedlichen sozialen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen geprägt sind und auf Ungleichheiten der Teilhabechancen schließen lassen, die sich aus Faktoren wie Geschlecht, Migrationshintergrund, Bildungsstand oder regionalen Unterschieden ergeben. Der Bericht nimmt auch Bezug auf die Bedeutung von Bildung und lebenslangem Lernen als Schlüsselfaktoren für die gesellschaftliche Integration sowie einer gemeinschaftlichen Gestaltung sozialer Räume anhand von Hilfenetzwerken, um soziale Isolation zu vermeiden und ein solidarisches Miteinander zu fördern. Dabei wird auf die Notwendigkeit verwiesen, niedrigschwellige Angebote zur Unterstützung im Alltag zu schaffen (vgl. BMFSFJ 2025), nachdem schon mit der Umsetzung der Idee „sorgender Gemeinschaften“ aus dem Siebten Altenbericht (vgl. BMFSFJ 2016) noch viele Aufgaben warten, die lokale gemeinschaftliche Strukturen stärken sollen.

Im Vierten Engagementbericht werden verschiedene Schwellen identifiziert, die den Zugang zu freiwilligem Engagement erschweren. Besonders relevant sind dabei die Barrieren, die sowohl auf der individuellen als auch auf der strukturellen Ebene wirken und aufgrund sozialer Ungleichheiten wirken. Als zentrale Schwellen werden fehlende Zeitautonomie, ein Mangel an geeigneten Räumen, ausgrenzende Organisationskulturen, die fehlende Anerkennung informeller Engagementstrukturen sowie bürokratische und rechtliche Hürden angesprochen, die den Zugang zu freiwilligem Engagement erschweren (vgl. BMFSFJ 2024).

Beide vor kurzem veröffentlichte Berichte lassen sich mit den Ergebnissen dieser Arbeit verknüpfen, da sie aktuelle Erkenntnisse und Handlungsansätze zu den Themen Alter(n), soziale Teilhabe und Engagementorganisation fokussieren, die auch im Kontext der sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen von zentraler Bedeutung sind. Die Berichte verdeutlichen, dass die soziale Inklusion und die Zugangschancen zu Hilfe nur dann realisiert werden können, wenn Barrieren in der Teilhabe an gesellschaftlichen Aktivitäten und in der Inanspruchnahme von Hilfe durch Bildung, passende sozialräumliche Gestaltung und die Schaffung von Zugangswegen abgebaut werden. Diese Erkenntnisse schließen an die Bedürfnisse hilfesuchender älterer und freiwillig Hilfebietender in sozialräumlichen Kontexten an, in denen es in dieser Arbeit geht, darum, wie Hilfe gemeinsam in den Hilfebeziehungen organisiert wird und wie eine Passung zwischen Hilfebedarf und Hilfeangebot hergestellt wird.

Diese Arbeit fragt deshalb nach den Sinn-, Gestaltungs- und Ermöglichungsstrukturen der Beteiligten an solchen sozialräumlich vermittelten und organisierten Hilfebeziehungen. Da die Begegnung mit neuen, ungewohnten Anforderungen oder intersubjektiven Dynamiken von Hilfesuchenden und Hilfebietenden gleichermaßen Anpassungs- und Orientierungsleistungen erfordern (vgl. z.B. Marotzki 1990; Koller 2002; Nohl 2006), werden in diesen Prozessen bestehende Orientierungen verfestigt, hinterfragt, modifiziert oder neu entwickelt. Deshalb gehe ich davon aus, dass Lern-, Bildungs- und Transformationsprozesse eine zentrale Rolle in der Gestaltung dieser Beziehungen spielen.

Bildung wird dabei als Fähigkeit verstanden, flexibel auf herausfordernde Lebenssituationen zu reagieren und diese gemeinsam zu bewältigen. Sie wird in diesem Kontext als ein dynamischer Prozess der Anpassung, aber auch der Nichtanpassung an die sozialen und räumlichen Gegebenheiten gerahmt, der sowohl für Hilfesuchende als auch für die Hilfebietenden von Bedeutung ist.

Das Erhebungsmaterial stammt aus meiner Forschung mit Hilfepaaren, die sich über sozialräumlich organisierte Vermittlungsstellen in einer ländlichen Region in Deutschland kennengelernt haben. Die Perspektiven auf die Interaktionsprozesse zwischen den Beteiligten an der Hilfe sind von zentraler Bedeutung, denn sie gehen weit über die einfache Hilfeleistung hinaus. Vielmehr handelt es sich um eine wechselseitige Beziehung, die sowohl Geben als auch Nehmen umfassen kann, z.B. in Form von praktischer Unterstützung, oder durch emotionale und soziale Begegnungen, in denen eher weniger Reziprozität hergestellt werden kann.

Um die zentrale Rolle von Hilfeprozessen und sozialen Interaktionen in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zu veranschaulichen, soll ein erster Einblick in das Interviewmaterial verdeutlichen, um welche Bedeutung von Hilfe und Begegnung es für die Beteiligten geht. Frau Becker, eine Hilfesuchende, beschreibt die Erfahrung in der gemeinsamen Hilfebeziehung folgendermaßen:

„Und ich bin glücklich und zufrieden. Ein glücklicher Mensch. Es ist ja nicht nur das Einkaufen und das Bringen. Es ist auch die Begegnung, die man hat“ (int_bhl, 45-47).

Aus ihrer Sicht liegt der Wert der Hilfe zunächst in der Alltagsunterstützung, drückt sich aber auch in der zwischenmenschlichen Begegnung aus. Die Hilfebietende Frau Hofer-Lutz äußert zu einem späteren Zeitpunkt des gleichen gemeinsamen Interviews:

„Aber so um Hilfe bitten, glaube ich, fällt mir schwer. [...] Aber vielleicht auch dadurch, dass das jetzt so läuft zwischen uns, kann ich mir später auch eine kleine Scheibe von abschneiden“ (int_bhl, 224-226).

Hier deutet sich an, dass die Thematisierung von Hilfe und Engagement mehr ist, als einen Hilfebedarf umzusetzen. Hilfebeziehungen zeigen sich in emotionalen, sozialräumlichen, biografischen und kulturellen Dimensionen,

die das Leben der Beteiligten auf vielfältige Weise bestimmen. Insbesondere deuten sie darauf hin, dass die Bedingungen für diese Beziehungen voraussetzungsvoll sind und dass sich darin vielfältige Potenziale der Gestaltung auf verschiedenen Ebenen vermuten lassen.

Der zentrale Prozess, an dem sich das Interesse dieser Arbeit orientiert, lässt sich als ein *Sich bilden beim Sorgen* beschreiben. Dieser Prozess umfasst individuelle, kollektive und strukturelle Lern- und Entwicklungsschritte jener Hilfepaare, die sich erst zu Beginn der Hilfebeziehung kennenlernten und deren Hilfecharakter zwischen familiären und professionellen Unterstützungssystemen verortet ist. Das transformative Potenzial dieser Beziehungen ist stets in die gemeinsame Interaktion der Beteiligten eingeschrieben und manifestiert sich auf unterschiedlichen Handlungsebenen. Dazu gehören administrative und rechtliche Rahmenbedingungen, die institutionelle Gestaltung sozialer Unterstützungssysteme, sozialpolitische Steuerungsmechanismen, gesellschaftliche Normen und Wertvorstellungen sowie globale Entwicklungen im Kontext von Care und Solidarität.

Ziel, Erkenntnisinteresse und Fragestellungen

Das Ziel meiner Arbeit ist es, grundlegende Beziehungsdynamiken und Handlungsmuster in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zu rekonstruieren, diese in einen bildungsrelevanten Zusammenhang zu setzen und daraus das transformative Potenzial zu interpretieren. Damit soll ein Beitrag zum Sozialraumdiskurs im Kontext sozialräumlicher Sozialer (Bildungs-)Arbeit und zur Sozialen Arbeit in Kontexten des Altern(s) geleistet werden.⁴ Das Thema dieser Arbeit reiht sich zudem in das Forschungsprogramm zur transformativen Sozialraumentwicklung des Promotionszentrums Sozialer Arbeit in Hessen ein, in dessen Rahmen diese Arbeit erstellt und eingereicht wurde.

Der im Mittelpunkt der Arbeit stehende Fokus auf die Interaktion der Beteiligten, sowohl in direkter Kommunikation als auch in Formen praktischer Hilfe, bietet rekonstruktive Perspektiven, die über zugeschriebene Rollen und Rahmen hinausreichen. Hilfesuche, Hilfeangebot und soziale wie institutionelle Dimensionen zeigen ein transformatives Potenzial für Teilhabe und Empowerment (vgl. Herriger 2020) und eine damit verbundene Weiterentwicklung gesellschaftlicher Fürsorgekonzepte.

⁴ Da die Erhebung sich auf ländliche und kleinstädtische Räume fokussierte und die Hilfesuchenden v.a. hochaltrige Menschen waren, werden auch spezifische Bedingungen ländlicher Räume sichtbar. Nach Wahl (2015) ist die sozialgerontologische Forschung stark urbanzentriert und hat die Herausforderungen ländlichen Alterns weitgehend vernachlässigt (vgl. Wahl 2015). Dabei sind ländliche Regionen von tiefgreifenden demografischen und infrastrukturellen Veränderungen betroffen, die Versorgung, soziale Netzwerke und Teilhabe älterer Menschen beeinflussen (vgl. ebd.), so dass der Beitrag auch dahingehend eine Forschungslücke schließt.

Die Auseinandersetzung mit Verständnissen von Hilfe, u.a. als „Urkategorie des menschlichen Handelns“ (Scherpner 1974: 122), bringe ich mit Verständnissen von bildungsrelevanten Prozessen in einen sozialräumlichen Zusammenhang. Wenn Bildung in diesem Zusammenhang nicht als formales Wissenskonzept verstanden wird, sondern als dynamischer, iterativer Prozess der individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Transformation, ergibt sich ein heuristisches Konstrukt mit folgender zentraler Frage:

Wie werden die sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen gestaltet und welches transformative Potenzial zeigt sich dabei, insbesondere in einem bildungsrelevanten Kontext von Hilfe, Sorge und freiwilligem Engagement?

Um diese Frage nach dem transformativen Potenzial sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen zu beantworten, wurde untersucht, wie diese Hilfebeziehungen von den Beteiligten aktiv gestaltet werden und wie sie sich dabei in den spezifischen sozialen und räumlichen Kontexten ländlicher sorgen-der Netzwerke entwickeln. Zur Rekonstruktion des transformativen Gehalts stellte ich die Kodierergebnisse in einen bildungsrelevanten Zusammenhang und entwickelte dabei spezifischere Fragestellungen. Dieser Analyseprozess machte sichtbar, wie in den Erzählungen biografische Erfahrungen, institutionelle Kontexte und räumlich-soziale Verortungen miteinander verschränkt sind. Besonders deutlich zeigte sich dabei Hilfe als ein relationaler Aushandlungsprozess, in dem Bedeutungen, Rollen und Erwartungen fortlaufend neu definiert werden.

Im Zentrum stehen damit die Gestaltungspotenziale, die die Beziehungsdynamiken in den situativen Perspektiven der gemeinsamen Interviews besonders hervorbrachten. Methodisch wird nahe am Material rekonstruiert, wie in den Hilfebeziehungen der Hilfegegenstand, die Rollen und der Beziehungscharakter immer wieder neu definiert, interpretiert und ausgehandelt werden müssen. Es wird die Bedeutung verschiedener Interessen in Bezug auf die Gestaltung des Hilfebedarfs bzw. des Engagements herausgearbeitet, ein Bezug zu komplexen, biografisch begründeten subjektiven Erfahrungen und Konzepten von Hilfeverständnissen hergestellt und die Entscheidungen zu einer Hilfesuche oder einem Hilfeangebot als voraussetzungsvolle biografische Übergänge markiert. In einem weiteren Kodierschritt wird die gemeinsame Konstruktionsleistung zwischen Hilfesuchenden, Hilfebietenden und der Forscherin im Erhebungsprozess mit Hilfe einer triadischen Analyseperspektive analysiert. Hier zeigen sich besonders deutliche Interaktionsmuster dynamischer Rollenadressierungen und deren dialogisches Potenzial, das ich als zentrale Gelingensbedingung von Hilfebeziehungen in sozialräumlichen Organisationskontexten herausgearbeitet habe. Hilfebeziehungen erscheinen damit als Bildungsräume, in denen Übergänge, Ungleichheiten und lokale Arrangements miteinander verwoben sind. Die Analyse identifiziert deren Lücken und

Potenziale und verdeutlicht die Notwendigkeit, sozialräumlich organisierte Hilfe als langfristige Bildungs- und Transformationsprozesse auf verschiedenen Handlungsebenen, als Sorgearbeit im Sozialraum, konzipieren zu müssen. Diese Erkenntnisse diskutiere ich als sozialpolitischen Beitrag zur Sozialraumentwicklung und als professionellen Auftrag an Sozialräumliche Soziale Arbeit.

Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist in acht Kapitel im Stil der Darstellung eines Forschungsprozesses unterteilt. Das erste Kapitel leitet in das Thema, das Forschungsinteresse, das Ziel, die Forschungsfragen und die Relevanz der Arbeit ein.

Im Kapitel 2 *Theoretische und empirische Annäherungen an den Forschungsgegenstand* werden theoretische Konzepte mit dem Forschungsstand verbunden, die für die Beantwortung der Forschungsfragen relevant sind. Es beginnt mit der Einführung in zugrundeliegende Verständnisse von Hilfe, Sorge und Care (2.1), in die Bedeutung von Fürsorgerationalität und die Auseinandersetzung soziologischer Konzepte zu Gemeinschaft und Gesellschaft. Beide Rollen, die der Hilfesuchenden und die der Hilfebietenden, werden in theoretische Kontexte eingeordnet. Darauf folgt eine Auseinandersetzung mit der sozialräumlichen Organisation von Hilfe und den Bedingungen, die diese beeinflussen (2.2), u.a. mit dem häufig verwendeten Konzept der Nachbarschaftshilfe. Der dritte Fokus bringt die bisherigen Verständnisse für diese Arbeit zusammen und verbindet sie mit den Perspektiven auf Bildung und deren transformativem Potenzial (2.3), um damit die leitende Heuristik für das methodologische Design vorzubereiten.

Im dritten Kapitel *Methodologische und methodische Zugänge zur Analyse sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen* werden die forschungsrelevanten Prozesse beschrieben und begründet: Orientierungsprozesse (3.1), Erhebungsprozesse (3.2), Auswertungsprozesse (3.3) sowie Reflexionsprozesse (3.4). Darin eingeschlossen sind auch Sampling- und Erkenntnisstrategien.

In den Kapiteln vier bis sechs werden die Ergebnisse dieser Arbeit ausführlich dargestellt. Das erste Ergebniskapitel *Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen als Teil eines Hilfesystems* kontextualisiert zunächst die Hilfebeziehungen in ein breiteres Hilfesystem (4.1). Es wird gezeigt, wie Hilfebedarf und Hilfeangebot durch institutionelle Rahmenbedingungen und Zugänge zu Hilfeinstitutionen strukturiert werden. In 4.2 werden die Vereinbarungen und Rahmungen der Hilfe detailliert analysiert, bis in 4.3 zentrale Aushandlungsdynamiken in den Hilfebeziehungen erfasst werden.

Das zweite Ergebniskapitel (Kapitel 5) *Biografisch begründete Konzepte als Orientierungen für Hilfestrategien* widmet sich der Analyse von biografischen Erfahrungen (5.1) und deren Einfluss auf die Gestaltung von Hilfebezie-

hungen. Es wird untersucht, wie Hilfeverständnisse und biografisch begründete Perspektiven das Handeln von Hilfesuchenden und Hilfebietenden prägen (5.2) und welche Gestaltungspotenziale sich zeigen (5.3). Abschließend wird das transformative Potenzial solcher biografischen Konzepte aufgezeigt (5.4).

Im dritten und letzten Ergebniskapitel, dem sechsten Kapitel der Arbeit, *Das Hilfepaargespräch als triadische Konstellation* wird das Hilfepaargespräch als Erhebungsmethode analysiert (6.1) sowie die dynamischen Interaktionen der Beteiligten zwischen der hilfesuchenden und hilfebietenden Person sowie der forschenden Person betrachtet (6.2). Es wird in das Konzept einer triadischen Beziehungskonstellation eingeführt (6.3) und deren Besonderheiten und ihr transformatives Potenzial werden herausgearbeitet (6.4).

Kapitel 7 *Sich bilden beim Sorgen – Transformative Potenziale sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen* diskutiert die Ergebnisse der Kapitel 4-6 auf verschiedenen Ebenen aus der Perspektive transformativen Potenzials von sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen und dessen Bildungsverständnis. Es wird aufgezeigt, welche gesellschaftlichen Hilfekontexte relevant sind (7.1), wie die Hilfebeziehung als Bildungsraum zur Bearbeitung einer organisierten Hilfepraxis dient (7.2) und welche Bedeutung dialogischer Bildungsräume und die damit verbundene Auseinandersetzung in einer triadischen Perspektive auf die Praktiken rekonstruktiver Sozialforschung und der Sozialen Arbeit hat (7.3).

Kapitel 8 *Das transformative Potenzial Sozialer Arbeit in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen* schließt die Arbeit mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse als Antworten und Thesen (8.1), gibt Impulse für ein sich daraus ableitendes Verständnis für die transformativen Potenziale Sozialer Arbeit in einen transdisziplinären Zusammenhang (8.2) und endet mit den Einschätzungen zur Limitation (8.3).

2. Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen und ihr transformatives Potenzial – theoretische und empirische Annäherungen

Um die rekonstruktive Untersuchung sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen zu analysieren und darzustellen, wie Hilfebeziehungen in spezifischen Kontexten entstehen, welche Dynamiken sie prägen und welche Bedeutung ihnen zugeschrieben wird, bedarf es einer Auseinandersetzung mit bestehenden Konzepten und Forschungsergebnissen. Dieses Kapitel widmet sich daher der theoretischen und empirischen Annäherung an das Thema, indem es zentrale Perspektiven auf Hilfe, sozialräumliche Organisation und Bildung zusammenführt.

Ausgehend von einer grundlegenden Betrachtung von Hilfe, Sorge und Care (2.1) wird zunächst erarbeitet, in welchem Verhältnis Hilfebeziehungen zu Fürsorge, Reziprozität und gesellschaftlichen Erwartungen stehen. Wenn Hilfe im Verhältnis zu sozialräumlicher Organisation (2.2) gedacht wird, stellt sich die Frage, inwiefern Nachbarschaften als soziale Räume fungieren und welche konzeptionellen und sozialpolitischen Bedeutungen ihr im Kontext von Hilfebeziehungen zugeschrieben werden. Schließlich wird ein Bildungsverständnis als eine lebenslange Auseinandersetzung mit sozialen und biografischen Herausforderungen und damit als ein zentraler Bestandteil sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen entwickelt. Im Zusammenhang mit Hilfebeziehungen stellt sich die Frage, inwiefern das Erleben von Unterstützung Lernprozesse anstößt und welche Formen von Wissen und Kompetenz dabei eine Rolle spielen. Dies betrifft sowohl die Hilfesuchenden als auch die Hilfebietenden, die in der Auseinandersetzung mit ihrer Rolle bestimmte Fähigkeiten erwerben und reflexive Prozesse durchlaufen.

Diese drei thematischen Perspektiven – Hilfe/Sorge/Care, Nachbarschaft und sozialräumliche Bedingungen sowie Lernen und Bildung – sollen hier ineinander greifen. Erst in ihrer Verbindung wird deutlich, wie Hilfeprozesse auch soziale Räume gestalten und transformieren. Indem dieses Kapitel theoretische und empirische Annäherungen zusammenführt, bereitet es die empirische Untersuchung vor und ermöglicht eine präzisere Ausarbeitung der Forschungsfragen.

2.1 Hilfe und Sorge

2.1.1 Die Bedeutung von Hilfe- und Sorgeprozessen

Als konstitutive Elemente des sozialen Zusammenhalts tragen Hilfe- und Sorgeprozesse wesentlich zur Ermöglichung von Teilhabe und zur Stärkung des Sozialen bei, was im Kontext des professionellen Selbstverständnisses der Sozialen Arbeit deren zentrale gesellschaftliche Funktion umfasst (vgl. IFWS 2014). Eine theoretische Analyse der Hilfe- und Sorgeprozesse im Kontext von sozialräumlich organisiertem Engagement soll eine grundlegende Basis darstellen, um die Perspektive auf die Mikropraxis der Hilfebeziehung und deren Bedeutung für die Soziale Arbeit zu verdeutlichen. Nachfolgend wird deshalb in zentrale Begriffe dieser Arbeit, insbesondere zu Hilfe und Engagement, eingeführt und die Relevanz und gesellschaftliche Bedeutung in ausgewählten theoretischen Konzepten aufgezeigt. Zu den zentralen Konzepten gehört die Care-Theorie, die sich mit den ethischen und praktischen Dimensionen der Fürsorge auseinandersetzt (vgl. Brückner 2018a, 2018b; Tronto 2013; Noddings 2013). Ergänzend werden soziologische Theorien betrachtet, die sich mit den strukturellen Bedingungen und sozialen Kontexten von Hilfe- und Sorgeprozessen befassen (vgl. Scherr 2021; Böhnisch 2018).

Hilfe wird im Kontext des freiwilligen Engagements als ein gezieltes Handeln verstanden, das darauf abzielt, die Lebensbedingungen und die Teilhabe hilfeschender Menschen zu verbessern (vgl. Schubert 2023: 2). Sie kann materieller, emotionaler oder sozialer Natur sein und wird meist im Alltag zwischen unkoordinierten (informellen) oder institutionellen Rahmenbedingungen (formal) erbracht (vgl. ebd.: 3f.). Auch Sorge und Care umfassen eine Vielzahl von Konzepten, die auf die Befriedigung der physischen, emotionalen und sozialen Bedürfnisse von Personen abzielen (vgl. Brückner 2018a,c). Während Hilfe oft als spezifische, einmalige Unterstützung verstanden wird, wird der Care- und Sorgebegriff eher in kontinuierlichen, langfristigen Interaktionen und Beziehungen verwendet. In der Familie, im Freundeskreis, in gemeinnützigen Organisationen und in professionellen Settings werden zudem unterschiedliche Formen der Hilfe und Sorge praktiziert. Diese Beziehungen sind geprägt von gegenseitigem Vertrauen, von Unterstützung oder auch von Abhängigkeiten (ebd.). Um die Prozesse in den sozialräumlich vermittelten Beziehungen aus der Perspektive der Beteiligten zu fassen, die in erster Linie um eine konkrete Hilfeleistung gebeten bzw. diese angeboten haben und die sich bei der Vermittlung meistens fremd sind, spreche ich in dieser Arbeit von *Hilfebeziehungen*.

Hilfe- und caretheoretische Konzepte sollen zudem einer gesellschaftlichen und ethischen Dimension der Fürsorge zugeordnet und damit deren Bedeutung von sozialen Aspekten wie Empathie und Beziehungsarbeit hervorgehoben

werden. Dass Care-Arbeit oft geschlechtsspezifisch bewertet wird, zeigt sich in empirischen Befunden (vgl. z.B. Rubin 2017; Aulenbacher 2010: 146; Aulenbacher et al. 2014; Bereswill/Brauckmann 2014, Gärtner/Scambor 2020). Auch strukturelle Bedingungen, die diese Prozesse beeinflussen, wie z.B. die Ressourcenverfügbarkeit, institutionelle Rahmenbedingungen und gesellschaftliche Normen werden aufgezeigt, insbesondere mit dem Beitrag zur *Fürsorgetationalität*, der mit den Arbeiten von Kari Waerness (2000) verbunden wird. Sie bietet eine gesellschaftskritische Perspektive auf die Zusammenhänge der rationalen Bedingungen von Hilfe, Care und Fürsorge, die vor allem den Wert der Beziehungsarbeit beinhalten (vgl. Waerness 2000).

Grundsätzlich sind die Herausforderungen in den Hilfe- und Sorgeprozessen vielfältig. Sie reichen von der emotionalen und physischen Belastung der Helfenden bis hin zu strukturellen Problemen wie unzureichender Finanzierung und Anerkennung. Die Bedingungen und Einflüsse auf diese Prozesse sind geprägt von der Art und Weise, wie Care gesellschaftlich organisiert und platziert wird: Diese sind als unbezahlte Hintergrundarbeit in erster Linie privat und weiblich konnotiert (vgl. Beck-Gernsheim 1993), sollten aber im Interesse der Gesamtgesellschaft liegen (vgl. Beckmann 2016). So bieten diese Prozesse zwar einerseits Gestaltungspotenziale, sind aber vor allem aufgrund marginalisierter Beachtung Teil gesellschaftlicher Verantwortung und nachhaltiger Entwicklungsaufgaben (vgl. Lessenich 2011).

Personen, die Hilfe benötigen, bezeichne ich als *Hilfesuchende* und Personen, die Hilfe geben, als *Hilfebietende*. Beide zusammen bilden sie ein *Hilfepaar* in einer *Hilfebeziehung*. Die Begriffe dienen der Analyse und Beschreibung von Hilfebeziehungen, die über unterschiedlich strukturierte, institutionell organisierte Hilfeinitiativen vermittelt und in ein umfassenderes sozialpolitisches Hilfesystem eingebettet sind. Der Fokus liegt dabei auf deren Mikropraxis. Ein Großteil der nachbarschaftsähnlichen Hilfeinitiativen vermittelt solche Hilfeleistungen mittlerweile über §45c SGB XI und bezahlt damit den Freiwilligen bzw. Ehrenamtlichen eine sogenannte Aufwandsentschädigung bis zu 12 Euro pro Stunde. Die von mir untersuchten Initiativen vermittelten keine bezahlten Leistungen, so dass das Thema der Monetarisierung nicht im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses steht. Es ist aber bedeutsam, denn die Hilfebietenden bekommen kein Geld für ihre Leistung und die Hilfesuchenden müssen auch nichts dafür bezahlen.

Um Helfen und Sorgen theoretisch fassen zu können, bediene ich mich mehrerer Bezeichnungen, die ähnliche Assoziationen hervorrufen, jedoch situativ und kontextbezogen unterschiedlich genutzt und interpretiert werden können, so zum Beispiel Hilfe, Sorge, Care, Fürsorge, Ehrenamt, Solidarität und Freiwilliges Engagement. Dabei möchte ich die nachbarschaftlichen, nachbarschaftsähnlichen oder institutionell organisierten Hilfestrukturen, die ich untersuche, als eine spezifische Form innerhalb verschiedener Hilfeformen mit verschiedenen Konzepten und weiteren Begrifflichkeiten herausarbeiten.

Zunächst folgt eine Einführung in die Bedeutung von Fürsorgerationalität (2.1.2), dann in einen Hilfebegriff, der sich im Spannungsfeld von Gemeinschaft und Gesellschaft bewegt und in dem die Hilfeformen mit den hier gesellschaftstheoretisch relevanten Zusammenhängen in Beziehung gesetzt werden (2.1.3). Hier gehe ich auf die voraussetzungsvolle Form des Hilfeannehmens und die Bedeutung von Reziprozität ein und begründe, warum ich mich für die Bezeichnung *Hilfesuchende* entschieden habe (2.1.4). Um den Begriff *Hilfebietende* zu schärfen, schließt danach eine Diskussion um freiwilliges Engagement und Solidarität an (2.1.5). Konzepte von Care und die Begründung für den Begriff der Hilfebeziehung und des Hilfepaars fasse ich abschließend zusammen (2.1.6) und stelle erste Bezüge zu methodologischen Fragen her (2.1.7).

2.1.2 Die Bedeutung von Fürsorgerationalität

Helfen und Sorgen sind soziale und alltägliche Handlungen, ohne die wir nicht überleben könnten. Margrit Brückner geht davon aus, dass alle Menschen einerseits auf Sorge von anderen angewiesen sind und zudem als potenziell Sorgende infrage kommen (vgl. Brückner 2018: 213). Um die in dieser Arbeit befragten Menschen in Hilfebezügen und deren soziale Zusammenhänge zu analysieren, ist eine Perspektive auf Rollen sowie die Art und Eingebundenheit der vermittelten ehrenamtlichen Hilfen, die in dieser Arbeit im Mittelpunkt stehen, sinnvoll. Um Hilfe differenziert betrachten zu können, beginne ich mit einer konzeptionellen Perspektive und führe diese zunächst mit einem Zitat von Kari Waerness (2000) ein:

„Hole ich einer Person, die es eigentlich selber machen kann, die Hauschuhe oder serviere ihr einen Kaffee, so ist das nach meiner Definition eine persönliche Dienstleistung. Wenn ich das gleiche aber für jemanden tue, für den ich Verantwortung trage, da er oder sie es entweder gar nicht oder nur mit großer Mühe selbst tun kann, so bezeichne ich dies als Fürsorgearbeit. Die beiden Situationen unterscheiden sich durch den Status von Gebenden und Empfangenden. Gewöhnlich zeichnet sich ein höherer sozialer Status dadurch aus, daß jemand mehr persönliche Dienstleistungen empfängt als gibt. In einem asymmetrischen Fürsorgeverhältnis verhält sich das anders: Hilflosigkeit und Abhängigkeit der Empfänger machen ihn oder sie zu Statusunterlegenen.“ (Waerness 2000: 55)

Waerness setzt dieses Beispiel ein, um den sozialpolitischen Begriff der Fürsorge zu beschreiben. Fürsorgearbeit, dies sie als Kontrast zur Beziehungsarbeit setzt, ist somit eine Handlung für Menschen, die nicht mehr oder nur teilweise für sich selbst sorgen können, also für hilfebedürftige Menschen (vgl. Waerness 2000: 54ff). Sie betont das in diesem Zusammenhang auftretende asymmetrische Verhältnis von Hilfegebenden und -empfangendem in einer

Fürsorgebeziehung (ebd.). Damit setzt sie einen sensiblen Umgang mit der Bedürfnisaushandlung der Hilfeempfangenden voraus und bewertet die Stärkung der Selbstständigkeit als gute Fürsorgearbeit und macht gleichzeitig auf geschlechtliche Ungleichheiten aufmerksam, die damit verbunden sind (ebd.). Fürsorgearbeit als Beziehungsarbeit ist meistens nicht entlohnt, unsichtbar, kaum lange anhaltend und im Wesentlichen Frauenarbeit, die mittlerweile in noch kürzerer Zeit bewältigt werden muss (ebd.). Fürsorgearbeit im nachbarschaftlichen Kontext ordnet sie in eine Sphäre, die sich zwischen öffentlicher und privater Fürsorge bewegt (vgl. ebd.: 56). In dem von ihr aufgestellten Ordnungssystem, das sich zwischen privater und öffentlicher Sphäre mit unterschiedlichen Hilfeangeboten bewegt, werden öffentlich organisierte Hilfen entsprechend verbindlich und formal normiert (ebd.) und auch spezialisiert, so dass der Beziehungsmodus in unterschiedlichen Sphären einen unterschiedlichen Charakter hat (ebd.: 57). Sie bringt weitere Differenzierungen in diesen Begriff, z.B. durch Typologien, die sie als resultatsorientiert, funktionserhaltend und negativ verlaufend einteilt (ebd.). Dabei unterscheidet sie nicht nur zwischen der Menge geleisteter Hilfe, sondern auch zwischen sichtbarer und unsichtbarer, zwischen entlohnter und nicht entlohnter und zwischen abstrakter und mitfühlender Hilfe (ebd.: 58). Ihr Vorschlag, das Wissen über Fürsorge in all seinen unvorhersehbaren und möglicherweise ineffizienten Facetten zu rationalisieren, umfasst nicht nur die organisatorische und analytische Betrachtung von Planung und Verwaltung, sondern legt auch einen bewussten Schwerpunkt auf emotionale Aspekte wie Gefühle, Zuwendung und Anerkennung.

Kari Waerness bietet mit dem Begriff der *Fürsorgerationalität* ein Gegenkonzept zu einer funktionalistischen und technokratischen Vorstellung von Sorge an, die, je professioneller, öffentlicher und dienstleistungsorientierter sie wird, desto weiter entfernt ist von den Bedürfnissen der Betroffenen. Waerness stärkt damit auch den wissenschaftlichen Diskurs, der ein Hilfearrangement unter Beziehungsaspekten untersucht und Hilfe und Fürsorge in allen Facetten, Rollen, Potenzialen und Begrenzungen in den Mittelpunkt stellt (vgl. Waerness 2000; Brückner 2018b: 100). Damit regt sie an, auch in der Forschung der Fürsorge im Sinne eines Begriffes nachzugehen, der die Gesamtheit von Fürsorge abdeckt. Damit sollen insbesondere die Bedeutung und das Gewicht einer solchen Fürsorge analysiert werden, die ansonsten unentgeltlich und eher von Frauen und eher im privaten geleistet wird.

Auch Elisabeth Conradi (2001) schließt sich mit ihrem Konzept von Care-Ethik einer solchen Positionierung an. Sie versteht Care nicht als eine explizite Sorge oder Hilfe, sondern als Aufmerksamkeit einer Person für eine andere (vgl. Conradi 2001). Aus ihrer Sicht ist Care eine interaktiv menschliche und gesellschaftlich abbildbare aktive Beziehungspraxis, die sich mit der Herausforderung von Asymmetrie, Autonomie und Reziprozität, Grenzen der Kommunikation und Reflexion beschäftigen muss (ebd.). Mit dem Begriff der *In-*

terrelationalität schaut sie auf bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse in Sorgebeziehungen und -verhältnissen, beleuchtet gesellschaftliche Sorgebedingungen, verdeutlicht die Komplexität von Sorgehandeln und Sorgeräumen mit einer feministischen bzw. normativen Perspektive und den damit verbundenen Notwendigkeiten indizierter Lern- und Bildungsgelegenheiten (ebd.). Das bedeutet zum einen, Hilfe auf verschiedenen Ebenen, in verschiedenen Situationen, unter macht- und geschlechterkritischer Perspektive zu erfassen, zum anderen aber auch, mit den Menschen, die Hilfe benötigen und denen, die die Hilfe leisten, zu sprechen und ihre Lebenswelten zu verstehen. Die Handlungspraktiken aus der Mikroperspektive organisierter Hilfebeziehungen zu rekonstruieren, soll damit zum einen die Perspektive auf diejenigen richten, die aus ihrem Alltag erzählen und zum anderen einen rekonstruierten Zugang zu gesellschaftlichen Zusammenhängen zeigen, die im Hilfekontext relevant sind.

2.1.3 Der Hilfebegriff zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft

Um Hilfe theoretisch zu fassen, greife ich zunächst auf das Konzept von Hans Scherpner⁵ zurück, der in seiner „Theorie der Fürsorge“ von 1962 „Hilfe“ als „eine Urkategorie des menschlichen Handelns“, als „ein Verhalten im menschlichen Zusammenleben“ sowie auch als „eine gesellschaftliche Kategorie“ bezeichnet (Scherpner 1962: 122). Hilfebedürftige:r und Helfer:in sind beide im Hilfeprozess zugegen, der durch das gegebene Verhältnis zueinander und die gesellschaftliche Situation bestimmt ist (vgl. ebd.: 123). Scherpner setzt in der „Hilfe immer die Bejahung des anderen und seiner Existenz voraus, die ihren Grund darin hat, dass wir ihn als zu uns gehörig anerkennen.“ (ebd.). Die „Verbundenheit in der menschlichen Gemeinschaft, die die volle menschliche Existenz aller ihrer Glieder in sich einbezieht und bejaht“ (ebd.), drückt sich in der Hilfeleistung aus. Hilfe ist damit eine „Funktion der Gemeinschaft“ (ebd.: 124). Er grenzt die Hilfe damit zunächst zum Begriff „Gesellschaft“ ab. Mit dieser Unterscheidung der Kategorien „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ bezieht sich Scherpner auf Ferdinand Tönnies, nach dessen soziologischem Konzept zu einer Gemeinschaft gehört, wer den Raum – auch als Individuum – (mit-)besitzt und gestaltet (vgl. ebd.: 125). Je stärker dabei die Gemeinschaftsbindung ist, umso stärker sind der Hilfewille und damit gegenseitige Verantwortungsübernahme und die „Lebensfunktion“ dieser menschlichen Gemeinschaft (ebd.). Dabei haben Verschiedenheiten zwar ihre Berechtigung, aber Spannungen können regelbedingt die Gemeinschaft stören (vgl. ebd.: 126f.). Hilfe wird damit zum gemeinschaftlichen Bestreben und die fürsorgende Hilfe stärkt die persönlichen Existenzen (vgl. ebd.: 128). Einige Forschungsprojekte beziehen sich ebenfalls auf die soziologischen Theorien von

⁵ Hrsg. von Hanna Scherpner 1962/1974.

Tönnies⁶, da das Spannungsfeld der nachbarschaftlichen (und vor allem organisierten) Hilfe damit gut erklärbar ist, welches sich zwischen dem gemeinschaftlichen „Wesenswillen“ und dem gesellschaftlichen „Kürwillen“ bewegt (vgl. ebd.; Tönnies 2012). Hilfeprozesse, die nicht (mehr) in der Gemeinschaft ausgeführt werden können (wollen), werden dann zu einer gesellschaftlichen Aufgabe und müssen auch nach ihren Ordnungen organisiert werden (vgl. Scherpner 1962: 128).

Ferdinand Tönnies, Max Weber und Georg Simmel bieten unterschiedliche Perspektiven auf die Dynamik sozialer Beziehungen, die auch für das Verständnis von Hilfebeziehungen relevant sind. Wenn Tönnies zwischen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ als idealtypische Ordnungen unterscheidet, basiert Gemeinschaft auf affektiven Bindungen und emotionaler Nähe, während Gesellschaft durch rationales, zweckorientiertes Handeln und institutionelle Regeln geprägt ist (vgl. Lichtblau 2000: 424). Diese Dichotomie soll den Gegensatz zwischen traditionellem und modernem sozialen Zusammenleben verdeutlichen.

Max Weber differenziert diesen Ansatz weiter, indem er die Begriffe „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ als idealtypische Pole eines Kontinuums fasst: Vergemeinschaftung beruht demnach auf subjektiv empfundener Zusammengehörigkeit, wie sie in Nachbarschaftshilfe oder familiären Kontexten vorkommt, während Vergesellschaftung durch rationalen Interessenausgleich und zweckorientierte Vereinbarungen geprägt ist (vgl. ebd.: 426). Weber betont die zunehmende Rationalisierung sozialer Ordnungen, die in der Vergesellschaftung durch gesetzte Regeln und formale Strukturen Ausdruck findet. Gleichzeitig erkennt er fließende Übergänge zwischen diesen beiden Idealtypen an. Georg Simmel dagegen legt den Fokus auf die Prozesshaftigkeit sozialer Interaktionen. Er beschreibt „Vergesellschaftung“ als eine dynamische Wechselwirkung zwischen Individuen, durch die soziale Strukturen entstehen und sich verändern (vgl. Simmel 1908: 9). Dabei betont er die Bedeutung der Formen sozialer Interaktion, unabhängig von deren inhaltlicher Ausgestaltung.

Hilfe und Sorge interpretiere ich damit zunächst als besondere Formen innerhalb von „Vergemeinschaftung“: einmal als eine positive Wechselwirkung zwischen Individuen, die auf spezifischen Bedürfnissen basiert, oder auch als engere, kontinuierliche Verantwortung für andere Menschen, die familiäre oder gemeinschaftliche Bindungen stärkt. Allerdings lassen sich Hilfen und Hilfebeziehungen ebenso als Vergesellschaftung entwerfen, je nachdem, ob sie vermehrt Absprachen und geregelte Strukturen benötigen. Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen bewegen sich damit in diesen Spannungsfeldern zwischen affektiven Bindungen, rationalen Vorgaben und dynamischen Prozessen der Beziehungsgestaltung.

⁶ Siehe auch Reutlinger et al. (2015), Brüschweiler et al. (2015), Hüllemann et al. (2015), Hahmann (2013), Vogelsang et al. (2018).

Grundmann und Osterloh (2019) zeigen, dass Gemeinschaft nicht durch räumliche Nähe oder normativ zugeschriebene Identität existiert, sondern erst durch interaktive Aushandlungen und gemeinsames Handeln konstituiert wird (vgl. Grundmann/Osterloh 2019: 1f.). Hilfeprozesse, die somit weniger als Gemeinschaftskonzept funktionieren, sind meist durch „nachträgliche/künstliche“ (Scherpner 1962: 128) Assoziationen von Individuen mit ihren Interessen, Zielen und Zwecken bestimmt, deren Raum kein „konstituierendes Moment“ ist, wozu vertragliche und verbindliche Vereinbarungen gehören (ebd.). In den von mir untersuchten sozialräumlich organisierten Hilfearrangements sind diese Strukturen durch schriftliche Verabredungen geregelt. Da sich die Menschen zu Beginn nicht kennen, liegt auch keine grundlegende gemeinschaftliche Basis bzw. auch keine langjährige Abhängigkeit oder Vernetzung vor, wie sie üblicherweise von verlässlichen Beziehungsstrukturen im Familien- oder Freundeskreis erwartet werden. Das Narrativ einer nachbarschaftlichen Hilfe, dessen sich meist die organisierten Hilfeinitiativen bedienen, kann aber in einem selbstorganisierten Stadium Merkmale von gemeinschaftlicher Hilfe aufweisen, je nachdem, durch welche gemeinschaftlichen Regeln das ländliche oder urbane Umfeld bestimmt wird oder wie gewachsen einzelne Beziehungen sind. Nachbarschaftsähnliche Hilfeprojekte, die in einem sozialräumlichen Kontext organisiert sind, bewerte ich mit der Perspektive von Scherpner/Tönnies eher als gesellschaftlich geprägte Hilfen, da sie zwar von zivilgesellschaftlich tätigen Freiwilligen organisiert werden, aber die persönlichen Bindungen der Hilfepaare erst hergestellt werden müssen.

Wenn sozialräumlich organisierte Hilfeleistungen demnach als mehr gesellschaftlich zu beschreiben sind, lassen sie sich auch als eine dienstleistungstheoretische Perspektive beschreiben, die soziale Hilfen als soziale Dienste (haupt- und ehrenamtlich) bezeichnet. Die zeitgleiche Interaktion („uno-actu-Prinzip“) zwischen Dienstleistungsproduzent:in und Konsument:in (hier Hilfesuchende und Hilfebietende) produziert innerhalb der Dienstleistung eine Veränderung der Person des/der Dienstleistungskonsument:in mit dem „Ziel, die Handlungskompetenzen, Wissensbestände oder psychischen Dispositionen zu verändern“ (Evers et al. 2011: 10). Zur passgenauen Ausgestaltung (vgl. ebd.: 11) wird den Hilfesuchenden eine Nutzer:innenrolle zugesprochen, in der sie sich den „Gebrauchswert“ aktiv aneignen (Schaarschuch 2008: 202) und mit den Helfenden aushandeln. Kessl/Otto (2011: 2) fassen die Merkmale einer personenbezogenen Dienstleistung „als Herstellung eines weitgehend nicht-materialisierten“ und „nicht lagerfähigen“ Produktes, dessen Beteiligte im Produktions- und Konsumtionsprozess anwesend sind, zusammen. Im Hinblick auf sozialräumlich organisierte Hilfearrangements wäre dies denkbar, gibt aber wenig Antworten auf den gemeinschaftlichen Hilfeprozess, der durch Lernen und Bildung beider Beteiligten bestimmt ist. Im Sinne von Hilfe als Teilhabe an der Gesellschaft schließen Meder/Vogel Hilfeleistungen als Dienstleistung

aus, weil diese nur „in der Gesellschaft mit Bezug auf das Teilsystem der Wirtschaft bestimmt sind. Hilfe aber ist die Handlungsform, die den Einzelmenschen unterstützt, an und in der Gesellschaft teilzuhaben, zu partizipieren und mitzumachen.“ (Meder/Vogel 2008: 78).

Daniela Böhringer, Sarah Hitzler und Martina Richter (2022) unterbreiten einen weiteren Vorschlag für die theoretische Einordnung von Hilfe, indem sie zwischen situativer und organisatorischer Hilfe unterscheiden (Böhringer et al. 2022: 15). Situative Hilfe ist eher beiläufig und findet im sozialen Alltag statt (ebd.). Sie ist auch dadurch gekennzeichnet, dass objektiv vorhandene Probleme gelöst werden und eine soziale und gegenseitige Kooperation erwartet wird (ebd.). Situative Hilfe stellt somit unorganisiertes Handeln dar, das nach Scherpner einen gemeinschaftlichen Charakter im Sinne eines Gemeinwesens hat, wenn die zur Gemeinschaft gehörenden Menschen betroffen sind. Die organisierte Form der Hilfe, der die alltägliche Selbstverständlichkeit fehlt, ist konkretisierter, reduzierter, kontextgebundener, strukturierter, unterliegt ebenfalls Regeln und Interaktionslogiken und es werden soziale Kompetenzen vorausgesetzt (vgl. ebd.: 16). Aufgrund der zugrundeliegenden Vereinbarungslogik zeigt diese Hilfe eine gesellschaftliche Handlungspraxis. Mit dieser theoretischen Skizze fokussieren Böhringer et al. auf professionelles Helfen, beziehen aber auch Kontexte der Freiwilligenarbeit ein, in denen situative und institutionelle Kontexte gleichzeitig wirken (vgl. ebd.: 22). Helfen wird anhand der Regelbindung an Relationalität, Interaktion, Kontextualisierung und Prozesshaftigkeit beschrieben (ebd.).

Wenn Grundmann und Osterloh (2019) von Gemeinschaft als prozesshaftem Phänomen sprechen und dafür eine mikrosoziologische Perspektive auf wechselseitige Bezugnahmen erfordern, passt diese Perspektive auch für die Analyse sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen, da hier ebenfalls die Frage im Zentrum steht, unter welchen Bedingungen gemeinsame Handlungspraxen zur Konstitution nachhaltiger Vergemeinschaftungsformen führen können (Grundmann/Osterloh 2019: 3f.).

Die bisherigen Betrachtungen von Hilfe, Sorge und Care lenken den Fokus auf die Prozesse der Gestaltung und Veränderung von Beziehungen, die durch das Spannungsverhältnis von Gesellschaft und Gemeinschaft bestimmt werden. Dabei ist entscheidend, wie diese Prozesse in den Handlungspraktiken sichtbar werden und welche normativen Vorstellungen sie prägen. Hier setzt die Analyse der Arbeit an, um die Frage zu beantworten, welche Verständnisse von Hilfe, Sorge und Care sich in den Erzählungen der Beteiligten zeigen und wie diese das Zustandekommen und die Dynamik von Hilfebeziehungen beeinflussen. Diese Leitfrage bezieht normative Perspektiven stärker ein und soll machtabhängige Exklusionen sowie partizipative, emanzipatorische Potenziale sichtbar machen. Sie bildet zugleich die Grundlage für eine Rückbindung der Analyse an die zentralen Erkenntnisinteressen meiner Forschung.

2.1.4 Hilfesuche und die Bedeutung von Reziprozität

Hilfebeziehungen sind aufgrund des zu klärenden Hilfebedarfs und des dazu passenden Hilfeangebotes zunächst voraussetzungsvoll. So kann der Hilfebedarf mit „Formen der sozialen Beschämung und subjektiven Gefühlen der Scham einhergehen. Hilfe zu erhalten erfordert, als eine Person betrachtet zu werden, die eine Situation nicht autonom bewältigt und auf andere sozial Überlegene angewiesen ist. In der Beziehung der gegenseitigen Hilfe ist eine Dynamik eingelassen, welche die Überwindung solcher Unterlegenheit und erfahrender Beschämung ermöglicht.“ (Scherr 2017: 410). Kari Waerness betont in diesem Zusammenhang, dass Hilflosigkeit und Abhängigkeit die Person zu einem Statusunterlegenen machen (vgl. Waerness 2000: 55). In reziproken Hilfebeziehungen erhält der Hilfebedürftige normalerweise die Möglichkeit, mit „Rückgabe“ der Hilfe „seine Würde als autonom handlungsfähiges Individuum wiederzuerlangen.“ (ebd.). Das Prinzip der Reziprozität bedeutet dann, dass Menschen, die helfen, Hilfe zurückerhalten bzw. „diejenigen nicht verletzen, die ihnen geholfen haben“ (Gouldner 1960 in Hahmann 2013: 69). Dabei ist Reziprozität nicht bedingungslos, sondern muss in entsprechenden Strukturen, wie z.B. Freundschaftsbeziehungen, gepflegt werden (vgl. ebd.: 70). In Hilfeprozessen, in denen diese Reziprozität nicht möglich ist, wird insbesondere professionelle Hilfe „somit in strukturell asymmetrischen sozialen Beziehungen, in denen Individuen bzw. sozialen Gruppen Hilfebedürftigkeit, d.h. die Unfähigkeit, ein psychisches oder soziales Problem mit den verfügbaren kognitiven, emotionellen, sozialen, kulturellen oder materiellen Ressourcen zu lösen, zugeschrieben wird.“ (ebd.), geleistet. Die Machtdimensionen in der professionellen Hilfegewährung oder -verweigerung müssen hier reflektiert und durch ethisch-moralische Regeln eingegrenzt werden (ebd.).

Siegfried Müller (2001) sieht die Beziehung zwischen Hilfebedürftigen und Helfer:innen „durch eine Differenz gekennzeichnet“: „Die einen verfügen über etwas, was den anderen fehlt und was sie benötigen. Abstrakt geredet ist Hilfe eine Form des Bedarfsausgleichs.“ (Müller 2001: 180). Hilfe in familiären und freundschaftlichen Beziehungen wird in diesem Zusammenhang vorausgesetzt. Im Gegensatz dazu orientiert sich die Hilfeerwartung im Rahmen der Nachbarschaftshilfe normalerweise an einer Norm der Gegenseitigkeit und ist nicht an bestimmte Kompetenzvoraussetzungen gebunden (ebd.). Familiäre Hilfeleistungen sind in die Alltäglichkeit des familialen Reproduktionszusammenhangs eingebunden. Wenn Hilfe in Netzwerken des sozialen Umfelds im Rahmen bestehender sozialer Beziehungen geleistet wird, ist die bestehende Intensität entscheidend, da langfristige soziale Beziehungen vor dem Hintergrund der Reziprozitätsannahme mehr Flexibilität zulassen (ebd.: 181).

Alisch et al. (2018) haben in ihrer Bedürfnisanalyse gezeigt, dass die Adressat:innen der ehrenamtlich organisierten Hilfeinitiativen vor allem legitimiert interpretierte Hilfe akzeptiert haben. Gleichzeitig wurde die Scham über

die Abwesenheit der eigenen (nicht helfenden) Familie und der eigenen Kinder deutlich. Der angebotene „Besuchsdienst“ wurde meist nur von Angehörigen gebucht und nicht von den Hilfebedürftigen selbst thematisiert. Darauf lässt sich schließen, dass es nicht beliebig ist, von wem die Hilfen ausgeführt werden. Vielmehr gelingt eine Hilfebeziehung eher, wenn sie den Charakter von Freundschaft oder Wahlverwandschaft hat, die durch einen vertrauten Beziehungs- und Bindungsaufbau gekennzeichnet ist und in dem man den „Status als Fremde verlieren“ kann (vgl. Alisch et al. 2018: 91f.). „Fremde“ um Hilfe bitten wurde als „Notlösung“ gesehen und in einem Atemzug mit „Heim“ genannt (ebd.). Die Sichtbarwerdung für das „Das Soziale“, was im BUSLAR-Projekt in der Unterstützungsbeziehung als entscheidend herausgearbeitet wurde, z.B. der „Erhalt der Lebensqualität“, die „Ermöglichung verschiedener sozialer Kontakte“, die „Einbettung von älteren Menschen in Beziehungen“ (ebd.: 97), zeigt ein starkes Bedürfnis nach Verlässlichkeit in den Hilfebeziehungen.⁷ Zusätzlich zur Perspektive von Scham bei der Hilfesuche von Scherr lässt sich erahnen, warum Menschen trotz Hilfebedarf keine (nachbarschaftlich organisierte) Leistung annehmen. So haben Menschen zwar einen Hilfebedarf und auch das entsprechende Angebot, nehmen die Hilfe aber trotzdem nicht an, da die Hilfebeziehung möglicherweise nicht ihrem legitimierten Anspruch oder der Vorstellung, wie die Hilfe gestaltet sein müsste, entspricht. Trotzdem suchen sie eine Lösung für ihren Hilfebedarf und wenden sich in irgendeiner Form an eine Hilfeinitiative, so dass ich sie *Hilfesuchende* genannt habe. Entscheidend ist dabei, dass nicht nur die thematisierte Hilfe gesucht wird, sondern auch die passende Person, die hilft und die passende Rahmung dafür.

2.1.5 Hilfeangebot und die Bedeutung von freiwilligem Engagement und Solidarität

Neben der Analyse der Hilfesuche ist es ebenso wichtig, das in verschiedenen Initiativen thematisierte und dokumentierte Hilfeangebot zu betrachten. Dabei bewegen sich die freiwillig engagierten Hilfebietenden in unterschied-

⁷ Kunstreich (2012) betont, dass die Wirksamkeit von „Orten verlässlicher Begegnung“ nicht in der bewussten Herstellung von Ergebnissen liegt, sondern im Ermöglichen und Entstehen von Gelegenheiten durch das Zusammenbringen von Ressourcen und Personen. Professionelle Soziale Arbeit wird dabei als ein Balanceakt beschrieben: Sie muss sowohl in institutionellen Strukturen verbindlich agieren als auch in lebensweltlichen Kontexten flexibel und vertrauensvoll handeln, wobei sich professionelles Handeln idealerweise zurücknimmt, um die Eigenwirksamkeit der Beteiligten zu fördern. Auf den Freiwilligenkontext übertragen bedeutet dies, dass Hilfebietende Verlässlichkeit als zentrale Grundlage für gelingende Beziehungen benötigen und dies eine Anforderung darstellt, die auch Freiwillige erfüllen müssen, um stabile und vertrauensvolle Unterstützung zu gewährleisten. (Kunstreich 2012).

lichen Diskursen, die Ehrenamt, Engagement oder Freiwilligenarbeit umfassen. Diese Hilfebeziehungen können nicht nur durch die Unterscheidung zwischen professioneller und ehrenamtlicher Hilfe betrachtet werden, sondern auch in Bezug auf die Differenzierung zwischen öffentlichem und privatem Raum, Konzepten von Gemeinschaft und Gesellschaft sowie im Kontext von Dienstleistungs-, Sorge- und Care-Debatten.

Im *Zweiten Engagementbericht* wird Engagement als „eigenständiger und eigensinniger Ausdruck individueller oder selbstorganisierter Tätigkeit“ beschrieben und als gesellschaftlich entlastende Care- oder Dienstleistung verstanden (BMFSFJ 2016). Der *Freiwilligensurvey* definiert *Freiwilliges Engagement* als freiwillige und gemeinschaftsbezogene Aktivitäten, die im öffentlichen Raum stattfinden und nicht auf materiellen Gewinn ausgerichtet sind (vgl. Simonson et al. 2019: 14). Der Begriff *Bürgerschaftliches Engagement*, geprägt durch die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“, umfasst freiwillige, gemeinwohlorientierte, öffentlich stattfindende und nicht auf finanziellen Gewinn abzielende Tätigkeiten (vgl. Olk et al. 2011). Diese Form des Engagements wird als potenziell gestaltend für die Gemeinwesenarbeit betrachtet, wobei Begriffe wie Eigensinn⁸, Vielfalt und Demokratie oft damit in Verbindung gebracht werden (ebd.). Roth (2022) warnt jedoch vor der Gefahr, dass die instrumentalisierte Praxis den partizipativen Kern des Engagements gefährden könnte, etwa durch Management, Steuerung, Monetarisierung oder Professionalisierung (vgl. Roth 2022).

In der Praxis der Hilfeinitiativen spiegelt sich diese Dynamik in formalen Prozessen wider, wie dem Ausfüllen von Anträgen zur Festlegung der Art und Umstände der benötigten oder angebotenen Unterstützung. Wenn es zu Übereinstimmungen kommt, werden die Betroffenen zusammengebracht und die Hilfe koordiniert. Auch wenn die hier beforschten Hilfebeziehungen keine finanziellen Leistungen beinhalten und grundlegenden Engagementcharakter haben, können sie dennoch tief in private Räume eingreifen. Denn das primäre Ziel vermittelnder Hilfeinitiativen besteht darin, hilfesuchenden Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen. Freiwilliges Engagement wird als zentrales Potenzial gesehen.

Der *Freiwilligensurvey* betont, dass Hilfebietende ihre Tätigkeit oft trotz möglicher Belastungen als Gewinn an Lebensqualität erleben. Diese Win-Win-

⁸ Der Begriff „Eigensinn“ im Kontext des bürgerschaftlichen Engagements beschreibt die individuellen, subjektiven Vorstellungen und Motivationen, die Engagierte mit ihrem Handeln verbinden. Engel et al. (2019) zeigen in ihrer Analyse, dass nachhaltiges freiwilliges Engagement nicht durch äußere Steuerung oder moralischen Druck erzwungen werden kann, sondern sich aus der selbstbestimmten Sinngebung der Engagierten ergibt. Eine erfolgreiche Engagementförderung erfordert daher den Dialog über diese individuellen Motive und die strukturelle Rahmung von Freiwilligenarbeit, die Eigensinn als Ressource versteht und nicht als Hindernis betrachtet. (Engel et al. 2019).

Situation zeigt sich auch bei den Hilfesuchenden, die durch die erhaltene Unterstützung an Selbständigkeit und Freiheitsgraden gewinnen. Vogel und Tesch-Römer (2017) bewerten informelle Unterstützung, außer in Fällen wie schwerer Demenz, als reziproke Hilfe, da Engagierte in der Regel einen persönlichen Nutzen darin erkennen (vgl. Vogel/Tesch-Römer 2017: 280).

Dabei beteiligt sich fast die Hälfte der stetig steigenden Zahl der Engagierten aus eigener Initiative. Unterschiede in Alter und Bildung werden in dieser Untersuchung kaum deutlich, obwohl ein höherer sozioökonomischer Status das Engagement tendenziell begünstigt (vgl. Simonson/Hameister 2017: 439). Diese Ungleichheit impliziert, dass nicht alle sozialen Gruppen gleichermaßen Zugang zu Engagementmöglichkeiten haben (vgl. Backes 2006: 76). Eine Förderung, die soziale Schranken überwindet, könnte im Sinne Bourdieus (ebd.; Bourdieu 1987) Brücken über soziales, symbolisches und kulturelles Kapital schlagen. Da der Freiwilligensurvey 2019 in Bezug auf Geschlecht, Alter, Bildungs- und Migrationshintergrund deutlich unterschiedliche Zugänge und Arbeitsweisen im Engagement identifiziert hat, befasst sich der (aktuelle) Vierte Engagementbericht der Bundesregierung explizit mit den „Zugangschancen zum freiwilligen Engagement“.⁹ Allerdings können bestimmte informelle, gelegentliche, private oder weniger sichtbare Engagementformen möglicherweise nicht erfasst werden, da sie von den potenziell Engagierten selbst nicht als solche bewertet werden (vgl. May/Alisch 2013; Rubin 2017; Miesen 2022). Die Untersuchungen mit den *Hilfebietenden* und ihrer Aktivitäten verdeutlichen die Komplexität und die Diversität des Engagements. Es ist entscheidend, diese Vielfalt anzuerkennen, zu fördern und die Deutung des Engagements kritisch zu hinterfragen, um eine breite gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen.

Die Unterstützung für andere aus unterschiedlichen Interessen heraus wird auch unter den Konzepten von Solidarität diskutiert. Émile Durkheim argumentierte, dass Solidarität für den gesellschaftlichen Zusammenhalt unerlässlich ist und soziale Ordnung nur durch die Bereitschaft der Individuen entsteht, sich zugunsten gemeinschaftlicher Normen und Interessen einzuschränken (vgl. Durkheim 1992/1893). Diese Normen zwingen die Menschen, über ihren eigenen Egoismus hinaus Rücksicht auf andere zu nehmen und damit die gesellschaftliche Solidarität zu stärken (ebd.). Auch hier zeigen sich wieder Spannungsfelder zwischen Verständnissen von Gemeinschaft und Gesellschaft. Wenn die Sorge für andere und für sich selbst grundlegende menschliche Bedürfnisse sind (vgl. Neumann/Winker 2018: 113), kann die „Handlungsfähigkeit als Verfügung über die eigenen relevanten Lebensumstände“ (ebd.: 116) der Hilfesuchenden dabei ebenso wichtig sein wie das Bedürfnis nach Hilfe selbst (ebd.). Da sich die vermittelten Personen anfangs nicht kennen, ist

⁹ Weitere Informationen dazu finden sich bisher auf der Homepage des BMFSFJ: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/lisa-paus-gibt-vierten-engagement-bericht-in-auftrag-223676>.

einer solidarischen Praxis, die die Handlungsspielräume (für alle) erweitert, eine wichtige gesellschaftsverändernde – solidarische – Komponente inhärent (ebd.). Da sich die Hilfebeziehung von innerfamiliären und professionellen Hilfen abgrenzt und sich zunächst eine fremde Beziehung andeutet (ebd.: 117), wird sie hier auch als *solidarische Hilfe* bezeichnet (vgl. Jänsch 2024: 81), da diese verschiedene Interessen einschließt. Der Kern organisierter Unterstützung zur Aufrechterhaltung von sozialer Ordnung ist in den Hilfeangeboten inhärent und der Appell zur Aktivierung potenziell Helfender ist in vielen Programmen verankert. Joachim Weber (2019) erweitert den Solidaritätsbegriff, indem er ihn auf eine kollektiv erzeugte Identität stützt, die durch geteilte Merkmale entsteht (vgl. Weber 2019: 23). Im demokratischen Hilfediskurs liegt der Fokus damit weniger auf dem Hilfebedarf, sondern vielmehr auf den Mitgestaltungsrechten, dem Engagement, der Selbstorganisation und den Autonomieräumen der Beteiligten sowie dem Empowerment benachteiligter Gruppen (ebd.). Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass Solidarität nicht nur individuell und nicht nur im Mikrokosmos Hilfebeziehung zu sehen ist, sondern ein gelingendes Leben für eine gesamte Gesellschaft – für alle – vorsieht, was sich auch im Konzept der „Care Revolution“ (Neumann/Winker 2022: 127) niederschlägt. Aus der Perspektive gesellschaftlicher Diskurse, Interessen, Motivationen und biografischer Konzepte der Beteiligten an Hilfebeziehungen ist es besonders relevant zu untersuchen, ob und in welcher Weise Solidarität sichtbar werden kann.

2.1.6 Hilfebeziehung und die Bedeutung von Careprozessen

Um den Begriff der *Hilfebeziehung* zu schärfen, ist es hilfreich, auf die Care-Konzepte von Margrit Brückner zurückzugreifen, die zum einen die gesellschaftliche Aufgabe als demokratisches Konzept von Care und zum anderen den Beziehungsaspekt betont.

Care als demokratisches Konzept, in dem eine gerechtere Verteilung von Sorgetätigkeiten sowie auch die partizipative Einbeziehung Sorgeleistender und Sorgeempfangender als notwendig erachtet wird, stellt das Spannungsfeld zwischen privater Unterstützung, sozialer Dienstleistung und sozialstaatlicher Versorgung dar (vgl. Brückner 2018c: 212ff.). Caregiver (Unterstützende/ Hilfebietende) wie Carereceiver (Unterstützte/ Hilfesuchende) befinden sich in einem dynamischen Care-Netzwerk, das in „sozialstaatlichen Rahmen einschließlich professioneller Handlungsbedingungen und -möglichkeiten“ (Brückner 2011a: 39) eingebettet ist. Ob gemeinschaftlicher oder gesellschaftlicher Charakter scheint nicht ausschlaggebend, wenn für einen gelingenden Care-

Prozess im Kontext „zwischenmenschlicher Sorgebedürftigkeit“¹⁰ Achtsamkeit und Ressourcenorientierung aller Beteiligten im Vordergrund stehen (ebd.).

Achtsamkeit im Kontext der Hilfebeziehungen bezieht sich auf verschiedene, miteinander verbundene Ebenen der Angewiesenheit: die soziale (Ortlosigkeit), die leibliche (Körperlichkeit) und die individuelle (Eigensinn) (vgl. Brückner 2018a: 53). Diese Ebenen erfordern sowohl Abklärungen zwischen den Beteiligten als auch eine angemessene sozialstaatliche Unterstützung. Auch wenn diese Dimensionen je nach spezifischen Unterstützungsbedarfen unterschiedlich hervortreten, sind sie in allen Praxisfeldern von zentraler Bedeutung für die menschliche Einbindung, das körperliche Wohlbefinden und die Wahrung der Persönlichkeit. Die Ressourcenorientierung konzentriert sich auf den Aufbau und Erhalt förderlicher Strukturen, die den Lebensmittelpunkt sichern, ein Unterstützungsnetzwerk gestalten und Entscheidungsräume im Kontext von Generationen- und Geschlechterzusammenhalt schaffen. Sie umfasst die Kooperation zwischen verschiedenen Unterstützungsgruppen, von familiären bis professionellen, und ist entscheidend für eine umfassende Integration aller Beteiligten (ebd.).

Die auf Verständigung und Abstimmung aufbauende subjektorientierte Sorgetätigkeit benötigt also ausreichend Spielräume in der Gestaltung der Arbeitssituation (vgl. Brückner 2008: 53) und „als demokratisch zu gestaltende gesellschaftliche Aufgabe auf der Basis von Fürsorgerationalität als interaktiv verstandenem Prozess“ (ebd.: 56) ausreichend gesellschaftliche Anerkennung. Unter der Voraussetzung eines Care-Bedürfnisses und -potenzials aller Menschen ist eine verlässliche zwischenmenschliche (auch nachbarschaftliche und auch institutionell organisierte) Form der Hilfe und Sorge füreinander zentral.

Anschlussfähig zeigt sich hier die beziehungs- und handlungsfokussierte Analyse gemeinsamer Interviews mit Demenzerkrankten, Angehörigen und Betreuungskräften von Andrea Leipold¹¹ (2023), die die Gestaltungspraxis dieser Sorgebeziehungen multiperspektivisch untersuchte. Das Kernergebnis ihrer Arbeit zeigt ein von den Beteiligten entwickeltes Konzept von Harmonisierung und deren Einfluss auf das Wohlbefinden der Beteiligten, insbesondere der Demenzerkrankten, um eine gemeinsame Passung zu erreichen, in denen Fragen der Fürsorge, Selbstbestimmung und der Balance zwischen persönlicher Nähe und Distanz geklärt werden müssen (vgl. Leipold 2023: 122). Die Ehrenamtlichen stehen hier zwischen den Bedürfnissen der Angehörigen und den zu Pflegenden, allerdings zielt die Harmonisierung vor allem darauf ab, sich in erster Linie an den Interessen der Menschen mit einer Demenz zu orientieren, um Konflikte vorzubeugen. Für ihr Engagement erhalten die Betreuungskräfte eine Aufwandsentschädigung über die Pflegekasse, die keinem Gehalt

¹⁰ Brückner bezieht sich hier auf Martha Nussbaum (1999): *Gerechtigkeit oder das gute Leben*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

¹¹ Dissertation im Fach Public Health an der Hochschule Fulda.

entspricht, aber auch keine rein solidarische Leistung darstellt, sondern im Spannungsfeld von Monetarisierung im Ehrenamt steht. Da monetäre Aspekte und Fragen der finanziellen Vergütung in meiner Untersuchung unbeachtet bleiben, richtet sich mein Fokus auf Gestaltungsprozesse des Engagements, die unabhängig von ökonomischer Anerkennung wirksam werden.

Abgesehen davon, dass ein Engagement ohne Aufwandsentschädigung von sozioökonomisch eher privilegierten Menschen durchgeführt wird (vgl. BMFSFJ 2024: 138), sind insbesondere altruistische Motive zentral. Der Philosoph Emmanuel Lévinas konzipierte diese Sorgeperspektive vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen als Opfer des Nationalsozialismus und einziger Überlebender seiner Familie und stellt die Verantwortung gegenüber einem anderen Menschen als ethische Notwendigkeit dar (vgl. Lévinas 1995: 32). Die Ethik der Sorge ist Grundlage für einen primär altruistischen, den Egoismus überwindenden Menschen, und ist damit eine Ethik der Sorge im Zusammenleben, die sich am Anderen orientiert (ebd.). Wenn wir davon ausgehen, dass Menschen eine grundsätzliche Fürsorge für andere zeigen, betrifft dies nicht nur diejenigen, die Hilfe bieten, sondern auch diejenigen, die die Hilfe benötigen. Hier schließen sich weitere Fragen um Care-Ethik, Ethik der Fürsorge und der Achtsamkeit an, die interaktive Sorgebeziehungen und deren Gelingen in den Blick nehmen, aber nicht bei den Regeln und der Kulturen des Helfens an sich stehen bleiben, sondern Sorgen als gesellschaftliche Aufgabe in den Mittelpunkt rücken. Dabei werden die subjektorientierte Ebene der Bedürftigkeit der Beteiligten, die interaktive Ebene der Sorgebeziehung, die institutionelle Ebene der Sorgebegleitung und -organisation und die gesellschaftspolitische Ebene einer notwendigen Ethik für das Gelingen von Sorgebeziehungen in der Vernetzung professioneller, ehrenamtlicher oder familialer Hilfen miteinander verknüpft.

Anschlussfähig ist hier auch das gesellschaftsrelevante care-ethische (Utopie-)Konzept von Frigga Haug, das in der sogenannten Vier-in-einem-Perspektive zum Ausdruck kommt (vgl. Haug 2011). Im Zentrum steht die Kritik am gängigen Erwerbskonzept, das einerseits zu wenig Raum für die Reproduktionsarbeit der Erwerbstätigen lässt und andererseits diejenigen, die die Reproduktionsarbeit, hier insbesondere die Sorge für andere, leisten, nicht ausreichend erwerbstätig sein können, um ökonomisch abgesichert zu sein (vgl. ebd.: 242). Darüber hinaus warnt Haug davor, politische und kulturelle Arbeit, insbesondere von Frauen, zu vernachlässigen (ebd.). So kommt sie zu dem Schluss, die täglichen 16 Stunden in vier Bereiche aufzuteilen und diese gleichberechtigt zu füllen: mit je vier Stunden Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit bzw. Care-Arbeit in der Familie und für andere Personen, politischer Arbeit und kultureller Entwicklungsarbeit (ebd.). In allen diesen Bereichen zeigt sich ein bildungsrelevanter Aspekt, der sich nicht nur auf die Weiterentwicklung und Qualifizierung für die Erwerbsarbeit bezieht, sondern auf andere lebensnahe und interessensgeleitete Bereiche. Es geht dabei nicht nur um eine

Umverteilung verdinglichter Güter und Gelder, sondern vor allem um eine Umverteilung von (Lebens-)Zeit. Ähnlich wie bei dem Vorschlag einer politisch zu fördernden und zu präferierenden Care-Ethik geht es Haug um eine gesellschaftspolitische Orientierung, die die notwendigen (auch utopischen) Sorgestrukturen für gelingende Hilfebeziehungen im Blick behalten muss. So stehen Gerechtigkeit und Anerkennung von Sorgetätigkeiten für andere und mit anderen im Vordergrund konzeptioneller Überlegungen zur Gestaltung von Hilfen. Insbesondere anerkennungstheoretische Überlegungen für Care-Tätigkeiten¹² allgemein, die auch professionelle Perspektiven tangieren, fallen in diesen sozialpolitischen Rahmen, der auch Soziale Arbeit als professionellen und nicht nur zufälligen Hilfeprozess anerkennt und die dabei „als gesellschaftliche Aufgabe betrachtet, staatlich organisiert und von eigens dafür ausgebildetem professionellem Personal durchgeführt“ (Gängler 2018: 622) wird.

Somit rückt die Gestaltungspraxis von Hilfebeziehungen ins Zentrum und zeigt, dass Carearbeit auch im Engagementkontext gesellschaftlich höchst relevant ist und Fragen nach Anerkennung, biografischer Verortung und fürsorgeorientierten sozialpolitischen Interventionen aufwirft.

2.1.7 Zwischenfazit: Sozialräumlich organisierte Hilfe zwischen Hilfebedarf, Hilfeangebot und deren komplexen Bedingungen

Die Sichtbarkeit von Hilfe, Sorge und Care lässt sich als Grad der Verantwortung füreinander oder auch Solidarität in einer Gesellschaft ausdrücken. Ihre immense Bedeutung liegt in der Möglichkeit, Teilhabe zu fördern, soziale Ungleichheiten abzubauen und (in)formelle Hilfebeziehungen und -rollen zu stärken. Diese gesellschaftliche Relevanz geht mit einer großen Verantwortung einher, die oft ungleich verteilt ist. In diesem Spannungsfeld zwischen privater Fürsorge, öffentlichen Strukturen und gesellschaftlichen Erwartungen stellt sich die Frage, wie diese Prozesse gestaltet werden (können), um sie sowohl für die Beteiligten als auch für die Gesellschaft tragfähig zu machen.

Hilfe und (Für)Sorge in einer komplexen Gesellschaft sind weder private noch beiläufige Angelegenheiten. Aufgrund sich wandelnder Konstellationen des Zusammenlebens werden sie zunehmend institutionalisiert und standardisiert. Diese Formalisierung kann zunächst dazu beitragen, Hilfe zugänglicher und effizienter zu gestalten. Gleichzeitig birgt sie die Gefahr, dass die persönliche und vertrauliche Basis, die Hilfe benötigt, in Hilfebeziehungen verloren geht. Eine gesellschaftliche Verantwortung für die Versorgung wird dabei oft auf informelle oder gemeinschaftliche Netzwerke abgewälzt, während struktu-

¹² Zur Diskussion von Anerkennung und Gerechtigkeit/Umverteilung ausführlich in Fraser/ Honneth (2003); Anerkennung im Bildungsprozess siehe Stojanov (2006), der sich auf Honneth bezieht.

relle Barrieren wie soziale Ungleichheiten und mangelnde Ressourcen bestehen bleiben. Sorgeprozesse in der Familie, im Freundeskreis oder durch nachbarschaftliche Hilfen bleiben häufig unsichtbar und unerkannt, werden als selbstverständlich betrachtet und insbesondere Frauen* zugeschrieben. Dies zeigt die mangelnde Wertschätzung für Tätigkeiten, die zwar essenziell für das Gemeinwohl sind, aber kaum ökonomische oder symbolische Anerkennung erfahren. Dabei ist Solidarität ein unverzichtbares Prinzip und bietet ein Gegenmodell zu einem individualisierten Verständnis von Hilfe, indem sie auf kollektive Verantwortung und gemeinschaftliche Werte setzt. In einer zunehmend fragmentierten Gesellschaft stellt sich daher die dringende Frage, wie solidarische Praktiken nachhaltig gestaltet werden können.

Die Prozesse von Hilfe, Sorge und Care als Ausdruck einer gesellschaftlichen Verantwortung erfordern ein mikrosoziologisches Verständnis dafür, wie Hilfebeziehungen in konkreten Kontexten gestaltet und erlebt werden. Diese vertiefende Analyse der Dynamik der Hilfe soll herauszufinden, wie sich diese Beziehungen entwickeln, inwieweit Spannungsfelder dabei sichtbar werden und welches Potenzial in ihnen steckt, was in der Frage mündet, wie Hilfesuchende und Hilfebietende gemeinsam tragfähige Beziehungen aufbauen und welche Bedingungen diese Prozesse begünstigen oder behindern.

Besonders relevant scheint in diesem Zusammenhang, wie sich sozialräumliche Bezüge auf die Gestaltung von Hilfebeziehungen auswirken, insbesondere welche Bedeutung Nachbarschaft und Raum dabei einnehmen und ob sie über den Begegnungsort für Hilfebeziehungen hinausgehen bzw. auch symbolisch für Vertrauen, Verlässlichkeit und Solidarität stehen können. Das nächste Kapitel widmet sich daher der Bedeutung von Nachbarschaft und Raum für sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen.

2.2 Sozialräumliche Bestimmungen: Nachbarschaft ist (k)ein soziales Produkt für Hilfeleistungen

Die in dieser Arbeit fokussierten sozialräumlich organisierten Vermittlungsinitiativen werben mit der Idee, eine Hilfe zu fördern, die sich an einer nachbarschaftlichen Unterstützungsbeziehung orientiert. Die sozialen Beziehungen im Kontext Hilfe, die sich aus dem benachbarten Zusammenleben ergeben, werden dabei als Modell für die Organisation von Hilfe auf einen größeren administrativen Raum ausgedehnt: mit Menschen, die sich zwar weder aus der Nachbarschaft noch aus anderen sozialen Zusammenhängen kennen oder miteinander vertraut sind, deren räumliche Beziehung sich aber aus der institutionellen Vermittlungslogik der Organisationen ergeben, die zumeist auf Stadtteile, Quartiere oder Gemeinden territorial abgegrenzt sind. Dies hängt in der Regel mit der finanziellen Förderbasis der Initiativen zusammen.

So sprechen die in dieser Arbeit untersuchten Initiativen von nachbarschaftlicher Unterstützung oder Nachbarschaftshilfe, obwohl die vermittelnden Personen nicht in räumlicher Nähe zueinander wohnen, und bei größeren Einzugsgebieten dabei eher pseudo-nachbarschaftliche Beziehungen entstehen. Ich habe deshalb entschieden, in dieser Arbeit nicht von Nachbarschaftshilfe, sondern von institutionell bzw. sozialräumlich organisierten Vermittlungs- oder Hilfeinitiativen zu sprechen.

Diese Entscheidung möchte ich im Folgenden näher begründen und zunächst eine Verbindung zwischen sozialraumtheoretischen Konzepten, empirischen Ergebnissen und Prozessen des Helfens, Sorgens und Care im Engagementkontext herstellen. Dabei zeigt sich ein Spannungsfeld von Nachbarschaft zwischen räumlich-territorialem und sozialem Verständnis, das sich auch in (diskurs-)theoretischen Bezügen des Sozialraumbegriffs wiederfindet.

Im Folgenden werden daher zunächst sozialraumtheoretische Verständnisse vorgestellt, die sich als anschlussfähig an meine Fragestellungen erweisen (2.2.1). Danach wird diskutiert, wann – in Anlehnung an den Titel des Kapitels – Nachbarschaft ein soziales Produkt für Hilfeleistungen ist und wann nicht (2.2.2), welche sozialpolitischen Konzepte, wie z.B. die „Sorgende Gemeinschaft“, daran anknüpfen und welche empirischen Ergebnisse hier anschlussfähig sind (2.2.3). Abschließend werden methodologische Fragen aufgegriffen, die sich daraus ergeben (2.2.4).

2.2.1 Der soziale Raum als dynamisches Konstrukt: Wechselwirkungen von Interaktionen, Hilfebeziehungen und räumlicher Organisation

Wird der soziale Raumbegriff lediglich als physischer Container verstanden, ist er in erster Linie mit einer geografisch-materiellen Dimension verbunden. Die Betrachtung des physischen Raumes wird häufig mit dem Konzept des Sozialraumes als Planungsgrundlage verknüpft. In diesem Kontext entstehen politisch-institutionelle Räume, die durch administrative Markierungen und Zuständigkeiten für soziale Dienstleistungen definiert werden. Der „von der Bürokratie definierte Sozialraum“ (Hinte 2005: 549) kann jedoch zu einer „Gefahr einer wahrnehmungsgeografischen Verkürzung“ (May 2016) führen, wenn die Sozialraumplanung und -organisation auf statische Gebiete ausgerichtet ist und spezifische soziale Problemlagen diesen Gebieten zugeschrieben werden.

Spezifische (sozial)räumliche Konzepte, wie sie von Henri Lefebvre (1974) entwickelt wurden, verdeutlichen die enge Verflechtung von sozialen Interaktionen und individuellen Bedürfnissen, die vor allem in der räumlichen Struktur und den sozialen Netzwerken verankert ist. Sowohl in ländlichen als auch in städtischen Regionen sind nicht nur die infrastrukturellen Bedingungen

entscheidend, sondern insbesondere die Qualität und Dichte sozialer Netzwerke. Diese Netzwerke gewinnen besonders bei nachlassender Mobilität oder dem Wegfall sozialer Kontakte an Bedeutung, wie sie vor allem älteren Menschen zugeschrieben werden. Solche Veränderungen führen zu spezifischen Dynamiken innerhalb der sozialen Strukturen, die das soziale Gefüge und die Lebensqualität der Betroffenen nachhaltig beeinflussen können. Ein vertieftes Verständnis des sozialen Raums als integralen Bestandteil sozialer Prozesse und Beziehungen erfordert somit eine differenzierte Analyse der sozialen und symbolischen Dimensionen eines relationalen Raums.

Henri Lefebvre (1974) bietet hier einen geeigneten theoretischen Rahmen, in dem er zwischen drei zentralen Modi sozialer Räume unterscheidet: Erstens betrachtet er den Raum als ein Produkt des Alltagslebens, das produziert, reproduziert und etabliert wird. Zweitens definiert er den Raum als ein konstruiertes und institutionell angeeignetes Konzept, das durch gesellschaftliche Machtstrukturen geformt wird. Drittens sieht er den Raum als gelebte, inszenierte und repräsentierte Erfahrung, die durch die Interaktionen und das Handeln der Menschen im Raum entsteht. (vgl. Lefebvre 1974: 330f.)

Lefebvres zentrale These „Der (soziale) Raum ist ein (soziales) Produkt“ (ebd.) verdeutlicht, dass alles, was in einem Raum produziert, angeeignet und dargestellt wird, gleichzeitig auch das Ergebnis dieses Raumes ist. Dies soll sowohl materialisierte Elemente als auch immaterielle Aspekte, institutionelle Planungen sowie die Inszenierung von Räumen als auch die Verständnisse, machbezogenen Bedeutungen und alltäglichen Nutzungen einschließen. Räume im Kontext von Hilfe, Sorge und Care sind so nicht nur als physische Gegebenheiten, sondern als soziale Konstrukte zu begreifen, die durch menschliche Interaktionen und spezifische Hilferahmen ständig neu geplant, geformt und interpretiert werden.

Diese Herangehensweise soll das Verständnis für die komplexen Zusammenhänge zwischen infrapolitischer Struktur, lokaler Organisation, sozialen Hilfebeziehungen und individueller bzw. biografischer Erfahrung fördern. Darauf aufbauend sollen Ansätze zur Interpretation von Räumen abgeleitet werden, die eine Analyse ermöglichen, welche den verschiedenen Bedürfnissen von Hilfesuchenden und Hilfebietenden im Kontext von Fürsorgerationalität und Gemeinschaftsverständnissen, insbesondere von Nachbarschaft, gerecht werden. Somit bezieht sich der soziale Raum, wie er in dieser Arbeit betrachtet wird, zwar auf soziale Beziehungen, Netzwerke und Interaktionen in einem bestimmten geografischen Gebiet, doch werden Institutionen und Organisationen, die bei der Bereitstellung von Unterstützung eine Rolle spielen können, nicht nur als räumliche Anordnungen und Angebote, sondern auch als soziale Hilfepraktiken und individuelle Unterstützungsarrangements betrachtet. Das Unterstützungspotenzial von Nachbarschaften wird demnach nicht mehr als individuell-gemeinschaftliches soziales Produkt verstanden. Stattdessen wird davon ausgegangen, dass eine solche Unterstützung in jedem administrativ-

geplanten Raum möglich ist. Auch wenn die Menschen nicht nebeneinander wohnen und sich nicht kennen, wird hier das Potenzial einer besonders vertrauten und verlässlichen Form der Hilfe erwartet, wenn sie als Nachbarschaftshilfe bezeichnet wird (vgl. Vogelsang et al. 2018; Günther 2005; Gerhards 2017).

2.2.2 Nachbarschaftliche Hilfe(-verständnisse) im Wandel: Empirische Befunde und theoretische Reflexionen zur sozialen Raumproduktion

In der Diskussion um die Bedeutung von Nachbarschaft stellt sich die Frage, inwieweit diese als soziales Produkt, insbesondere im Kontext von Hilfeleistungen, verstanden werden kann. Diese Frage ist eng mit den gelebten sozialräumlichen Unterstützungspraktiken innerhalb von Nachbarschaften verknüpft. Im Folgenden wird dargestellt, wie soziale Strukturen und Dynamiken innerhalb von Nachbarschaften die gegenseitige Unterstützung beeinflussen und welche Rolle geografische Nähe in diesem Zusammenhang spielt. Wenn Nachbarschaft als ein soziales Produkt für Hilfeleistungen betrachtet werden soll, dann tragen das soziale Gefüge und die Dynamik einer Nachbarschaft maßgeblich zur gegenseitigen Unterstützung, für ein Gefühl der Zugehörigkeit und Zusammenhalt innerhalb der Nachbarschaft bei. Wenn die soziale Struktur und Dynamik nicht primär durch gegenseitige Hilfe geprägt ist, sind die sozialen Bindungen möglicherweise weniger eng oder es gibt keine ausgeprägte Kultur der Nachbarschaftshilfe. In Abgrenzung dazu könnte eine Nachbarschaft, in der soziale Bindungen weniger eng sind und es keine ausgeprägte Kultur der Nachbarschaftshilfe gibt, als weniger geeignet für gegenseitige Unterstützung angesehen werden. Unter Bezugnahme auf Lefebvre lässt sich argumentieren, dass Nachbarschaft immer ein soziales Produkt ist, auch wenn sie sich zunächst nur als eine räumliche Anordnung von nebeneinander lebenden Menschen darstellt, ohne direktes Hilfef Potenzial. Räume zum Wohnen und Leben sind damit durch Prozesse wie die ausdifferenzierte Arbeitsteilung, Globalisierung und Singularisierung (Schnurr 2011) einem ständigen Wandel räumlich/territorialer, sozial/relationaler und kategorial nachbarschaftlicher Verhältnisse unterworfen.

Aus räumlicher (und traditioneller) Perspektive ist der Nachbar (der „nahe“ gebaut hat) derjenige, der nebenan wohnt (vgl. Hamm 1973: 74). „Nachbarschaft wird vom Raum her definiert, von der Gemeinsamkeit des Wohnortes“ (ebd.). „Dem Territorium (gebauter Nachbarschaft) werden soziale Beziehungen zwischen Menschen zugeordnet, die sich aufgrund des gemeinsamen Wohnortes ausbilden (Nachbarschaftsbeziehungen)“ (Hüllemann et al. 2015: 27) und die oft unhinterfragt „tragfähige Lösungen für aktuelle, komplexe Her-

ausforderungen“ (ebd.: 26) im solidarischen sorgenden Miteinander suggerieren. Bernd Hamm (1973) beschreibt Nachbarschaft als „soziale Gruppe, die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnorts interagiert“ (Hamm 1973: 18). Dabei interagieren nachbarschaftliche Personen in ihren sozialen Positionen, die sich aus der räumlichen Situation ergeben (vgl. Hamm 1973: 80ff.). Diese kommen als Nothelfer-, Sozialisation-, Integrations-, Kommunikations- und Kontrollfiguren zum Ausdruck (ebd.). Innerhalb der nachbarschaftlichen Hilfe entstehen auch hier durch Heterogenität bedingte Abhängigkeiten: Wer um Hilfe bittet, gibt einen Mangel zu; wird der Konformitätsdruck zu groß, zieht man sich zurück; wird man einbezogen, hängt die Integration von den Rollenerwartungen ab (ebd.). Tönnies (1887) klassifiziert Nachbarschaft als eine der drei Arten der Vergemeinschaftung, die „Gemeinschaft des Ortes“, die zwischen verwandtschaftlichen/familialen und freundschaftlichen Beziehungen steht und somit einen vertrauten und mit eigenen Regeln ausgestatteten Beziehungsscharakter aufweist (vgl. Tönnies 1887: 16).

Hamm geht von einer „Nachbarschaftsideologie“ (Hamm 1973: 47) aus, orientiert „an einer Fiktion, die wohl kaum jemals Wirklichkeit gewesen ist“ (ebd.). Zudem stellt er fest, dass die Zahl der Bezugsgruppen, denen ein Nachbar angehört, umso größer ist, je stärker eine Gesellschaft arbeitsteilig differenziert ist und je höher Einkommen, Bildung und beruflicher Status sind (vgl. vebd.: 100). Mit zunehmendem Alter werden diese Gruppen jedoch kleiner und die Nachbarschaft übernimmt fehlende infrastrukturelle Leistungen (ebd.). Je eingebundener und abhängiger die Menschen in der Nachbarschaft sind (je mehr Vergemeinschaftung), desto mehr soziale Unterstützung wird dabei auch implizit vorausgesetzt. Die Rede von der Nachbarschaft als Raum zeigt damit Ähnlichkeiten zur vielschichtigen Bedeutung vom Sozialraum: Sie erhält einerseits die territorial-planerische Bedeutung eines Wohnortes, wird aber ebenso als soziales Produkt identifiziert, das sozialen Raum (re)produziert, konstruiert und repräsentiert (vgl. Alisch 2010). Empirische Studien, darunter die von Brendebach und Reimann (2016) als „Kommune 2030“ sowie das BUSLAR-Projekt von Alisch et al. (2018), zeigen eine signifikante Bereitschaft der Hilfegebenden zur Unterstützung, selbst wenn die Anzahl der Hilfesuchenden geringer ist. Diese Diskrepanz wirft Fragen nach den sozialen Dynamiken in informellen nachbarschaftlichen Unterstützungsnetzwerken auf, die durch die konkrete räumliche Nähe bestimmt sind und folgend anhand entsprechender Studien vorgestellt werden.

Fromm und Rosenkranz (2019) gehen in ihrer Untersuchung der sozialen Kohäsion in Nachbarschaften einen Schritt weiter und betonen, dass intensive soziale Beziehungen eine zentrale Rolle beim Aufbau von Hilfebeziehungen spielen. Interessanterweise zeigt ihre Analyse, dass Personen, die in ein starkes familiäres und freundschaftliches Netzwerk eingebunden sind, häufiger zusätzliche nachbarschaftliche Hilfe in Anspruch nehmen, als solche ohne entsprechende familiäre Unterstützung (vgl. Fromm/Rosenkranz 2019: 53). Dies

lässt vermuten, dass Nachbarschaftshilfe oft in Ergänzung zu familiären Hilfsstrukturen organisiert wird. Häufig übernehmen Angehörige die Organisation dieser Hilfe, um sich selbst zu entlasten, auch wenn die Hilfesuchenden diese Entscheidung nicht selbst getroffen haben. In der Rolle als Angehörige scheint es leichter zu sein, Hilfe für eine andere Person zu organisieren. Inwieweit und unter welchen Bedingungen die Hilfeannehmenden diese Hürden überwunden haben, wird nicht thematisiert. Fromm und Rosenkranz (2019) untersuchten vor allem informelle Netzwerke und Beziehungen in Nürnberg und entwickelten dabei eine Typologie von Helfenden, die zwischen materieller Unterstützung und Fürsorgeorientierung unterscheidet. Ihre Ergebnisse zeigen eine breite Palette von Hilfeintensitäten, die nicht notwendigerweise reziprok sein müssen. Vielmehr wird als wesentliche Voraussetzung für den Aufbau stabiler Hilfebeziehungen eine zeitlich überschaubare und klar einschätzbare Unterstützung identifiziert (ebd.: 111). Darüber hinaus identifizierten sie ein erhebliches Potenzial an bislang unbeteiligten Personen, die bereit wären, insbesondere ältere Menschen zu unterstützen, deren Hilfebedarf jedoch nicht erhoben wurde und somit nicht bekannt ist. Diese Erkenntnisse legen nahe, dass Nachbarschaftshilfe nicht als Ersatz, sondern vielmehr als Ergänzung zu bestehenden familiären Netzwerken fungiert (ebd.: 179). Dies korreliert auch mit der Beobachtung, dass Menschen ohne familiäre Netzwerke seltener auf nachbarschaftliche Unterstützung zurückgreifen, was die Bedeutung bestehender sozialer Strukturen für die räumlich konstruierte Dynamik nachbarschaftlicher Hilfe unterstreicht. (vgl. ebd.)

Ebenfalls in einem urbanen Kontext untersucht Seifert (2018) das Zusammenspiel von Nachbarschaft und Nachbarschaftlichkeit in der Stadt Zürich (vgl. Seifert 2014: 7; Seifert 2018: 7). Befragt wurden Personen über 60 Jahre zur Bedeutung von Nachbarschaft. Die Ergebnisse zeigen sehr individuelle Sichtweisen. Die Mehrheit der Befragten empfand Nachbarschaft als „eine wichtige Unterstützung im Alltag“ und „wichtig für die Lebensqualität“ (ebd.). Vor allem wurde Nachbarschaft in Zusammenhang mit einem subjektiven Sicherheitsgefühl und einer potenziellen Ressource für die Bewältigung alltäglicher Herausforderungen gebracht. Auch diese Studie kommt zu dem Schluss, dass positive soziale Kontakte innerhalb der Nachbarschaft die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe signifikant fördern. Vor diesem Hintergrund werden organisierte Nachbarschaftskontaktstellen als ergänzende Hilfsstrukturen empfohlen (vgl. Seifert 2014: 28). Frühere Studien von Seifert verdeutlichen zudem, dass informelle und niedrigschwellige Zusatzhilfen, die über das bestehende Netzwerk hinausgehen, zunehmend nachgefragt werden. Der Wert der Nachbarschaftshilfe, insbesondere als „Erstnetzwerk“, tritt besonders beim Verlust eines mitwohnenden Familienmitglieds in den Vordergrund (vgl. Seifert 2014: 7).

Vogelsang et al. (2018) untersuchten in ihrer vordergründig quantitativen Studie in der Gemeinde Aach die bestehenden nachbarschaftlichen Beziehungen, z.B. die Häufigkeit und Form der Kontakte. Mehr als 60 % der Bewohner:innen stufen ihre nachbarschaftlichen Beziehungen als freundschaftlich ein, 27 % als gute Nachbarschaft und 12 % halten sich noch an soziale Normen, die zumindest das Grüßen, das Führen kleiner Gespräche und das Annehmen von Post beinhalten. Verhaltensunterschiede gibt es in Bezug auf das Alter: Die über 60-Jährigen und besonders die über 70-Jährigen haben vermehrt freundschaftliche Beziehungen zu allen Nachbar:innen (vgl. Vogelsang et al. 2018: 60). Die Autor:innen fragen sich, ob dies daran liegt, dass ältere Menschen auf gegenseitige Unterstützung angewiesen sind, der Zeitfaktor oder die Ortsansässigkeit entscheidend sind. Es zeigt sich, dass Zugezogene und mobile Personen tendenziell weniger intensive nachbarschaftliche Kontakte pflegen, was auf eine allgemeine Abnahme sozialer Beziehungen durch zunehmende Mobilität hinweist (vgl. ebd.: 61). Insgesamt stellen Vogelsang et al. fest, dass die Entwicklung der Nachbarschaftsorientierung maßgeblich durch Faktoren wie die Wohndauer am Ort (Wohnfaktor), die Lebensphase (demografisch/biografischer Faktor), die Familienorientierung (sozialpsychologischer Faktor) und die überörtliche Orientierung (räumlicher Faktor) beeinflusst wird (vgl. ebd.). Gleichzeitig werden Tendenzen der Vereinsamung und eine abnehmende lokale Bindung immer deutlicher (vgl. ebd.: 67). Nachbarschaftliche Hilfeleistungen werden dabei je nach Perspektive in einem territorial abgegrenzten Raum oder in einer sozial gewachsenen Beziehung erbracht und umfassen „überwiegend unorganisierte“, „traditionell-organisierte“ sowie „raumübergreifende, freundschaftliche nachbarschaftliche“ Hilfeleistungen (Vogelsang et al. 2018: 57). In der Studie wird festgestellt, dass sich die strukturelle (und wahrscheinlich auch symbolische) Differenzierung zwischen Stadt und Land zunehmend auflöst und sich in ländlichen Gebieten, bedingt durch den Abbau sozialer und ökonomischer Abhängigkeiten sowie einer wachsenden zwischenmenschlichen Distanz, ausgewählte Beziehungsnetzwerke herausbilden (ebd.). Diese Entwicklung verändert die räumlichen und sozialen nachbarschaftlichen Verhältnisse in dörflichen Gemeinden grundlegend, insbesondere im Kontext der „Entagrarisierung“: Die Transformation von der „bäuerlichen Hilfs- und Notgemeinschaft zur Existenzsicherung“ hin zu neuen Formen nachbarschaftlicher Netzwerke spiegelt tiefgreifende gesellschaftliche Wandlungsprozesse wider (vgl. Vogelsang et al. 2018: 56). Diese Veränderungen werden auch in anderen Studien zu ländlichen, insbesondere peripherisierten Räumen deutlich (vgl. Keim 2006; Beetz 2008, 2015), die vor allem die Benachteiligung durch mangelnde Mobilität (vgl. Limbourg 2015: 88f.) sowie die Ausdünnung der sozialen und lokalen Versorgungsinfrastruktur thematisieren.

Die in der Studie von Vogelsang et al. (2018) festgestellten Veränderungen der nachbarschaftlichen Verhältnisse und die zunehmende Ausdifferenzierung

sozialer Netzwerke, auch in ländlichen Räumen, verdeutlichen, wie soziale Interaktionen und die strukturellen Bedingungen eines Ortes die Produktion und Reproduktion von Raum beeinflussen. Diese Prozesse sind Ausdruck einer größeren gesellschaftlichen Dynamik, die hybride Modelle zwischen dem Städtischen und dem Ländlichen¹³ in neue sozial bewertete Räume transformieren, in denen traditionelle und gewohnte Formen der Unterstützung und Solidarität durch neue Netzwerkstrukturen ersetzt werden. Solche Entwicklungen unterstreichen die Notwendigkeit, die Mikropraxis nachbarschaftlicher Hilfen und lokaler Gemeinschaften als integrale und dynamische Bestandteile einer sich wandelnden sozialen Hilfe- und Raumstruktur und als Ergebnis vielfältiger Verständnisse von nachbarschaftlicher respektive sozialräumlicher Unterstützungsformen zu betrachten. Modelle gemeinschaftlicher und intergenerationaler Wohn- und Unterstützungsformen, insbesondere für ältere Menschen, werden aus diesem Grunde gebraucht und müssen entsprechend entwickelt und umgesetzt werden (vgl. Kricheldorf 2018: 113f.). Die analysierten Ergebnisse der Nachbarschaftsstudien beruhen nun eher auf Verständnissen von nachbarschaftlichen Hilfen, die primär die räumliche Nähe als Benachbarte betont. Das setzt voraus – mit Henri Lefebvres Theorie des sozialen Raums erklärt –, dass Nachbarschaft geografisch durch die gelebte Praxis der nahe beieinander Wohnenden entsteht, Nachbarschaftshilfe als ein Ergebnis sozialer Praktiken zu betrachten ist, die über bloße räumliche Nähe hinausgehen und durch soziale Interaktionen geformt werden. Diese Perspektive unterscheidet sich begrifflich, praktisch und damit kategorisch von dem Verständnis von Nachbarschaftshilfe, das in diesem Forschungsansatz untersucht wird, ist aber relevant, weil es die Idee oder ein Narrativ einer vermeintlich gelingenden Hilfebasis markiert, die soziale Praktiken und Strukturen einer echten Nachbarschaft in sich trägt.

Dabei haben die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte die Bedeutung von Nachbarschaft und auch deren Hilfef Potenzial verändert. Walter Siebel (2009) weist kritisch auf den veränderten Charakter der Nachbarschaft von der Schicksalsgemeinschaft zur Wahlgemeinschaft hin: grundsätzlich als räumlich bedingte soziale Organisation, heute sozial bedingte räumliche Struktur (Siebel 2009: 7). Zu Recht stellt er die Frage, ob (soziale) Nachbarschaft heute überhaupt noch möglich ist, da sich die ehemals von Abhängigkeiten geprägte Schicksalsgemeinschaft zu einer distanzierten unmittelbaren räumlichen Nähe gewandelt hat, die auf ökonomischer Notwendigkeit, gleichen Interessen, sozialer Nähe, Unausweichlichkeit und strengen Normen beruht (ebd.: 8). Der strukturelle Wandel, wie er sich auch in der Auflösung der Stadt-Land-Dichotomie und der zunehmenden Mobilitätsanforderungen zeigt, führt zu einer Veränderung der nachbarschaftlichen Strukturen und zu dynamischen Neuordnungen in verschiedenen gesellschaftlichen Transformationsprozessen.

¹³ Die Möglichkeit oder die Qualität „lokaler Vergesellschaftungsprozesse“ bzw. neuer räumlicher Ordnungen sind dabei nicht an bestimmte Siedlungstypen gebunden (vgl. Beetz 2018).

Direkte räumliche Nähe ist somit kein zwingender Grund für sozial unterstützende und netzwerkfördernde Strukturen. Für eine sozialräumliche Konstituierung erfordert Nachbarschaft Aneignungsvermögen und -gelegenheiten für soziale Begegnungen oder unterstützende Hilfen (Böhnisch 2015: 155). Die räumliche Komponente stellt nur die grundlegende Voraussetzung dar (ebd.). Organisierte Nachbarschaft wird dann zu einer Form von Vergesellschaftung. Sie wird von den nebeneinander und nah aneinander Wohnenden sozial hergestellt und ausgehandelt. Das heißt, es kann nicht davon ausgegangen werden, dass hier automatisch oder – nach Durkheim mechanisch¹⁴ – Hilfeleistungen stattfinden oder Hilfenetzwerke entstehen, auf die sozialpolitisch zurückgegriffen werden kann. Nachbarschaftshilfe muss also per se erst gemeinsam hergestellt bzw. vereinbart und geregelt werden, auch wenn nebeneinander gewohnt wird, und ist keine Selbstverständlichkeit. Nachbarschaft als Raum ist demnach kein Ort des Sorgens, wenn es keine gewachsenen oder angeeigneten Strukturen und Beziehungen dafür gibt.

Problematisch wird dies innerhalb sozialpolitischer Nachbarschaftsdiskurse, wenn der Eindruck erweckt wird, die Nachbarschaft sei geeignet, verschiedenste soziale Probleme zu lösen (vgl. Reutlinger 2015: 14). Mit der Aussage: „Die Nachbarschaft soll es richten in Zeiten des Abbaus sozialstaatlicher Leistungen“ (ebd.) wird suggeriert, dass Nachbarschaft im Dorf „Überschaubarkeit, beispielsweise über klare (gesellschaftliche) Ordnungs- und Wertvorstellungen, Homogenität und ‚funktionierende‘ soziale Unterstützungsbeziehungen“ (ebd.: 24) bedeutet und neben der räumlichen vor allem die soziale Perspektive in der „Spannbreite von losen Kontakten mit geringen wechselseitigen Hilfeleistungen bis hin zu festen Kommunikations- und Unterstützungsbezügen“ (Böhnisch 2015: 156) gemeint ist. Nachbarschaft wird damit als funktionales und verlässliches Potenzial angeboten, das alle sozialen und auch räumlich-nahen Verhältnisse zu Personen und Objekten darstellt (vgl. Hüllemann et al. 2016: 18). Das Verständnis von Nachbarschaft im Konzept eines „Matrix-Raums“ (Läpple 1991), der das physikalische und relationale Raumverständnis um den „Aneignungsraum“ der selbstorganisierten sozialen Akteure in ihrer Praxis erweitert, bedeutet dann auch, dass es auf die gelebte soziale Praxis der Nachbarschaft ankommt. Dies setzt voraus, dass der Raum tatsächlich angeeignet wird. In diesem Fall lässt sich Nachbarschaft eher als eine Form vergesellschafteter Konstitution beschreiben, deren Regeln erst vereinbart werden müssen. Sich nachbarschaftliche Unterstützungskulturen anzueignen bedeutet dann auch, soziale Beziehungen aktiv aufzubauen. Wenn Hilfe in einem über die direkte Nachbarschaft hinausgehenden Raum organisiert wird, in dem es eher um soziale Beziehungen und passende Aneignungsprozesse

¹⁴ Émile Durkheim unterscheidet zwischen mechanischer Solidarität, die sich in gemeinschaftlichen Bindungen in traditionellen Gesellschaften zeigt, und organischer Solidarität, die sich in modernen Gesellschaften durch Arbeitsteilung auszeichnet (Durkheim 1893/1992).

geht, stellt sich die Frage, wie das tatsächlich möglich ist: wie dabei relevante Hilfeprozesse, die keinen grundlegenden reziproken Charakter haben, sondern Hilfesuchende und Hilfebietende klar bestimmen können, nicht nur vereinbart, sondern auch gestaltet und ausgehandelt werden. Dabei ist es weniger interessant, wie sie tatsächlich vermittelt wurden oder wie weit sie voneinander weg wohnen. Entscheidend ist, dass sie sich zunächst gar nicht kennen und wie sie das, was sie unter nachbarschaftlicher Hilfe verstehen, klären, aushandeln, sich aneignen und weiterentwickeln.

Der Diskurs über die sozialräumliche Bestimmung von Nachbarschaft(-hilfe) zeigt somit, dass sie einerseits als territorial-planerische Einheit betrachtet wird, andererseits aber auch als soziales Produkt, das durch die Praxis benachbarter Menschen sozial hergestellt und ausgehandelt wird. Durch die vielfältige Hervorbringung nachbarschaftlicher Beziehungen im Kontext von Unterstützung und deren Verständnisse von Hilfebedarfen und Hilfeangeboten lässt sich vermuten, dass eine differenziertere mikrosoziologische Analyse der Hilfebeziehungen hilfreich dafür ist.

2.2.3 Zwischen neoliberaler Vereinnahmung und Fürsorge: Theoretische Perspektiven zu sozialräumlich organisierter Hilfe

Nachdem die Bedeutung, die Veränderungen und die Herausforderungen der sozialräumlich organisierter bzw. nachbarschaftsähnlicher Hilfen im Kontext gesellschaftlicher Wandlungs- und Transformationsprozesse in einem ersten Aufschlag diskutiert wurden, richtet sich der Fokus nun auf sozialpolitische Konzepte im Spannungsfeld verschiedener theoretischer Ansätze. Im folgenden Kapitel wird die Dynamik von Hilfebeziehungen in Gemeinschaften untersucht, wobei die konzeptionellen Überlegungen zu „Caring community“ von Thomas Klie (2014) und zu „Community Capitalism“ von Silke van Dyk und Tine Haubner (2021) als zentrale Bezugspunkte dienen. Empirische Daten werden dabei herangezogen, um diese unterschiedlichen Perspektiven auf zivilgesellschaftliche solidarische Unterstützung hin zu analysieren.

Thomas Klie (2014), der sich für die wissenschaftliche Entwicklung und Konzeptionierung sorgender Gemeinschaften stark gemacht hat, betont die sozialpolitischen Chancen, die sich aus der Verlagerung von sozialer Verantwortung auf die Förderung gemeinschaftlicher Strukturen ergeben. Für ihn stellen Formen nachbarschaftlicher Hilfe und andere gemeinschaftliche Fürsorgesysteme eine sinnvolle Ergänzung zu staatlichen Strukturen dar, die es möglichst kommunal zu organisieren gilt (vgl. Klie 2014; BMFSFJ 2016). Trotzdem ist jede Maßnahme aus der Perspektive des Individuums zu denken und der Fokus immer auf dessen Potenziale zur gesellschaftlichen Teilhabe zu legen (ebd.). Dabei sollte sich jede Person einer „caring community“ zugehörig fühlen, in

der es um die persönlichen Bedürfnisse geht, aber auch um die Frage, wie Teilhabe, Solidarität und Zugehörigkeit für alle Beteiligten – sowohl Hilfesuchende als auch Hilfebietende – gestaltet werden können (vgl. Klie 2014, 2015). Dieser Ansatz rückt die Gestaltung von Hilfebeziehungen in den Fokus und betont, wie wichtig es ist, Strukturen zu schaffen, die sowohl Unterstützung ermöglichen als auch das Potenzial zwischenmenschlicher Begegnungen und Beziehungsarbeit anerkennen. Für Klie ist diese Form der Fürsorge nicht nur notwendig, um den Herausforderungen einer alternden Gesellschaft zu begegnen, sondern auch Ausdruck einer lebendigen und solidarischen Gemeinschaft (vgl. ebd.). Diese Perspektive wird sozialpolitisch, spätestens seit der Veröffentlichung des Siebten Altenberichtes (vgl. BMFSFJ 2016), häufig als Lösung für die (meist kommunalen) entstehenden Pflege- und Versorgungsbedarfe diskutiert und in verschiedenen Formen versucht umzusetzen.

Die kritische Perspektive von van Dyk/Haubner (2021), die die neoliberalen Implikationen dieser Entwicklung problematisieren und auch als „Community Capitalism“ bezeichnen, argumentieren, dass die zunehmende Verlagerung von Care-Arbeit auf informelle Gemeinschaften Teil eines größeren neoliberalen Projekts ist, bei dem der Staat seine Verantwortung abgibt und Gemeinschaften ökonomisch ausgebeutet werden (vgl. van Dyk/Haubner 2021). Sie sehen die Gefahr, dass diese Strukturen zur Aufrechterhaltung von Care-Arbeit genutzt werden, ohne dass angemessene staatliche Unterstützung gewährleistet ist und problematisieren insbesondere die „Rekrutierung informeller Unterstützungspotenziale“ (ebd.: 62), in denen Solidarität ehrenamtlich und marktförmig instrumentalisiert wird und sich der Staat seiner Fürsorgeverantwortung entzieht (ebd.: 64). Im Spannungsfeld dieser beiden Ansätze, zwischen der von Klie betonten Aktivierung und der Kritik von van Dyk/Haubner, wird nun folgend die Wirkungsweise von Hilfebeziehungen in Gemeinschaften analysiert.

Dabei geht es nicht nur um die Unterstützung der tatsächlich nebeneinander lebenden Menschen bei der Organisation, sondern auch um die Anknüpfung an eine überschaubare sozialräumliche Verwaltungseinheit, um sie mit dem „Steuerungstrias aus Anrufung, Förderung und Unterlassen“ (ebd.: 77) zu beauftragen. Diese Diskussion bewegt sich ebenso wie das Bürgerschaftliche Engagement in zwei Diskussionssträngen: zum einen als „eigenständiger und eigensinniger Ausdruck individueller oder selbstorganisierter Tätigkeit“ (BMFSFJ 2016), zum anderen als zu fördernde gesellschaftlich entlastende Care- bzw. Dienstleistung (vgl. ebd.). Es wird davon ausgegangen, dass Engagement, Solidarität und Hilfepotenziale, besonders im nachbarschaftlichen Kontext, scheinbar leicht verfügbar sind und problemlos eingefordert werden können. Van Dyk/Haubner (2021) verweisen damit auf die zunehmende Verlagerung sozialer Verantwortung auf lokale Gemeinschaften und argumentieren, dass sich der Staat eher zurückziehe, anstatt für eine sichere Sozialstruktur

zu sorgen, so dass Verpflichtungen über die Kommunen (wie im Siebten Altenbericht) immer stärker an die Zivilgesellschaft delegiert werden und Druck ausgeübt wird, diese Aufgaben selbst zu organisieren (vgl. ebd.). Diese Art der Instrumentalisierung führt jedoch dazu, dass Gemeinschaften wirtschaftlich ausgebeutet werden und ihre Mitglieder gezwungen sind, informelle Care-Arbeit zu leisten (van Dyk/Haubner 2021: 95).

Für die Nachbarschaftshilfe bedeutet dies eine Verschärfung der Problematik: Van Dyk/Haubner sehen die Gefahr, dass die Unterstützung durch Nachbar- und Gemeinschaften zu einem prekären Teil des sogenannten „Community Capitalism“ werden, in dem informelle Hilfeleistungen zunehmend kommerzialisiert, als Ersatz für staatliche Unterstützung angesehen und damit auch deprofessionalisiert werden (ebd.: 92). Dazu kommt, dass es darum geht, „poor service for poor people“ (ebd.) vorzuhalten, da besonders finanziell benachteiligte Menschen von diesen Angeboten angesprochen werden. Nachbarschaftshilfe verliert unter dieser Logik einen sozialen und solidarischen Charakter und wird organisiert in den sozialen Markt integriert (siehe auch §45 SGB XI¹⁵).

Nachbarschaftliche Hilfen im Sinne der Konzepte von „Sorgenden Gemeinschaften“ oder „Caring Community“ werden entweder durch landespolitische Programme initiiert, von Pflegediensten als monetäres Angebot organisiert oder durch zivilgesellschaftlich aktivierte Initiativen vor Ort ins Leben gerufen. Benannt werden sie meist kontextbezogen, z.B. vereinsorientierte Initiativen, Ehrenamtsbörsen, lokale Bürgergemeinschaften, Wohnprojekte, Zeitbanken, Bürgerhilfevereine, Seniorengenossenschaften oder Initiativen über Internetplattformen.¹⁶ Wenn von Nachbarschaftshilfe gesprochen wird, umfasst dies insbesondere die Aufrechterhaltung sozialer Kontakte, Fahrdienste und Hilfen im Garten und Haushalt. Die Arbeitsweise der Initiativen reicht dabei von informellen Ehrenamtsbörsen bis hin zu einem aufwändig organisierten Vermittlungsmanagement.

Studien in nachbarschaftlichen Hilfeinstitutionen zeigen, dass der erhöhte Hilfebedarf älterer Menschen nur zum Teil durch professionelle Dienste abgedeckt werden kann und die menschlichen Bedürfnisse nach sozialen und helfenden Beziehungen auch durch professionelle Dienste nicht immer befriedigt werden können (vgl. Siebel 2015: 14). Dann wird Nachbarschaft als Möglichkeit gesehen, ältere Menschen durch Gespräche im Alltag und kleine Hilfen zu unterstützen (vgl. Fromm/Rosenkranz 2019: 42). Insbesondere die Netzwerkdichte verändert sich im Alter und z.B. Freundschaften werden eher durch verwandtschaftliche Beziehungen ersetzt (vgl. Wagner/Wolf 2001: 548), obwohl

¹⁵ Die Nachbarschaftshilfe im Sinne §45a/b/c SGB XI bezieht sich auf die Förderung von Angeboten zur Unterstützung im Alltag, die darauf abzielen, Pflegebedürftige und ihre Angehörigen im Alltag zu entlasten. Sie umfasst informelle, oft ehrenamtliche Unterstützungsleistungen, die nicht durch professionelle Pflegedienste erbracht werden.

¹⁶ Zur (Problematisierung von) Digitalisierung von Vermittlungsplattformen, siehe auch van Dyk/Haubner 2021: 81f.

eine gute Anbindung an Familie und Freunde und ein damit organisiertes Netzwerk hilfreich ist (Fromm/ Rosenkranz 2019: 53).

Die Vielfalt solcher nachbarschaftlich organisierten Vermittlungsstellen bildet sich in unterschiedlichen Portfolios ab, grundlegend aber mit dem Ziel der Unterstützung, Versorgung und sozialen Betreuung älterer, kranker und hilfebedürftiger Menschen, um deren Selbständigkeit so lange wie möglich zu erhalten. Für die dörflichen Gemeinden gilt es allerdings auch, für junge Familien attraktiv zu bleiben und das nachbarschaftlich geprägte Versorgungsnetz nicht nur auf Senior:innen aufzubauen. Kern solcher (selbst)organisierten Netzwerke sind Hilfebeziehungen im zivilgesellschaftlichen Umfeld. Die Adressat:innen dieser Projekte sind dann zum einen Menschen, die Hilfe benötigen, auch als Unterstützte oder Carereceiver (Brückner 2011a: 41), in dieser Arbeit Hilfesuchende genannt, und zum anderen auch diejenigen, die gerne entsprechende Hilfe anbieten, die Unterstützenden oder Caregiver (ebd.), in dieser Arbeit als Hilfebietende bezeichnet.

Alternative konzeptionelle Anschlüsse zur Aneignung von Räumen, insbesondere zur kollektiven Bewältigung von Problemlagen, finden sich als sozialräumliche Konzepte mit einer kategorialen Raumdimension. Aus einer Logik partizipativer Bedürfnisinterpretation sollen (meist segregierte Gruppen von) Menschen aktiviert (vgl. May 2008: 62f.) oder mit „gekonntem Lobbying“ ermächtigt werden (vgl. Früchtel et al. 2013: 36). In diesem Fall steht nicht das sozialpolitische Interesse einer Sicherung der Hilfe im Mittelpunkt, sondern die Verwirklichung der Vorstellungen derjenigen, die Hilfe brauchen oder organisieren wollen. Auch vor diesem Hintergrund können gemeinschaftliche Initiativen entstehen, die sich selbstorganisiert weiterentwickeln.

Räume des Engagements und der Solidarität für institutionell organisierte Alltagshilfen werden so mit der praktischen Idee der gemeinschaftlichen Fürsorge innerhalb einer helfenden Nachbarschaft verbunden. Wenn Engagement oder Sorgearbeit im Sozialraum mit der Praxis der sogenannten Nachbarschaftshilfe gleichgesetzt wird, setzt dies eine Verlässlichkeit in der Verbindung von Raum und Sorge voraus. Im Nachbarschaftsdiskurs innerhalb sozialräumlich organisierter Hilfen geht es somit auch um die Vorstellung und Interpretation einer bestimmten Qualität von Hilfe. Nachbarschaftshilfe stellt somit „nur“ ein konstruiertes sozialräumliches Konzept dar, das sich auf eine kollektive Vorstellung und Deutung – auch der vermittelnden Personen – von tatsächlicher nachbarschaftlicher Hilfen bezieht, möglicherweise auf eine auf Abhängigkeiten beruhende dörfliche Wohn- und Unterstützungsstruktur, die auch ein hohes Maß an Sorge füreinander einschließen kann.

Wenn Raum im Hilfef Kontext lediglich als Containerbegriff oder physikalischer Raum verwendet wird, hat er eine physische und materielle Komponente, die sich auf die Erreichbarkeit von Hilfequellen, die Verfügbarkeit von Infrastruktur und die logistischen Herausforderungen bei der Organisation von

Hilfe bezieht. Die Beschaffenheit des physischen Raums kann die Zugänglichkeit von Hilfe beeinflussen und hat Auswirkungen auf die Art und Weise, wie Hilfe angeboten und wahrgenommen wird. Für die Wahrnehmung, Vermittlung und Inanspruchnahme von Hilfe und der Hilfevermittlung zeigen sich vielmehr die symbolische Bedeutung von Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe, individuelle kulturelle Vorstellungen von Räumen der Hilfe, gemeinschaftliche Narrative sowie gesellschaftspolitische Diskurse. Auch die Art und Weise, wie Hilfe verstanden und interpretiert wird, spielt eine Rolle, d.h. es ist wichtig zu wissen, dass auch die symbolische Deutung von Nachbarschaftshilfe ausgehandelt werden muss.

Der symbolische Interaktionismus (vgl. Blumer 1973), der für diese Arbeit zentral ist, betont, dass Bedeutungen und Rollen in sozialen Interaktionen ausgehandelt werden. Im Kontext nachbarschaftsähnlicher Hilfe müssen die beteiligten Akteure gemeinsam Bedeutungen und Erwartungen klären, um eine gelingende und für beide Seiten zufriedenstellende Zusammenarbeit zu ermöglichen. Dies kann die Aushandlung von Rollen und Verantwortlichkeiten zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden ebenso umfassen wie die gemeinsame Definition dessen, was unter Hilfe auch in räumlicher Perspektive verstanden wird und wie sie aus dieser Perspektive geleistet werden soll. So muss die Hilfe(-beziehung) auch räumlich hergestellt werden, d.h. es muss ein räumlicher Aneignungsprozess stattfinden, wenn insbesondere von nachbarschaftlicher Hilfe die Rede ist, obwohl die an der Hilfebeziehung Beteiligten keine Nachbar:innen sind.

2.2.4 Fazit: Sozialräumliche Bedeutungen für Hilfebeziehungen

Nachbarschaft erweist sich als dynamisches, kontextspezifisches und symbolisches Konstrukt, das weniger durch geografische Nähe als durch die Qualität sozialer Beziehungen bestimmt ist. Vertrauen, Solidarität und Verlässlichkeit prägen nachbarschaftliche Hilfebeziehungen, insbesondere im Kontext sozialräumlicher Hilfeinitiativen. Wie Nachbarschaft in Hilfebeziehungen definiert und erlebt wird, hängt von individuellen Erwartungen, sozialen Normen und institutionellen Rahmenbedingungen ab. Ebenso stellt sich die Frage, welche Formen von Nähe relevant sind und inwieweit bestehende Hilfeangebote genutzt werden.

Die mikroanalytische Perspektive auf die Hilfebeziehungen zeigt, dass Nachbarschaftshilfe ein hybrides Konstrukt ist, das Elemente von Gemeinschaft und Gesellschaft vereint. Einerseits basiert sie auf dem Prinzip gegenseitiger Unterstützung und sozialer Nähe, andererseits wird sie durch institutionelle Strukturen und sozialpolitische Rahmenbedingungen geprägt. Dies wirft die Frage auf, wie Hilfesuchende und Hilfebietende mit diesen Span-

nungsfeldern umgehen: Welche Begrenzungen erleben sie, welche Möglichkeiten sehen sie und welche Herausforderungen beeinflussen die Beziehungsgestaltung? Besonders relevant ist dabei, dass die Beteiligten Nachbarschaft auch als symbolischen Raum und als widersprüchliches Konstrukt begreifen (müssen), in dem soziale Interaktionen und Beziehungen gestaltet werden müssen. Die Frage, wie sich Vorstellungen und Narrative von Nachbarschaft im Kontext der Hilfevermittlung zeigen, ist daher ebenfalls zentral für mein Forschungsinteresse.

Unterstützungskonzepte wie das der Caring Communities (vgl. Klie 2014; BMFSFJ 2016) schlagen vor, lokale und sozialräumliche Netzwerke zu schaffen, die Solidarität und Fürsorge stärken. Kritiker:innen wie van Dyk/Haubner (2021) zeigen jedoch, dass diese Konzepte sich schnell in einer neoliberalen Logik wiederfinden, in der Verantwortung für Care-Arbeit von staatlichen Institutionen auf Individuen und lokale Netzwerke verlagert wird. Dies führt zu einer widersprüchlichen Praxis, die sich sehr stark auch in den sozialräumlich organisierten Hilfeinstitutionen zeigt: Während Solidarität und Engagement diskursiv aufgeladen werden, stabilisieren Caring Communities zugleich neoliberale, patriarchale und klassistische Strukturen, in denen Care-Arbeit als kostenlose und prekäre Ressource mobilisiert wird.

Am Ende dieses Kapitels steht die leitende Frage: Ist Nachbarschaft (k)ein soziales Konstrukt für Hilfeleistungen? Die bisherigen Ergebnisse deuten darauf hin, dass Nachbarschaft in den untersuchten Kontexten als soziales Konstrukt verstanden werden kann. Sie entsteht und entwickelt sich durch die Interaktionen der Beteiligten, ihre Aushandlungsprozesse und die institutionellen Rahmenbedingungen, die diese Prozesse begleiten. Für mein Forschungsinteresse bedeutet dies, zu analysieren, wie sich die Konstruktion von Nachbarschaft(-shilfe) in den Hilfebeziehungen zeigt, welche Potenziale sie für die Unterstützung und Teilhabe bietet und inwieweit sie durch räumliche, soziale und symbolische Faktoren geprägt wird. Die von und mit mir geführten Hilfedpaarinterviews sollen zeigen, wie Hilfesuchende und Hilfebietende diese Widersprüche erleben und gestalten und inwieweit und in welcher Form Nachbarschaft tatsächlich Raum für solidarische Hilfe bietet oder vor allem funktionalisiert wird.

Die Widersprüche in der Organisation nachbarschaftlicher Hilfe zeigen, dass die Gestaltung von Hilfebeziehungen auch bildungsrelevante Aspekte umfasst, etwa die Förderung von Teilhabekompetenzen und den Dialog über die Herausforderungen von Care-Arbeit. Das folgende Kapitel widmet sich daher den Bildungspotenzialen und Bildungsnotwendigkeiten in diesem Kontext.

2.3 Bildung als Prozess in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen

2.3.1 Bildung als lebenslange Auseinandersetzung

Im Zentrum dieses theoriebasierten Kapitels steht die Frage, wie Bildung in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen verstanden werden kann und welches Potenzial ein bildungsbezogenes Analysekonzept bietet. Wenn sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen als spezifische soziale Phänomene der Unterstützung zwischen zunächst fremden Menschen verstanden werden, dann eröffnen sich darin Räume für Bildungsprozesse, etwa durch die Auseinandersetzung mit Beziehungen, die Reflexion eigener Perspektiven oder den Umgang mit Unsicherheiten und Krisen.

Bildung wird in dieser Arbeit als ein dynamischer, prozessualer und sozial wie sozialräumlich eingebetteter Prozess verstanden, der durch soziale Interaktionen, biografische Übergänge und alltägliche Handlungen geprägt ist. Der Bildungsbegriff orientiert sich dabei an einem Verständnis, das über formelle Qualifikation hinausgeht und in verschiedenen disziplinären Kontexten unterschiedlich interpretiert wird (vgl. von Felden 2021: 71). In dieser Arbeit wird Bildung nicht auf formale Abschlüsse, informellen Status oder bestimmte Lebensphasen beschränkt, sondern als lebenslanger Prozess gefasst, der routinierte Handlungen ebenso wie transformative Erfahrungen umfasst und sich als fortlaufende Auseinandersetzung mit sich selbst, der Welt und sozialen Beziehungen vollzieht.

Ein zentraler Ausgangspunkt ist die etymologische Herkunft des Bildungsbegriffs, die auf das mittelhochdeutsche ‚bildunge‘ und das althochdeutsche ‚bildunga‘ zurückgeht und Gestalt, Bildnis oder Schöpfung bedeutet. Bildung wird als Prozess verstanden, der sowohl intentional gestaltet als auch emergent verlaufen kann, beispielsweise in biografischen Übergängen oder Krisensituationen. Dabei wird ein Bildungsverständnis zugrunde gelegt, das an Koller (2018) anschließt, der Bildung als Erfahrungsprozess beschreibt, aus dem ein Subjekt verändert hervorgeht (vgl. Koller 2018: 9). Im Kontext sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen eröffnet dieses Verständnis die Möglichkeit, Bildung als heuristisches Analysekonzept zu nutzen, um Bedingungen und Potenziale für Veränderung und Transformation zu untersuchen. Bildung entsteht in Interaktionen mit der sozialräumlichen Hilfe- und Sorgeumgebung und umfasst nicht nur Prozesse der Anpassung, sondern auch der kritischen Reflexion und Veränderung bestehender Verhältnisse.

Diese Perspektive unterscheidet sich deutlich von Ansätzen, die Bildung auf institutionelle Lernprozesse reduzieren. So zeigt der Alterssurvey, dass Bildung im Kontext von Alter und freiwilligem Engagement häufig auf Kurse,

Vorträge und den Erwerb kulturellen Kapitals begrenzt wird, um Lebensqualität und Selbstbestimmung zu fördern (BMFSFJ 2017). Demgegenüber wird Bildung als lebenslanger, prozesshafter Zugang verstanden, der sich in sozialen Interaktionen und biografischen Aushandlungen vollzieht und über institutionelle Kontexte hinausreicht, insbesondere im Rahmen sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen.

Um Bildungsprozesse in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zu analysieren, stehen drei zentrale Spannungsfelder im Fokus, die deren Dynamik und Vielfalt verdeutlichen:

Routine und Transformation (vgl. Marotzki 1990; Nohl 2006; Koller 2018) bilden das erste Spannungsfeld. Bildungsprozesse bewegen sich zwischen stabilisierenden Routinen, die Orientierung bieten, und irritierenden Momenten, die Reflexion und neue Perspektiven ermöglichen, etwa bei biografischen Brüchen oder neuen Herausforderungen.

Anerkennung und Stigmatisierung (vgl. Honneth 1994; Stojanov 2006; Schäffter 2007) soll ein weiteres Spannungsfeld ausfüllen. Während Anerkennung Selbstwirksamkeit und transformative Potenziale fördert, können stigmatisierende Praktiken Reflexion und Veränderung blockieren. Dialogische Ansätze, die soziale Wertschätzung stärken, sind hier entscheidend.

Individuum und Gesellschaft (vgl. Sting 2016; Sünker 2019) beleuchten die Wechselwirkung zwischen individueller Entwicklung und den sozialen sowie räumlichen Kontexten. Hilfebeziehungen sind Begegnungen zwischen hilfesuchenden und hilfebietenden Menschen, die in sozialräumliche Strukturen eingebettet sind und Räume für Reflexion und Transformation schaffen.

Die bisher skizzierten Spannungsfelder lassen die Vielschichtigkeit und auch die Vieldeutigkeit von Bildungsprozessen in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen trotz der enormen Abgrenzung üblicher bildungsrelevanter Perspektiven erahnen. Für diese Analyse bietet der Forschungsansatz der Grounded Theory einen geeigneten methodologischen Rahmen und erlaubt es, aus den beobachteten Alltagshandlungen in den Hilfebeziehungen heraus (re)konstruktiv Daten zu generieren und iterativ-zyklisch Erkenntnisse zu gewinnen.

In den nun folgenden Kapiteln werden die theoretischen Ansätze dieser Spannungsfelder erarbeitet, um die Bedingungen und Potenziale von Bildung als transformative Komponente weiter zu untersuchen. Damit wird der theoretische Bezugsrahmen abgerundet, der die empirische Analyse der Hilfebeziehungen nun abschließend vorbereitet.

2.3.2 Bildung zwischen Routine und Transformation

Bildung in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zeigt sich als dynamischer Prozess zwischen stabilisierenden Routinen und transformativen

Momenten. Routinen geben Orientierung und Sicherheit, während Irritationen und Krisen Reflexion anstoßen und neue Perspektiven eröffnen können (vgl. Koller 2018: 9f.). Dieses Spannungsfeld wird besonders relevant, wenn Bildungsprozesse durch biografische Brüche, Übergänge oder Begegnungen mit zunächst Fremden ausgelöst werden (vgl. Nohl 2006; Mezirow 1991). Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen bringen Menschen in Konstellationen, die individuelle wie kollektive Bildungsprozesse ermöglichen. Dabei werden sowohl intentionale als auch emergente Dimensionen sichtbar. Ziel ist es, Bildung auch als transformativen bzw. transformatorischen¹⁷ Prozess zu verstehen, der durch spezifische Konstellationen sozialer, (sozial)räumlicher und individueller Faktoren angestoßen wird.

In der Auseinandersetzung mit stabilen und flexiblen Orientierungsrahmen zeigt sich Bildung als analytische Denk- und Handlungsstruktur, zu der Winfried Marotzki (1990) mit seinem „Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Bildungstheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften“ (Marotzki 1990) einen zentralen Beitrag leistet. Durch die Verknüpfung mit der Biografieforschung und dem Bezug zu Fritz Schützes methodologischen Konzepts narrativ-biografischer Methodik (Schütze 1983) erhält Bildung in diesem Verständnis eine pragmatische Anschlussfähigkeit an die sozialwissenschaftliche Forschung. Marotzkis Vorschlag bedeutet, Lernprozesse als Potenziale routinierter Lösungen zu interpretieren und die Verbindung von Biografie und Bildung empirisch nutzbar zu machen (Marotzki 1990).

Ein wesentliches Moment seiner Theorie ist die Unterscheidung zwischen *Bestimmtheit* und *Unbestimmtheit*, die Bildungsprozesse prägt (Marotzki 1990). *Bestimmtheit* beschreibt dabei stabile und klar strukturierte Handlungs- und Orientierungsmuster, die durch wiederholte soziale Praktiken gefestigt werden. Diese Muster bieten Sicherheit und ermöglichen effizientes Handeln in komplexen sozialen Kontexten. *Unbestimmtheit* hingegen entsteht in Momenten, in denen bestehende Muster nicht mehr ausreichen, um eine Situation zu bewältigen. Solche Momente der Orientierungslosigkeit eröffnen die Möglichkeit für Bildung im Sinne einer reflexiven Auseinandersetzung mit den eigenen Selbst- und Weltverhältnissen (vgl. Marotzki 1990: 113). Marotzki differenziert Prozesse von Lernen und Bildung hierarchisch und sieht in der Reflexion den zentralen und höherwertigen Kern der Unterscheidung, der Bildung von Lernen abhebt. Lernen ersten und zweiten Grades beschreibt er als Prozesse der Anpassung und Optimierung innerhalb bestehender Orientie-

¹⁷ Einige der Theoretiker:innen nutzen den Begriff transformatorisch, andere den Begriff transformativ. Ich verwende ihn eher synonym bzw. kontextbezogen, da er für die hier vorgenommene Analyse nicht relevant ist. Grundsätzlich geht es um tiefgreifende Veränderungen der Gestaltung in den Hilfebeziehungen und deren Potenziale, die sich auf verschiedenen Ebenen abspielen und unterschiedliche Verständnisse einschließen.

rungsmuster. Bildung hingegen interpretiert er als eine reflexive Auseinandersetzung mit Selbst- und Weltverhältnissen, die über die bloße Reproduktion von Wissen hinausgeht und neue Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten erschließt (vgl. Marotzki 1990: 115). Die Begegnung mit Unbestimmtheit ist hierbei nicht planbar, sondern emergent: Bildungsprozesse entfalten sich oft in biografischen Übergängen oder durch die Konfrontation mit Neuem und Fremdem, das etablierte Muster infrage stellt (vgl. Marotzki 2006: 62). In sozial-räumlich organisierten Hilfebeziehungen könnte sich dies besonders deutlich zeigen, da die Beteiligten – Hilfesuchende und Hilfebietende – mit unterschiedlichen und völlig neuen Lebensherausforderungen konfrontiert werden, die auf bestehende Muster treffen.

Andreas Walther (2014) greift das Konzept von Marotzki auf und entwickelt eine hierarchisierte Struktur von Bildungsprozessen, die von alltäglichem Aneignungshandeln über Lernen bis hin zu reflexiven Transformationen reichen. Bildung beschreibt er als Aneignung dritter Ordnung, die durch Irritationen angestoßen wird und bestehende Routinen sowie Deutungsmuster kritisch reflektiert und neugestaltet (Walther 2014: 100). Allerdings vernachlässigt dieses Konzept Themen der Negation, der Normativität, der Voraussetzungen und insbesondere der Orientierungslosigkeit, wenn im Moment der Selbstbildung Störungen aufgegriffen werden, die krisenhafte Irritationen auslösen und keineswegs harmonisch sind (Wigger 2014: 50 f.).

Auch Peter Alheit und Bettina Dausien nehmen eine biografieorientierte Perspektive in der Bildungsforschung „über die Lebensspanne“ ein (vgl. Alheit/Dausien 2010). Jedoch stellt Dausien das Grundverständnis einer solchen bildungstheoretischen Biografieforschung in Frage (vgl. Dausien 2016: 30). Ihre grundsätzliche Kritik an der üblichen Analysemethodik qualitativer Bildungsforschung bezieht sich auf den methodologischen Umgang mit biografischem Material, das möglicherweise weitere, andere – sozialtheoretisch relevante – Ordnungen der Lebenswelt und sozialer Interaktionen ausschließt bzw. übersieht (ebd.). Aus dieser Sicht sind Lernen und Bildung insbesondere als Aneignungsprozesse kontextbezogen und situativ zu interpretieren und zu verstehen (vgl. Alheit/Dausien 2010: 714). Die Hierarchie zwischen Lernen und Bildung wird dann nicht mehr normativ verstanden. In einem rekonstruktiven Ansatz zeigt sich vielmehr, dass diese Unterscheidung von der Reflexionsgüte und dem Kontext der Interpretation abhängt. Wenn sich Bildungsforschung zwischen „ökonomischer Effizienz und der Erweiterung individueller Möglichkeiten“ (Alheit/Dausien 2016: 2f.) bewegt und dabei formale, non-formale sowie informelle Prozesse analysiert, bleiben oft die „unverfügbaren“ (Biesta 2014; Rosa 2020) Lern- und Bildungsperspektiven unberücksichtigt, die für die (Re-)Konstruktion biografischer Transformationsprozesse und deren kontinuierliche Neujustierung unabhängig von Alter (vgl. Oelkers 2008: 404) und gesellschaftlichen Anforderungen (vgl. Koller 2016: 175) entscheidend sind.

Die Konzepte zu transformativer/transformationaler Bildung haben im Kern gemein, dass Bildung durch unterschiedliche Auslöser angestoßen werden, doch im Kern steht immer eine Erfahrung des Krisenhaften. Insbesondere Jack Mezirow (1991) und später Thomas Fuhr (2018) haben an Theorien des transformativen Lernens gearbeitet, die sich auf die Umlernprozesse als Veränderung des bisherigen Lebens fokussiert (vgl. Fuhr 2018: 86). Jack Mezirow beschreibt transformative Lernprozesse als Reaktionen auf „disorienting dilemmas“ (Mezirow 1991: 93), das sind Situationen, die bestehende Orientierungsmuster destabilisieren und Reflexion erzwingen (ebd.). In Begegnungen entstehen solche Dilemmata häufig zunächst durch soziokulturelle Fremdheit¹⁸, die bedrohlich oder bereichernd wirkt (vgl. Wittpoth 1994), zwingt jedoch in beiden Fällen zur Erweiterung bestehender Deutungsmuster und zur Entwicklung neuer Handlungsoptionen. Mezirow beschreibt die Prozessphasen als Desorientierung, Selbstbeobachtung, Kritik der eigenen Annahmen und den Blick auf die Erfahrungen anderer, Erkundung, Planung der Umsetzung, Aufbau neuer Kompetenzen und deren Reintegration (vgl. Mezirow 1991: 168; eigene Übersetzung von Thomas Fuhr 2018: 97). Im Kontext des erwachsenen Lernens, das als subjektive Emanzipation verstanden wird und ein normativ geprägtes sowie programmatisches Ziel hat (vgl. ebd.: 99), bleibt die Spannung zwischen didaktischer Kontrolle und der Unverfügbarkeit jeglicher Lernprozesse bestehen (vgl. Oelkers 2008: 404; Nohl 2006: 91), bzw. zwischen der Konstruktion eines lebenslang geplanten Lern- und Wissenszuwachses und der Rekonstruktion spontaner Transformationsprozesse, die den menschlichen Orientierungsrahmen (weiter) bilden.

Nach Arnd-Michael Nohl et al. (2015) bezieht sich der Begriff des Lernens „auf die aneignende Auseinandersetzung mit Ausschnitten aus der Welt“ (Nohl et al. 2015: 206). Als „Habits“ bezeichnete Transformationen können als „situationsübergreifende, eingeschliffene Kooperationen zwischen Mensch und Weltausschnitten“ in den gegenstands- oder fertigkeitsbezogenen Horizonten der Lernenden stattfinden und unterscheiden sich somit von den Transformationen des Habitus als Bildungsprozess „der Selbst- und Weltreferenz in ihrer Gesamtheit“ (ebd.). Nohl betont, dass diese Transformationen nicht linear verlaufen, sondern von Unsicherheit, Anpassung und Neuausrichtung geprägt sind (vgl. ebd.: 201), sowie keineswegs verfügbar oder steuerbar sind (vgl. ebd.: 25). In Hilfebeziehungen könnte diese Irritation als (sozialräumliche)

¹⁸ Bernhard Waldenfels z.B. versteht Fremdheit als relationales und situatives Phänomen, das sich im Spannungsverhältnis zwischen Eigenem und Anderem entfaltet. Fremdheit entsteht nicht aus feststehenden Eigenschaften, sondern durch die Begegnung, die die eigene Ordnung infrage stellt und zur Auseinandersetzung mit dem Unbekannten zwingt. Diese Dynamik fordert dazu auf, bestehende Grenzen zu reflektieren und neue Handlungsperspektiven zu entwickeln (vgl. Waldenfels 2016).

Orientierungslosigkeit interpretiert werden, die durch den Kontakt mit biographisch oder kulturell geprägten Differenzen entsteht und die in einer reflexiven Auseinandersetzung verarbeitet werden muss.

Hans-Christoph Koller (2018) sieht in Krisen den zentralen Auslöser für Bildung. Solche krisenhaften Momente destabilisieren nicht nur den Habitus, sondern auch die kulturellen und sozialen Deutungsrahmen, in denen Menschen eingebettet sind. Dabei greift er auf das Konzept von Pierre Bourdieu zurück und betrachtet „sowohl sozioökonomisch begründete Machtverhältnisse als auch kulturell vermittelte Orientierungs- und Deutungsmuster“ (Koller 2002: 184). Diese können zum Beispiel die Akkumulation von kulturellem Kapital sowie das individuelle Engagement einer Person umfassen (vgl. Koller 2018: 31). Koller argumentiert, dass bei einer Konfrontation mit einer „neuen gesellschaftlichen Herausforderung“ (ebd.) das zuvor erworbene (inkorporierte) kulturelle Kapital transformiert werden kann. Ein Prozess, in dem sich ein Habitus verändert, könnte dabei als Bildungsprozess verstanden werden, der ein verändertes Verhältnis zur Welt und zu sich selbst im Kontext einer Hilfebeziehung impliziert (vgl. ebd.: 28). Der entscheidende Auslöser manifestiert sich als *Anpassungsschwierigkeit* des Habitus in der Konfrontation mit einem Hilfebedarf bzw. in der Begegnung Hilfebietender und Hilfesuchender.

Wolfgang Nieke (2008) sieht in der Auseinandersetzung mit kultureller Andersheit einen Schlüsselreiz für Bildungsprozesse, wobei er Kultur als eine „Gesamtheit der kollektiven Deutungs- und Orientierungsmuster einer Lebenswelt einschließlich materieller Manifestationen“ (Nieke 2008: 50) versteht, die sich kontinuierlich weiterentwickeln (vgl. ebd.). Nieke beschreibt die Lebenswelt als

„die Gesamtheit der fraglosen Gewissheiten des Alltags bei der Orientierung in der physischen und sozialen Umwelt. Diese Gewissheiten sind so selbstverständlich, dass der Einzelne sich ihrer nicht bewusst ist und es überhaupt erst werden kann, wenn sie durch eine Konfrontation mit ihrer offenbaren Unzulänglichkeit bei ihrer Aufgabe der Orientierungs- und Handlungssicherheit oder mit der Gewissheit aus einer anderen Lebenswelt als bisher selbstverständliche Gewissheit aufscheinen.“ (ebd.: 51).

Die eigene „Sinnwelt“ und ihre Abgrenzung von dieser oder jener Lebenswelt als (Teil-)Kultur manifestiert sich in einer entsprechenden Handlungslogik eines meist unbewussten „Orientierungswissens“, das nur durch individuelle und kollektive Deutungsmuster verstanden werden kann. Handlung kann hier als „menschliche Äußerung in die Welt hinein, die von einem Sinn geleitet wird“ (ebd.: 55f.), beschrieben werden.

Die Konflikte zwischen den Kulturen entstehen oft aus konstruierten Interpretations- und Orientierungsmustern, die auf unterschiedlichen Regeln, Normen und Vorstellungen von Gerechtigkeit beruhen. Nieke argumentiert, dass „es auf jedem Territorium mit einer größeren Ansammlung von Menschen je-

weils mehrere Lebenswelten und Kulturen gibt, die sich voneinander abgrenzen, aber auch genötigt sind, sich miteinander zu arrangieren“ (ebd.: 65). Sozialräumlich organisierte nachbarschaftliche Hilfebeziehungen stehen vor der Herausforderung, mit einer internen Heterogenität von Kulturen und Milieus umzugehen, die durch die Lebenswelten sozialer Klassen, ethnischer Herkunft oder religiöser Gruppen geprägt sind und sich z.B. auch in Differenzkategorien wie Geschlecht, Generation, Bildung, Alter oder Migration manifestieren. Eine grundlegende Standorientierung von Nieke ist das „Erkennen des eigenen unvermeidlichen Ethnozentrismus“ (ebd.: 71), der durch eine *Irritation* in der Konfrontation mit kultureller Andersheit ausgelöst wird. Kulturelle Unterschiede, die nicht auf migrationsspezifische Vielfalt ausgerichtet sind, können daher als Barrieren für eine erfolgreiche Kommunikation und Aushandlung in Unterstützungsbeziehungen erscheinen, die es zu überwinden gilt.

Thorsten Fuchs (2011) erweitert den bildungstheoretischen Blick der Transformationen des Selbst- und Weltverhältnisses durch die Einbeziehung der Fremdreferenz. Anhand lebensgeschichtlicher Erzählungen untersucht er die „geschilderten Aufbauten, Aufrechterhaltungen und Veränderungen der Selbst-, Fremd- und Weltreferenzen“ (Fuchs 2011: 128). In seiner Analyse fragt er, wie ein „autobiographisches Subjekt zu dem geworden, was es heute ist“ (ebd.), und zielt auf die normative Frage „Wie ist Bildung möglich?“ (ebd.: 129). Damit ergänzt er die bisherigen Konzepte um drei Perspektiven: zum einen um die des Fremden als dritte Referenz, zum zweiten mit einer zeitlichen Komponente, indem er z.B. die Erzählzeit der empirischen Phasen reflektiert und interpretiert und zum dritten um eine normativ-wertbezogene Komponente (Fuchs 2014: 132). Im Kontext von Hilfebeziehungen ist bei der Fremdreferenz besonders relevant, welche weiteren Akteure Einfluss auf die Gestaltungsprozesse nehmen. Dies ermöglicht eine differenzierte Analyse, die nicht alle äußeren Einflüsse pauschal unter der Kategorie Weltreferenz zusammenfasst. Bildungstheoretisch interessant wird dies insbesondere durch die Analyse empirischer Erzählzeiten in den Interviews mit Hilfesuchenden, Hilfebietenden und mir als Interviewerin, die in einem gemeinsamen Setting stattfanden. Bei der dritten Komponente geht Fuchs der Frage nach, ob Transformationen tatsächlich als Bildungsprozesse dargestellt werden können, die keine kritische Reflexion oder keine Problembewusstwerdung zeigen (vgl. ebd.: 146). Zudem beschreibt er das *Zweifeln* an der eigenen Selbstbestimmung sowohl als Auslöser als auch als Hindernis eines Bildungsprozesses und interpretiert bzw. reduziert diesen damit als subjektiven Bewältigungsprozess.

Obwohl die beschriebenen Ansätze unterschiedliche Auslöser betonen – von Fremdheit über soziale Interaktionen bis hin zu narrativen Reflexionen –, eint sie die Fokussierung auf Krisen als Kernmoment und eröffnet den Raum für eine transformationsrelevante Bildungsanalyse, die von Reflexion und Neuverhandlung bestehender Selbst- und Weltverhältnisse getragen wird.

Ausgehend vom Verständnis von Bildung als emergentem, nicht-linearem Prozess im Spannungsfeld von Routine und Transformation richtet sich der analytische Fokus nun auf die Bedingungen, unter denen Reflexion und Veränderung in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen möglich werden. Bildung wird dabei als intersubjektiver und krisenbedingter Prozess verstanden, in dem Bestimmtheit und Unbestimmtheit ineinandergreifen. Daraus ergeben sich weitere forschungsleitende Fragen: Wie entstehen Bildungsprozesse in konkreten Hilfesituationen, welche Rolle spielen biografische Erfahrungen, kulturelle Heterogenität und krisenhafte Momente und wie lassen sich diese als subjektiv bedeutsame Orientierungstransformationen fassen? Zugleich wird gefragt, ob sich bildungsrelevante Potenziale auch in gesellschaftlichen und institutionellen Strukturen der Hilfeorganisation verorten lassen. Diese Perspektiven verbinden theoretische Einsichten mit empirischer Suchbewegung und halten am Verständnis von Bildung als offener, prozesshafter und unverfügbarer Auseinandersetzung mit Selbst, Welt und Fremdem fest.

2.3.3 Bildung und ihr Potenzial: zwischen Anerkennung und Stigmatisierung

Die bisherigen Überlegungen zu Care, Sorge und Hilfe in nachbarschaftlichen Kontexten legen nahe, dass Bildungsprozesse in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen eng mit sozialen Dynamiken wie Anerkennung und Stigmatisierung verknüpft sind. Die Theorie der Anerkennung bietet eine zentrale Perspektive, um Bildungsprozesse in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zu verstehen. Anerkennung ist eine konstitutive Voraussetzung für soziale Interaktion und Identitätsbildung (Schäffter 2009). Axel Honneth (1992) hebt hervor, dass Anerkennung in Form von Respekt, Solidarität und sozialer Wertschätzung die Grundlage für Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstwertgefühl bildet. In Hilfebeziehungen zeigen sich diese Phänomene in spezifischer Weise: Hilfesuchende können durch Anerkennung ermutigt werden, ihren Bedarf zu akzeptieren und aktiv nach Lösungen zu suchen. Gleichzeitig erleben Hilfebietende Anerkennung häufig als Bestätigung ihrer sozialen Rolle, sei es durch Dankbarkeit der Hilfesuchenden oder durch institutionelle Würdigung ihres Engagements.

Krassimir Stojanov (2006) setzt sich mit einer *intersubjektiven Sichtweise* innerhalb eines Bildungsvorgangs von „Selbst-Entwicklung“ und „Welt-Erschließung“ auseinander (Stojanov 2006: 161). Er legt seinen Fokus auf die Bedeutung einer intersubjektiven Anerkennung und eine damit verbundene „Selbst-Artikulation“, „Selbst-Verständigung“ und ein „Selbst-Hinein-Projizieren in die Welt“ als Voraussetzungen für die Entstehung und Entwicklung von Subjektautonomie. Stojanov betont Weltreferenzen als „interspektivisch symbolischen Raum“, „der die partikularen Umwelten der Einzelnen

übergreift“ (ebd.). Ein Bildungsprozess von der „Entstehung von Selbstvertrauen“ über „Selbstachtung“ zur „Selbstschätzung“ wird ermöglicht und begleitet durch die „Erfahrungen mit den Anerkennungsformen der Liebe, des moralischen Respektes und der sozialen Wertschätzung“ (ebd.: 162). *Intersubjektive Anerkennung* soll hier sowohl individuelle, soziale und normative als professionelle (pädagogische) Lern- und Bildungsebenen für gelingende Hilfebeziehungen umfassen.

Da sich diese Arbeit auf Personen im höheren Erwachsenenalter konzentriert, wird ein gerontologischer Bildungsbezug relevant. Alter ist von Übergängen, Brüchen und Neuorientierungen geprägt, in denen Anerkennung als stabilisierende und sinnstiftende Ressource wirksam werden kann, ohne dabei auf Defizite oder Rückzüge reduziert zu werden. Kricheldorf (2020) beschreibt Bildung in diesem Kontext als informelles Lernen, das eine „Anpassungsleistung an sich im Lebenslauf verändernde Bedingungen“ (Kricheldorf 2020: 133) erfordert. Sie betont, dass solche Lernprozesse reflexive, neu orientierende und positionierende Kompetenzen verlangen (vgl. Kricheldorf 2020: 134). Hilfebeziehungen im Alter können Situationen erzeugen, in denen beispielsweise Irritation, Unbestimmtheit und biografische Übergänge bildungsrelevant werden. Bildung zeigt sich hier als offener Prozess, in dem Zweifel, Krise und soziale Resonanz ineinandergreifen. Anerkennung wird in diesem Zusammenhang zu einer zentralen Ressource, Verunsicherung zu bewältigen und sich biografisch neu auszurichten. Axel Honneths (1994) Unterscheidung zwischen den Anerkennungsformen Liebe, Recht und Solidarität ist hier anschlussfähig:

Liebe: In der empathischen Begegnung zeigt sich eine Anerkennung, die die Ganzheit des Individuums respektiert.

Recht: Die Anerkennung von Rechten und Ansprüchen stärkt die Autonomie und das Selbstwertgefühl.

Solidarität: Soziale Wertschätzung fördert die Handlungsfähigkeit, indem die individuellen Beiträge der Beteiligten anerkannt werden (vgl. Honneth 1994; Stojanov 2006: 133 ff.)

Wie Schäffter (2007) darlegt, wirken diese Anerkennungsformen nicht isoliert, sondern interagieren in komplexen sozialen Gefügen. In sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zeigt sich dies in der Dynamik und in der Gestaltung von Beziehungen, die auf Respekt und Wertschätzung beruhen. Schäffter betont zudem die Bedeutung von „Anerkennungsarenen“, „Anerkennungsordnungen“ und „Anerkennungsfigurationen“ (Schäffter 2007: 7), die als Netzwerke und Standards die sozialen Gelegenheiten definieren, in denen Anerkennung entsteht und verhandelt wird. Diese Begriffe verdeutlichen, dass Anerkennung auch in räumlichen Perspektiven interpretiert wird, in denen soziale Interaktionen und Beziehungen strukturiert werden. Sie schaffen einen sozialräumlichen Bezug, der insbesondere in den sozialräumlich organisierten

Hilfebeziehungen sichtbar wird. Anerkennungsarenen, -ordnungen und -figurationen können als Ausdruck dessen verstanden werden, wie räumliche Gegebenheiten und soziale Netzwerke zusammenwirken, um Anerkennung zu ermöglichen oder zu verwehren. Diese Verbindung knüpft an die bisherigen raumtheoretischen Bezüge an, die den Sozialraum als dynamischen, relationalen und von sozialen Praktiken durchdrungenen Kontext begreifen.

Während Anerkennung als etwas Normatives verhandelt wird, was transformative Bildungsprozesse begleitet, verweist Schäffter (2007) auf Gegenpole, insbesondere die Stigmatisierung (vgl. Schäffter 2007). Missachtung in Form von sozialer Exklusion oder institutioneller Demütigung kann Bildungsprozesse behindern, jedoch auch als Ausgangspunkt für Widerstand und Veränderung dienen. Nancy Fraser (2003) verdeutlicht in diesem Zusammenhang, dass soziale Gerechtigkeit nur durch die gleichwertige Berücksichtigung von Anerkennung und Umverteilung verwirklicht werden kann (vgl. Fraser/Honneth 2003: 40). Sie betont, dass kulturelle Wertschätzung allein nicht ausreicht, sondern durch die gerechte Verteilung von Ressourcen und Sorgearbeit ergänzt werden muss (vgl. ebd.: 41ff.). Im Kontext von Hilfebeziehungen zeigt sich dies beispielsweise in der Zuschreibung von Hilfebedürftigkeit älterer Menschen oder in der Vorstellung darüber, dass insbesondere Frauen diese sorge-relevanten Engagementtätigkeiten übernehmen. Fraser argumentiert zudem, dass gesellschaftliche Aberkennung auch zur Stigmatisierung führt, letztlich vor allem Ausdruck struktureller Machtverhältnisse ist. Bildungsrelevante Prozesse können hier einerseits durch die Sichtbarmachung solcher Verhältnisse entstehen als auch im Umgang mit Unsichtbarkeit und Ausschluss, beispielsweise in Form einer widerständigen Praxis oder einer (inter-)subjektiven Neuorientierung (vgl. ebd.).

Bildungswissenschaftlich bietet sich Sylvia Kades (2001) systemtheoretisch-konstruktivistisches Modell eines Bildungs-, Orientierungs-, Entwicklungs- und Bewältigungslernens an, um beispielsweise Stigmatisierung zu rekonstruieren, wenn Subjekte auf biografische Verunsicherungen mit Reflexion, Sinnsuche und Aushandlung reagieren. Lernen erscheint hier als relationale Praxis, die Anerkennung voraussetzt und zugleich durch die Ambivalenz stigmatisierender Erfahrungen herausgefordert, irritiert und transformiert werden kann. Schäffter (2007), der Anerkennung für eine „transitorische Identität“ (Schäffter 2007: 4) voraussetzt, erwartet im anerkennungstheoretischen Diskurs eine sensible Auseinandersetzung in Bildungskonzepten (ebd.: 8).

Philosophische Perspektiven wie jene von Ines Breinbauer (2007) und Miriam Haller (2021) vertiefen diese Diskussion, indem sie Bildungsprozesse als Handlungen in heterotopen Räumen interpretieren. Haller greift auf Foucaults Machtkritik zurück und zeigt, wie Machtverhältnisse in solchen Räumen sichtbar gemacht und hinterfragt werden können (Haller 2021; Foucault 1966/2005). Sie identifiziert Mündigkeit (insbesondere im Alter) als praktische Haltung und kritisiert damit auch die moralische Verpflichtung zu

Aktivität, Produktivität, Nützlichkeit und Verwertbarkeit. In diesem Ansatz werden Dimensionen des Bildungsbegriffs besonders deutlich, die z.B. Offenheit, Freiheit und den emanzipatorisch-kritischen Blick, die reflexive Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst, mit kulturellen und gesellschaftlichen Akteuren, die Gestaltung seiner Welt einschließen (Karl 2008: 166). Bildsamkeit bedeutet dann, dass der Mensch in jedem Alter und in jeder Situation das Potenzial für Bildungsprozesse bereits in sich trägt und in der Lage ist, „frühere Erfahrungen vor dem Hintergrund späterer Erfahrungen neu zu deuten und Gewohnheiten zu durchbrechen.“ (Karl 2008: 170). Der Moment der Unbestimmtheit von Situationen bietet die Möglichkeit, Lösungen für Hilfe und Unterstützung nicht gleich mit deterministischen Lösungen zu verbinden und muss im pädagogisch begleitenden Tun mitgedacht und reflektiert werden. Es geht dabei um eine Interaktion, die darauf abzielt, Gewissheiten aufzubrechen. Mehr Ermöglichung bedeutet somit: kritische Distanzierung, Überprüfung von Legitimitätsansprüchen, Emanzipation, Selbst- und Mitbestimmung, Solidarität, Lebensgestaltung, Handlungsfähigkeit und die Reflexion unhinterfragter Routinen und Bildungsprozesse, in denen Bestimmtheit reflektiert wird (Karl 2008: 170).

Im Spannungsfeld von Anerkennung und Stigmatisierung zeigen sich dahingehend unterschiedliche Wirkweisen für Bildungsprozesse. Anerkennung kann orientierende Erfahrungen und subjektive Selbstvergewisserungen ermöglichen, aber auch Teil gesellschaftlicher Erwartungen sein, die biografisch auch als Anpassungsdruck erlebt werden. Stigmatisierung hingegen kann Bildungsprozesse hemmen, indem sie Ausschlüsse und Abwertungen reproduziert, zugleich aber auch Irritationen auslöst, die Reflexion und Repositionierung anstoßen. Beide Dynamiken sind eng mit sozialräumlichen und institutionellen Strukturen, normativen Zuschreibungen und ungleichen Machtverhältnissen verflochten.

Während institutionelle Bildungsangebote im Kontext freiwilligen Engagements überwiegend auf die Perspektive der Hilfebietenden fokussieren, bleiben bildungsrelevante Erfahrungen der Hilfesuchenden, hier insbesondere in Bezug auf das Alter und auf die Hilfebedürftigkeit, unsichtbar. Eine bildungstheoretische Perspektive, die Bildung als lebenslangen, situierten und relationalen Prozess versteht, braucht daher neue methodologische Anschlüsse. Die vorliegende empirische Untersuchung fokussiert sich darauf, wie Anerkennung und Stigmatisierung in konkreten Hilfebeziehungen wirksam werden, welche biografischen Übergänge sie begleiten oder herausfordern und wie sich Bildungsprozesse im Spannungsfeld individueller Erfahrungen und institutioneller Rahmungen entfalten.

2.3.4 Bildung und sozialräumliche Organisation Sozialer Arbeit: Zwischen Individuum und Gesellschaft

Das dritte Spannungsfeld richtet den Blick auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Bildungsprozesse lassen sich hier im Spannungsraum zwischen sozialer Einbindung und individueller Selbstverortung, zwischen Fremdheit und Zugehörigkeit, rekonstruieren. Relational gedachte Sozialräume wirken dabei als strukturierende Kontexte, in denen Hilfe hergestellt, ausgehandelt und mit Bedeutung aufgeladen werden muss. In sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen, in denen sich zuvor fremde Menschen auf Unterstützung einlassen, werden dabei grundlegende Fragen gestellt, beispielsweise nach Verantwortung, Verlässlichkeit und Handlungsfähigkeit.

Um eine Sensibilität für Bedingungen zu entwickeln, die Unbestimmtheit zulassen, Infragestellungen bisheriger Gewissheiten anregen und in interaktive Auseinandersetzungen eingebunden werden können (vgl. Karl 2008: 171), soll der Blick auf das pädagogische, sozialpädagogische und sozialarbeiterische Handeln gelenkt werden. Gerade dort, wo Handlungsspielräume begrenzt sind und Hilfebedürftigkeit sowie Orientierungslosigkeit zunehmen, gewinnt die Frage nach Gestaltungs- und Reflexionsräumen an Bedeutung. Dazu zählen auch Impulse zur kritischen Haltung gegenüber sich selbst, zur Auseinandersetzung mit Formen subjektiver Selbstorganisation und zur Entwicklung produktiver Handlungsmöglichkeiten. Bildungsrelevant werden solche Prozesse dort, wo die Räume für Artikulation, Austausch und Offenheit entstehen. An dieser Stelle möchte ich einfügen, dass in dieser Arbeit zunächst keine Unterscheidung zwischen Sozialer Arbeit, Allgemein- oder Sozialpädagogik, Sozialer Bildungsarbeit bzw. weiterer bezugswissenschaftlicher Bezüge gelegt wird und die Begriffe eher synonym oder kontextbezogen verwendet werden. Das liegt vor allem daran, dass der hier entwickelte Bildungsbegriff als sensibilisierendes Konzept verstanden wird und mit einem situationsabhängigen *Doing Social Work* (Aghamiri et al. 2018) verbinden wird. Eine bildungsphilosophische Distanzierung der Sozialpädagogik (und der Sozialen Arbeit) von der allgemeinen Pädagogik (und damit der Bildungswissenschaft) birgt die Gefahr, dass Konzepte der Bildung in der Theorie und der Praxis Sozialer Arbeit entweder verschwinden oder beliebig instrumentalisiert werden (Biemüller 2016: 47).

Dies kritisiert insbesondere Ricarda Biemüller (2016), wenn sie einen problematischen Bildungsdiskurs mit einer normativistischen Ausrichtung Sozialer Arbeit identifiziert, der den Schwerpunkt auf die Produktivität und Leistung menschlicher Ressourcen und Fähigkeiten legt, und auf den auf vielerlei Ebenen mächtigen Aktivierungsdiskurs hinweist. Damit übernimmt die Soziale Arbeit einen Vermittlungsauftrag, der darauf abzielt, Normalisierungskompetenzen zu fördern (Biemüller 2016: 44). Dadurch gerät sie in die Schwierigkeit,

ein professionelles Selbstverständnis aufrechtzuerhalten, das eine Instrumentalisierung ignoriert oder ablehnt. Zudem kontrastiert dies mit der dominanten institutionellen Ausrichtung der gängigen Bildungsforschung, die Bildung in der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik oft auf Qualifizierungskontexte und funktionale Zielsetzungen reduziert (Walther 2014: 100). Diese Fokussierung auf institutionenbezogene Bildungsangebote (Sting 2016: 119) lässt informelle Bildungssettings unberücksichtigt, wie sie in sozialräumlich organisierten Hilfekontexten entstehen.

Wenn biografische Lernprozesse und soziale Räume in diesen Hilfebeziehungen als zentrale Bildungsorte in den Blick genommen werden und Bildung im Zusammenhang mit Hilfe, Sorge und Care als sozialer Aushandlungsprozess beschrieben werden soll, der durch spezifische räumliche Kontexte strukturiert wird, dann bedeutet das, dass diese sozialen Räume Gelegenheiten für bildungsförderliche Interaktionen schaffen müssen. Durch ungleiche Verteilungen und blockierte Zugänge zu Ressourcen und Anerkennung können sie auch behindert werden (vgl. Sting 2018). Ein sozialpädagogisches Bildungsverständnis kann hier insbesondere als mehrdimensionales Geschehen in sozialen Räumen zu verstanden werden (vgl. Sting 2016: 210; von Felden 2021: 71f.). Bildung wird hier doppelt sozial verstanden: als durch Interaktionen konstituiert und gleichzeitig als Prozess, der soziale Beziehungen und Räume transformiert. Was Silvia Kade (2001) mit der Notwendigkeit lernförderlicher Umgebungen meint, die Sicherheit, Offenheit und Vertrauen bieten, ist auch auf informelle lebensweltliche soziale Räume zur Ermöglichung einer Bearbeitung biografischer Unsicherheiten übertragbar. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie Bildung in informellen, sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen jenseits institutioneller Kontexte gestaltet wird und werden kann. Hier treffen individuelle Bildungsansprüche auf gesellschaftliche Strukturen, wobei sozialräumliche Konstellationen sowohl Chancen für Selbstbestimmung als auch Herausforderungen durch normative Erwartungen bieten. Ansprüche an Mündigkeit, Kritikfähigkeit und Autonomie des Subjekts geraten dabei oft in den Hintergrund (vgl. Scherr 2016), was schon an die kritische Bildungstheorie von Heinz-Joachim Heydorn erinnert und was die Stärkung demokratischer, solidarischer und sozialer Strukturen erfordert (vgl. Sünker 2013: 90). Dies impliziert die Notwendigkeit, den bildungstheoretischen Blick in der Sozialen Arbeit mit einer herrschaftskritischen Perspektive zu verbinden, um neue Formen von Unterwerfung und Ausbeutung durch institutionelle Systeme aufzudecken (vgl. Kessl/Lütke-Harmann 2011), denn die vorherrschende Praxis, Subjekt- und Identitätsbildung auf politisch gesteuerte Konzepte mit standardisierten Kompetenzzielen zu reduzieren, wird diesem Anspruch nicht gerecht (vgl. Scherr 2008: 138). Insbesondere die Unterstützung von Bildungsprozessen als „Alltagsbildung“ durch Soziale Arbeit oder Sozialpädagogik erfolgt häufig, ohne gesellschaftliche Erwartungen kritisch zu hin-

terfragen (vgl. Rauschenbach 2015). Dies zeigt, dass die Soziale Arbeit intensiv in einem Spannungsfeld zwischen Anpassung und Befreiung agiert und sich darum bemühen muss, sozialräumliche Praxis konzeptionell stets zu hinterfragen. So lässt sich feststellen, dass die Auseinandersetzung von Sozialer Arbeit mit Bildung nicht davon abhängt, ob Bildungspotenzial (un)verfügbar zu sein scheint und im Alltag als „Lebensbildung“ oder auch als „uferloser“ Begriff verhandelt wird (Rauschenbach 2015: 130). Vielmehr bedarf es einer bildungssensiblen Reflexionsfähigkeit.

Da Andreas Walther (2014) argumentiert, dass auf Bezüge Sozialer Arbeit und Bildung wenig bildungstheoretisch fundiert zugegriffen wird (vgl. vWalther 2014) und lediglich beim Thema Aneignung Anschluss genommen wird, insbesondere bei Winkler, Deinet oder Scherr (vgl. ebd.), möchte ich hier abschließend darauf eingehen. Im transdisziplinären Sinne zeigt sich das Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft hier weiterhin in einer bildungstheoretischen Diskrepanz zwischen einer Instrumentalisierung und der Idee der Befreiung.

In einem Vortrag¹⁹ zu *Eudaimogenese – Gelingendes Leben ermöglichen* greift Michael Winkler (2021) die Idee der Befreiung auf, indem er sich auf Platons Höhlengleichnis bezieht. Dieses Gleichnis steht für Selbstermächtigung, Reflexion und Entscheidungsfreiheit in Krisensituationen und führt damit zu biografischen Entwicklungen und/oder Bildung. Winkler beschreibt den Prozess der Befreiung und Selbstbefreiung anhand von Schlüsselaspekten Sozialer Arbeit. Dabei spannt er einen Bogen von existenziellen Rahmenbedingungen und sozialen Grundbedarfen (wie z.B. eine sichere Wohnung, Raum, eigener Platz, Teilhabe, ausreichend Nahrung etc.) über die Teilhabe an Gesellschaft und Gemeinschaft, das soziale Miteinander und die Erkenntnisse, die aus der Gruppe und der subjektiven Lebensführung entstehen, bis hin zur Möglichkeit der Reflexion und Veränderung, zu dynamischen Figurationen und zu biografischen Entwicklungen. Die Aufgabe Sozialer Arbeit besteht dann darin, kooperative Praktiken zu moderieren und gemeinsame Praktiken zu realisieren, Entwicklungen aufzugreifen und fortzuführen sowie die Förderung von Lebenszufriedenheit zu unterstützen. In sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen könnte dies bedeuten, dass die Hilfepaare in ihren Aushandlungsprozessen mit ihren Interessen und Bedürfnissen, in ihren Irritationen und krisenhaften, aber auch in ihren befreienden Momenten begleitet und unterstützt werden. Diese Momente sollen in den Erzählungen herausgearbeitet werden.

Hans Thiersch (2008) begründet Bildung in der Sozialen Arbeit mit dem „zunehmenden Verlust gesellschaftlicher Lebensordnungen“. Bildung wird als

¹⁹ Eudaimogenese – Gelingendes Leben ermöglichen: Im Dialog mit Michael Winkler, Online-Vortrag am 03.05.2021 17:00–18:30 Uhr, im Rahmen einer als Ringvorlesung organisierte digitale Dialogreihe, Sommersemester 2021, Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg (BTU).

„Arbeit am Bild der Welt und darin des eigenen Lebensentwurfs“ definiert (Thiersch 2008: 242). Menschen müssen ihren Weg unter Berücksichtigung ihrer Verantwortung gegenüber sich selbst und anderen ausweisen und aushandeln (vgl. Thiersch 2008: 243). Dieses selbst Verantwortete birgt riskante Offenheiten für die Selbstbildung von Individuen, die sich mit den alltäglichen Widersprüchen auseinandersetzen müssen (vgl. ebd.). Thiersch argumentiert, dass der Anspruch auf soziale Gerechtigkeit institutionelle Unterstützung beim Zugang zu Weltwissen und Lebenskompetenzen erfordert und sich auf die spezifischen Möglichkeiten der Sozialen Arbeit bezieht: als Unterstützung in Bildungs- und Lernprozessen sowie als ein spezifisches Element der Daseinssicherung (vgl. Thiersch 2008: 246). Zur Bewältigung dieser „informellen Bildungsprozesse in eigener Zuständigkeit“ (ebd.) braucht es aus seiner Sicht

„Räume, Gelegenheiten und Ressourcen, damit informelle Bildungsprozesse in eigener Zuständigkeit bewältigt werden können. Dies aber sind auch – gestützt und provoziert durch Soziale Arbeit und Pädagogik im Zeichen von Einmischung – Aufgaben der politischen Unterstützung ebenso des familialen Alltags, wie der Jugendkultur oder der ehrenamtlichen und freiwilligen Bürgertätigkeiten im Zeichen der Politik des Sozialen.“ (Thiersch 2008: 252).

Auch wenn Thiersch sich in seinen theoretischen Bezügen vor allem auf die Jugendarbeit konzentriert, geht es ihm im Kern darum, die Orientierung an individuellen Bedürfnissen zu fokussieren und dies in der Lebenswelt der Individuen passenden, „sozialräumlichen“ Settings gemeinsam zu bearbeiten (vgl. ebd.).

Individuen sollten eine Autonomie im Sinne einer kritischen Bildungstheorie anerkannt bekommen, die den Begriff der Selbstbildung anbietet: Hier wird das zu bildende Subjekt als mündig, emanzipiert und widerständig gegen herrschaftliche Verhältnisse dargestellt (vgl. Scherr 2008: 139; Sünker 2006: 95). Der stark normative Charakter dieser Perspektive beinhaltet auch das Ziel differenzierter politischer und moralischer Überzeugungen sowie reflektierter Lebensgestaltung (vgl. Scherr 2008: 140). Diese Perspektive beinhaltet immer eine Kritik an gesellschaftlich konstruierten und funktionalen Bildungserwartungen und stellt damit hohe Erwartungen an die Praxis Sozialer Arbeit und auch an deren Haltung und Gestaltung sozialer Möglichkeitsräume. Dazu gehört auch der Bezug zu Schäffters (2007) „Anerkennungsarenen“, „Anerkennungsordnungen“ und „Anerkennungsfigurationen“ (ebd.: 7f.), die die sozialen Standards und Gelegenheiten beschreiben, in denen Anerkennung entsteht und verhandelt wird.

Die Erschließung, Erfassung und Veränderung eines vorgelagerten aktiven Aneignungsprozesses bietet zunächst die Chance für das Individuum, einen eigenen Raum zur Gestaltung zu finden (Deinet/Reutlinger 2014: 19). Stings Vorschlag, Bildung „in doppelter Weise als sozial konstituierten Vorgang“ (Sting 2016: 123) zu verstehen, erfordert den Blick auf Bildungsprozesse im

Rahmen sozialer Interaktionen, deren Aneignung und Abgrenzung (ebd.). Jedoch ist die kritische Bildungstheorie mit der Idee eines autonomen Subjekts, seiner reflexiven Potenziale, der sozialen Raumbezüge und des kritischen Blicks auf institutionelle Gegebenheiten auf jede Lebensphase anwendbar. Infolgedessen erweitert Sting seine Betrachtung einer sozialpädagogischen Bildungstheorie um eine weitere Dimension, die konstatiert, dass eine rein theoretische Betrachtung als Voraussetzung sozialer Bildungsprozesse nicht ausreicht. Vielmehr bedarf es eines Blicks auf die „Bildungsvoraussetzungen des Sozialen“ (Sting 2016: 125).

Hier setzt unter anderem Michael May an, indem er in einem Beitrag mit Timm Kunstreich (1999) mit Bezug auf Heydorn und Sünker die fehlende Umsetzung einer „Hilfe zur Selbsthilfe als mütterliche Unterstützung einer Selbsthilfe“ (Kunstreich/May 1999: 38) in der Praxis Sozialer Arbeit kritisiert. Die Bedürfnisse der Menschen werden in der Regel nicht gemeinsam mit ihnen verhandelt und soziale Probleme werden nicht im Kontext von „Unterprivilegierung, Benachteiligung und Marginalisierung“ betrachtet (Kunstreich/May 1999: 38). Diese Perspektive ist für die Analyse sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen von Bedeutung, in denen die individuellen Bedürfnissen Hilfesuchender und Hilfebietender und die damit verbundene Anerkennung biografischer und bildungsrelevanter Vielfalt letztlich immer auf der Beziehungsebene verhandelt werden. In Bezug auf das Spannungsfeld zwischen Anpassung und Befreiung wird deutlich, dass Bildung in Hilfebeziehungen immer als soziale und strukturell bedingte Prozesse verhandelt werden, die durch Machtverhältnisse und normative Erwartungen geprägt sind.

Eine Bildung des und am Sozialen, wie sie May und Kunstreich (1999) beschreiben, verweist auf die Möglichkeit, Bildung durch transversale²⁰ Strategien (vgl. Kunstreich 2016: 42 f.) und in gelingenden Sozialitäten zu verwirklichen. Im Kontexten von Care-Arbeit und sozialräumlicher Hilfebeziehungen wird dies auch auf gesellschaftlichen Bildungs- und Sozialisationsebenen relevant, die in den empirischen Materialien zu analysieren sind. Mit Bezug zu Oskar Negt und Alexander Kluge verdeutlichen die Autoren, dass eigensinniges Handeln und die Auseinandersetzung mit den Grenzen des Sozialen als selbstregulierende und bildungsauslösende Prozesse verstanden werden können (Kunstreich/May 1999: 41f.). In hilfe- und sozialräumlichen Kontexten eröffnet sich damit eine Perspektive auf Bildung als Prozess, der individuelle Autonomie stärkt und kollektive Räume für Reflexion, Selbstermächti-

²⁰ Transversalität (Kunstreich 2016) beschreibt eine Dynamik in sozialen Prozessen, bei der vertikale (hierarchische und institutionalisierte) und horizontale (kooperative und partizipative) Strukturen miteinander interagieren und sich gegenseitig durchdringen. Der Begriff eignet sich, die Interdependenzen gesellschaftlicher Bedingungen und individueller Subjektwerdung zu erklären. Bei der Begegnung dieser Prozesse entsteht ein Potenzial für transformative Bildung, das abseits normativer Vorgaben neue soziale Möglichkeiten hervorbringen kann.

gung und gesellschaftliche Veränderung ermöglicht. Die „menschliche Befreiung“ (Heydorn in Sünder 2012: 250) und deren Institutionalisierung wird im Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft thematisiert. Bildung als Beitrag zu Emanzipation, Freiheit, Demokratisierung und Selbstbestimmung zu verstehen, wirft gleichzeitig die Frage auf, wer Zugang zu diesen Potenzialen hat (vgl. Sünder 2019: 284), insbesondere, wenn Subjektivität häufig der Anpassung unterworfen ist und mündige Subjekte das System herausfordern, während angepasste Subjekte es stabilisieren (ebd.: 285). In Anlehnung an Adorno und Heydorn, Bildung als „Selbsthilfe“ und als „Akt gegen das Verhängtsein“ (Heydorn III in Sünder 2019: 311) zu fassen, bedeutet auch, Kritik an einer auf Effizienz und Anpassung ausgerichtete Bildung zu üben, die sich durch soziale Kontrolle, Ordnung und technisches Bewusstsein auszeichnet (vgl. Sünder 2019: 288).

Eine Bildung am Sozialen richtet sich damit auf die Gestaltung gesellschaftlicher Beziehungen durch Selbstbildung, dialogische Aushandlung und gemeinsame Vermittlungsprozesse, die über die Beziehungsarbeit hinauswirken. Bildung zielt dabei auf Teilhabe und soll soziale Ausschlüsse nicht reproduzieren. In diesem Verständnis wird Soziale Arbeit als aktiv-reflexive Praxis sichtbar, die Bildungsräume identifiziert, öffnet, organisiert – trotz dem sie zugleich immer in gesellschaftliche Widersprüche eingebunden bleibt. Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen markieren dabei Orte, an denen diese Bildungsorganisation als Anpassung und Befreiung erfahrbar werden kann, beispielsweise dort, wo Eigensinn, Grenzerfahrungen oder transversale Praktiken sichtbar werden. Wenn also informelle Lernprozesse eng mit sozialräumlichen Bedingungen verwoben sind, stellt sich die Frage, wie sich Bildungsprozesse im Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft entfalten, hier als reflexive Auseinandersetzungen mit Unbestimmtheit, sozialen Erwartungen und der Möglichkeit, Hilfebeziehungen als potenzielle Räume von Transformation zu gestalten. Dabei geraten besonders folgende Konstellationen in den Blick: zwischen einer subjektiven Autonomie und gesellschaftlicher Teilhabe, zwischen hilferelevanter Anerkennung und Begrenzung sowie zwischen organisationaler Struktur und eigensinniger Fürsorgebedarfe.

2.3.5 Sich bilden in sozialräumlich organisierten Hilfekontexten: Bildung als sozialräumlicher Prozess

Lern- und Bildungsprozesse in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen wurden bis hierher als komplexe Dynamiken gerahmt, um die empirische Arbeit vorzubereiten. Diese Komplexität ergibt sich vorwiegend aus den sozialen und institutionellen Herausforderungen im Zusammenhang mit der „Frage des Lernens im Lebenslauf“ (Hof 2018: 188) und hier insbesondere im

Fokus der „sozialen Praktiken des Umgangs mit Wissen“ (ebd.: 198). In Hilfebeziehungen lassen sich diese als informelle und biografisierende Lern- und Bildungsprozesse rekonstruieren, die zugleich die Frage aufwerfen, inwiefern Soziale Arbeit bei Hilfebedarf bzw. Hilfeangebot und deren Vermittlung organisierend und unterstützend wirken kann. Durch das gegenseitige Kennenlernen und Aushandeln von Hilfe in einer sozialräumlichen Praxis birgt dies gleichermaßen Herausforderungen und Potenziale für Bildungsprozesse.

Drei zentrale Spannungsfelder, hier erstens zwischen Routine und Transformation, zweitens zwischen Anerkennung und Stigmatisierung sowie drittens zwischen Individuum und Gesellschaft, grenzen die analytische Struktur ein, um die vielschichtigen Bildungsprozesse zu untersuchen. Um zu verdeutlichen, dass Bildung in diesem Zusammenhang vor allem prozesshaft, iterativ-zyklisch und immer in Beziehung einflochten ist, wird dieser Prozess abschließend „sich bilden“ genannt. Hier soll hervorgehoben werden, dass das Potenzial und die Möglichkeiten von Bildung und transformativen Prozessen in Individuen, Beziehungen und Gesellschaften sowie im und am Sozialen bereits immer vorhanden, aber durchaus widerständig sind.

Die wichtigsten Ergebnisse dieser Bildungsdiskussion und die sich daraus ergebenden Fragestellungen im Zusammenhang mit Hilfe, Sorge, Care und sozialräumlicher Nachbarschaft möchte ich hier zusammenfassend darstellen:

Sich bilden zwischen Routine und Transformation

Das Spannungsfeld von Routine und Transformation zeigt, dass stabilisierende Routinen Orientierung und Sicherheit geben, während transformative Momente krisenhafte Irritationen erzeugen, die Reflexion und Neuausrichtung ermöglichen können. Hilfe- und Sorgebeziehungen spiegeln die Dynamik zwischen routinierten Bewältigungsformen und den Herausforderungen unbestimmter Situationen wider und werfen damit die Frage auf, wie Bildungsprozesse durch solche Spannungen beeinflusst werden und unter welchen sozialräumlichen Bedingungen sich bildende Momente entfalten können.

Sich bilden zwischen Anerkennung und Stigmatisierung

Anerkennung und Stigmatisierung sind treibende Prozesse des (sich) Bildens. Sie können Selbstwirksamkeit stärken, soziale Wertschätzung vermitteln, können als Barriere wirken, durch Irritation Reflexionsräume eröffnen und Selbstverwirklichung verhindern. In sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen könnte vor allem eine qualitative und reflexive Qualität der Interaktionen darüber entscheiden, inwieweit transformative Bildungsprozesse angestoßen, wertschätzend begleitet und bewältigt werden. Anerkennungsarenen (Schäffter 2007) eröffnen eine wichtige sozialräumliche Perspektive zur Analyse jener Dynamiken, in denen Anerkennung und Stigmatisierung in Hilfebeziehungen sichtbar werden. Dabei stellen sich zentrale Fragen danach, unter welchen Bedingungen Anerkennung gefördert oder Stigmatisierung verstärkt

wird und wie Lern- und Reflexionsräume in diesen Kontexten entstehen können.

Sich Bilden zwischen Individuum und Gesellschaft

Im Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft kreuzen sich subjektive und kollektive Bildungsprozesse mit sozialen Normen und institutionellen Ordnungen. Wenn sozialräumlich organisierte Hilfen das „Sich bilden“ begleiten sollen, ergeben sich diese zentralen Fragen: Unter welchen Bedingungen kann Bildung in Hilfebeziehungen überhaupt als Prozess individueller Autonomieentwicklung verstanden werden? Welche Rolle spielen sozialräumliche Netzwerke und wie gelingt es, den individuellen Bedarf zur eigenen Hilfestellung, sei es als Hilfesuchende wie Hilfebietende, zu auszuhandeln?

Zusammenführung der Spannungsfelder: Sich bilden als sozialräumlicher Prozess

Sich Bilden in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen soll Prozesse markieren, die folgende Kontexte einschließen: Hilfe, Sorge und Care als eine Praxis der Hilfesuche und der Hilfeangebote, die Aushandlung von Positionen innerhalb der Hilfebeziehung, routinierte und krisenhafte Spannungsfelder von Individuen, gemeinschaftlich und gesellschaftlich geprägten Kollektiven, organisiert sowie sozial verdichteten Räumen, in denen Hilfe organisiert wird. Diese Prozesse zeigen sich dabei auf Formen von Gestaltungsprozessen, als relationale Bewegung, die auf Irritation, Anerkennung bzw. Widerspruch reagieren. Hilfe, Sorge und Care erscheinen dabei nicht nur als sozialräumliche Praktiken, sondern sollen als Räume des Lernens über sich selbst und andere, über Begrenzungen und Handlungsspielräume, über gesellschaftliche Bedingungen und Prozesse, die gesellschaftlich geregelt sind, insbesondere darüber, wer für wen sorgt und welche bildungsrelevanten Ansprüche an Bildung formuliert werden müssen.

Im Übergang zur empirischen Analyse richtet sich der Blick auf die Bedingungen, unter denen solche Bildungsprozesse entstehen, sich verdichten oder blockieren. Zentral ist die Frage, in welcher Form sich in alltäglichen Interaktionen und institutionellen Rahmungen Räume verändern und beeinflussbar sind, in denen Reflexion, Reproduktion oder auch Widerstand möglich werden.

3. Methodologische und methodische Zugänge zur Analyse sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen

Zur (Er-)Forschung im Feld sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen, in denen sich Hilfesuchende und Hilfebietende begegnen, sollen soziale und räumliche Strukturen der Unterstützung und Aushandlung und Räume potenzieller Bildungs- und Gestaltungsprozesse analysiert werden. Die gemeinsame Datenerhebung mit den Beteiligten in den Hilfebeziehungen bietet die Gelegenheiten, biografische Übergänge, soziale Herausforderungen und transformative Momente sichtbar werden zu lassen.

Bislang wurde deutlich, dass bisherige Studien in diesem Feld die Dynamiken zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden wenig berücksichtigen und die gemeinsame Interaktion in der Hilfebeziehung kaum angemessen in den Blick nehmen. Vielmehr lassen sich bisher eher die Bedürfnisse, Interessen und Motive als auch die Herausforderungen in den jeweiligen Rollen nur in einer verkürzten und getrennten Betrachtung der gelesenen Rollen von Hilfesuchenden und Hilfebietenden aufzeigen. Der Forschungsgegenstand dieser Arbeit setzt hier an und greift sowohl die Mechanismen der Hilfeprozesse als auch die Frage auf, welche Rolle dabei Bildungsprozesse besonders im Kontext sozialräumlich organisierter Hilfen interpretiert spielen. Ziel ist es, emanzipatorische und sozialräumliche Sinn- und Ermöglichungsstrukturen der Beteiligten in solchen quartiersorganisierten Hilfebeziehungen zu identifizieren und das Potenzial einer möglichen Veränderung als Entwicklung eines Menschen in einer gelesenen, zugeschriebenen, angerufenen, aber auch identifizierten Hilferolle zu fassen.

Zur Untersuchung dieser Prozesse und Dynamiken wird ein rekonstruktiver Forschungsansatz gewählt, der die Perspektiven der Beteiligten in den Mittelpunkt stellt und die sozialen Räume, in denen sich Hilfe und Bildung entfalten, untersuchen möchte. Anhand eines qualitativen Grounded-Theory-Verfahrens und anhand von Hilfepaarinterviews wird angestrebt, sowohl subjektive Sinnstrukturen als auch emergente Prozesse in ihrer sozialen Verortung sichtbar zu machen. Dieses methodische Vorgehen ermöglicht es, die Wechselwirkungen zwischen individuellen Erfahrungen, sozialen Praktiken und räumlichen sowie gesellschaftlichen Bedingungen detailliert zu erfassen.

In diesem methodischen Kapitel wird dargestellt, wie die Fragestellungen zur Verbindung von Hilfebeziehungen und sozialraumbezogenen Bildungsprozessen mit geeigneten methodologischen und methodischen Ansätzen bearbeitet werden. Der Forschungsprozess gliedert sich in die Prozesse der Orientierung (3.1), die die Begründung der Methodenwahl umfassen, die Prozesse der Erhebung (3.2) und der Auswertung (3.3). Abschließend werden die Prozesse der Reflexion (3.4) skizziert, um die methodischen Entscheidungen und deren Implikationen kritisch zu beleuchten.

3.1 Prozesse der Orientierung

Um die Interaktionen zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden zu analysieren und die darin enthaltenen Gestaltungspotenziale zu rekonstruieren, die Prozesse des Lernens, der Bildung oder der Transformation erfassen sollen, bietet sich ein rekonstruktives Vorgehen im Forschungsstil der *Grounded Theory* an. Ziel dieses Ansatzes ist es, eine „empirisch fundierte Theorie“ (Alheit 1999: 1) bzw. eine „in empirischen Daten begründete Theorie“ (Strübing 2014: 9) zu entwickeln. Besonders anschlussfähig erscheinen dabei die grundlegenden Konzepte des symbolischen Interaktionismus (vgl. Blumer 1973). Dieser geht davon aus, dass in der interaktiven Praxis symbolische Bedeutungen zugeschrieben werden, die wiederum die Grundlage für wechselseitige Reaktionen bilden. Auf Grundlage der *Grounded Theory* können diese Zuschreibungen und Reaktionen im empirischen Material systematisch erfasst und analysiert werden, um ihre Entstehung und Dynamik zu rekonstruieren. Im Sinne des Pragmatismus kann das soziale Gegenüber dabei materialisiert, verdinglicht oder objektiviert werden (vgl. Strübing 2014: 38), wodurch Sinn und Bedeutung von Handlungen in der interaktiven Praxis sichtbar werden.

Durch das Aufnehmen, Sammeln und Dokumentieren von Daten aus meinem Forschungsfeld, insbesondere durch Beobachtungen, Interviews und gemeinsame Gespräche, integriere ich alle relevanten Informationen, um die Sinn- und Bedeutungszuschreibungen der Beteiligten zu (re)konstruieren. Die theoretischen Grundlagen des symbolischen Interaktionismus und die rekonstruktiven Methoden der *Grounded Theory* greifen hier ineinander, um wesentliche Erkenntnisse aus dem empirischen Material zu gewinnen und die Gestaltungspotenziale der Interaktionen sichtbar zu machen.

Unter dem Begriff *Grounded Theory* (GT) werden unterschiedliche Konzepte mit teils variierenden Bedeutungen diskutiert, wie die *Grounded Theory Method* oder die *Grounded Theory Methodology* (GTM) bzw. der *Grounded Theory Approach* (vgl. Schröder/Schulze 2010: 277). Als Methodologie bildet die GT ein theoretisches Fundament der qualitativen Sozialforschung und stellt einen Gegenentwurf zu positivistischen, auf Hypothesenüberprüfung ausgegerichteten Ansätzen, dar. Die Interpretation der GT als Forschungsstil betont insbesondere den iterativ-zyklischen Charakter des Forschungsprozesses sowie den grundlegend empirischen Bezug der Datenauswertung.

Darüber hinaus bietet die GT als Auswertungsmethodik spezifische Kodierverfahren, die eine kontrollierte Erschließung des Materials ermöglichen. Schließlich wird die GT auch als Ergebnis eines Forschungsprozesses verstanden: Sie zielt darauf ab, auf Basis empirischer Daten eine Theorie zu entwickeln, die ein soziales Phänomen beschreibt und analysiert (ebd.). Diese unterschiedlichen Ansätze haben als Leitlinien für mein methodisches Vorgehen

gedient und waren entscheidend für die Konzeption meines methodologischen Rahmens.

Ein Forschungsprozess nach der GT erfordert jedoch zusätzliche zentrale Faktoren (vgl. Alheit 1999: 9; Schröer/Schulze 2010; Breuer 2010; Mey/Druck 2011; Strübing 2014). Besonders hervorzuheben ist die Sensibilisierung für das Zusammenspiel von Empirie, Theorie und Forschung. In diesem Kontext spielen sensibilisierende Konzepte („sensitizing concepts“, Blumer 1954, 1973) eine zentrale Rolle, die sich bei der Erschließung eines neuen Gegenstandsfeldes als hilfreich erweisen. Da mein in erster Linie induktiver Ansatz eine ausgeprägte „theoretische Sensibilität“ (ebd.) verlangt, die wiederum aus meinen Daten heraus begründet wird, verdeutlichte ich in Kapitel 2 ausführlich meinen theoretischen Ausgangspunkt für den Forschungsprozess und entwickelte eine theoriesensibilisierende Grundlage für das weitere Vorgehen. Dies ist notwendig, da die Zerlegung und Analyse des empirischen Materials heuristische Analysekonzepte benötigt. Dies ist zudem wichtig, um eine Abgrenzung von explizit (kontextuellem) Wissen aus Erfahrung, Alltag, Disziplin und Beruf, die systematische Weiterentwicklung von Vorannahmen und eine systematische Modifikation sowie deren kritische Reflexion vorzunehmen (vgl. Alheit 1999: 9; Breuer 2010: 58). Zentral ist dabei die Auseinandersetzung mit der eigenen *Standortgebundenheit* und *Seinsverbundenheit* des Wissens und Denkens (vgl. Mannheim 1985). Dies erfordert eine radikale Selbstreflexion, „in schonungsloser Rücksichtslosigkeit auch uns selbst gegenüber“ (ebd.: 50).

Weitere Aspekte innerhalb des Forschungsprozesses der GT sind Felderkundungen (vgl. Alheit 1999: 9). Die Herausforderung besteht jedoch darin, das Forschungsfeld abzustechen oder einzugrenzen, ohne im Sinne eines transdisziplinären Ansatzes, den Blick über den Tellerrand zu vernachlässigen. Von besonderem Interesse ist hier die Integration des Konzepts der sozialen Welten von Anselm Strauss (vgl. Strauss 1996) oder des Mappings von Adele Clarke (vgl. 2012), die mit diesen Analyseformen den Forschungsgegenstand möglichst umfassend abbilden können. Orientiert sich das axiale Kodierparadigma der GT noch an Kontexten und Bedingungen bezüglich des vermeintlichen Phänomens, interpretiert Adele Clarke, dass es so etwas wie Kontext und Bedingungen von Situationen nicht gibt – „there is no such thing as context“ (Clarke 2012: 112). Stattdessen verwendet sie den Begriff der Situation, insbesondere der sozialen Situation, in die der Forschungsgegenstand eingeschrieben ist und der letztlich die prozesshafte und multiperspektivische Theoriebildung betont. Das Forschungsfeld wird nicht nur durch (un)offensichtliche oder (un)sichtbare Anordnungen definiert, sondern auch durch Diskurse, ungleiche Machtverhältnisse und Interaktionen des Unsagbaren besetzt und kontinuierlich durch sich ständig verändernde Situationen geprägt (vgl. ebd.). Die Aneignung und Konstruktion des von mir untersuchten Forschungsfeldes resultierte aus eigenen Irritationen und Krisen, erlebter Handlungsunfähigkeit

und beobachteten Grenzen in meiner sozialarbeiterischen Praxis. Ausgehend von meinen beruflichen Erfahrungen entwickelte ich im Vorfeld dieses Forschungsprozesses eine Vorstellung davon, wie Interaktionen und Beziehungsstrukturen sozialräumlich organisierter Hilfen gestaltet sind. Dabei stellte ich mir die Frage, warum die Hilfesituationen so komplex erscheinen, obwohl Studien zeigten, dass es in diesem Handlungsfeld immer Menschen gibt, die potenziell mehr Hilfe brauchen, als sie bekommen und Menschen, die das Potenzial für ein passendes Hilfeangebot haben und dass sozialpolitische Aktivierungsprojekte immer wieder davon ausgehen, dass das Matching von Hilfebedarf und Hilfeangebot nur eine Frage der Organisation ist. In diesem Ansatz sind implizit bereits wesentliche Vorannahmen und Interpretationen, auch „Präkonzepte“ (Breuer et al. 2019: 140f.) integriert, die durch meine begleitenden Felderkundungen und das Prinzip des „Nosing around“, ein Konzept von Robert E. Park (2015), ergänzt werden. Im Rahmen des Forschungsansatzes der GT fand so ein iterativ-zyklischer Prozess statt, in dem sich differenzierte Phasen der Datenerhebung und -auswertung abwechselten. Dabei wurden die Ergebnisse kontinuierlich inkrementell weiterentwickelt.

Peter Alheit (1999) schlägt vor, aus forschungspragmatischen Gründen zwischen Makro-, Meso- und Mikroebene zu unterscheiden (vgl. Alheit 1999). Da sich meine Arbeit auf die Hilfebeziehung konzentriert, verorte ich sie zwischen der Mikro- und der Mesoebene. Diese Perspektive ermöglicht es mir, auf der Mikroebene die individuellen Handlungen der Beteiligten zu untersuchen. Auf der Makroebene werden übergeordnete Fallstrukturen analysiert. Auf diese Weise kann mein Forschungsdesign, einschließlich des theoretischen Samplings, der Datenerhebung, der Datenauswertung und der theoretischen Bezüge, entsprechend dieser Struktur gestaltet werden. Methodologien, Methoden und Theorien sind, ebenso wie die verschiedenen Ebenen, dabei als iterativ-zyklische Prozesse, also ineinandergreifend und in der Forschungspraxis nicht isoliert, zu verstehen (vgl. Strübing 2014: 97; Kruse 2014).

Der Forschungsüberblick auf den verschiedenen Ebenen dient dazu, meinen Plan zur Datenerhebung und -auswertung sowie die angewandte Methodik darzulegen. Zunächst wurden ausführliche Gespräche mit den Hilfepaaren geführt, die den Ausgangspunkt, aber auch den Kern meiner Untersuchung bildeten. Diese Gespräche ermöglichten es, die Dynamiken der Hilfebeziehungen und die zentralen Themen der Hilfeleistung und -suche aus einer mikrosoziologischen²¹ Perspektive zu erfassen. Darüber hinaus führte ich ergänzende Ein-

²¹ Eine mikrosoziologische Perspektive ist für die Analyse sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen von besonderer Relevanz, da soziale Strukturen nicht als statische Makrophänomene existieren, sondern erst in den Interaktionen der Beteiligten sichtbar und wirksam werden (vgl. Maiwald/Sürig 2018). Insbesondere die Strukturbildung in Interaktionen zeigt, dass Hilfe nicht nur individuell gegeben oder genommen, sondern in einem Aushandlungsprozess interaktiv konstituiert wird. Dabei wird die Mikroebene zum zentralen Ort, an dem Makro-

zelinterviews durch, um die unterschiedlichen Rollen, Interessen und Lebenssituationen der Beteiligten genauer zu identifizieren. Diese Interviews halfen, die Perspektiven sowohl der Hilfesuchenden als auch der Hilfebietenden differenzierter zu verstehen und in den Kontext der jeweiligen biografischen Hintergründe einzuordnen. Zusätzlich ergänzte ich meine Datenerhebung durch ethnografische Beobachtungen, in deren Rahmen ich Gespräche zwischen den Hilfepaaren protokollierte. Diese Beobachtungen lieferten wertvolle Einblicke in die Interaktionen und das Zusammenspiel von Erwartungen, Bedürfnissen und praktischen Herausforderungen innerhalb der Praxis der Hilfe und der Hilfebeziehungen. Durch die Kombination dieser Methoden konnte ich eine mehrdimensionale triangulierende Konstruktion der Hilfebeziehungen entwickeln, was als ein solides Fundament für die anschließende Analyse und Theorieentwicklung im Rahmen der GT fungierte.

Wie in Abb. 1 dargestellt, habe ich auf der Mikro-, Meso- und Makroebene die Beteiligten, die Erhebungs- und Auswertungsmethoden sowie die gewählten theoretischen, sensibilisierenden und bildungstheoretischen Konzepte eingebunden und zugeordnet.

Diese Analysefolie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern stellte zu Beginn meines Forschungsvorhabens ein vorläufiges Design dar, um die Hilfebeziehung systematisch auf einer oder mehreren Ebenen einzuordnen. Bereits zu diesem Zeitpunkt beschäftigte ich mich mit grundlegenden Fragen, die den Forschungsprozess wesentlich beeinflussten: Wie entstand die Idee für das Forschungsprojekt? Welche Überlegungen führten zur Formulierung der Forschungsfrage, zur Wahl des Forschungsfeldes, der Methodik und des theoretischen Zugangs? Welche Entscheidungen prägten den Prozess und wie entwickelte sich im iterativ-zyklischen Modell der Grounded Theory ein „roter Faden“, der die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Elementen aufzeigt?

Diese Fragen waren nicht nur orientierungsleitend, sondern halfen auch dabei, den Forschungsprozess methodisch und theoretisch zu reflektieren. Mein Ansatz folgte dabei dem iterativ-zyklischen Charakter der Grounded Theory, in dem Erhebungs-, Auswertungs-, Argumentations-, Reflexions- und Begründungsschleifen eng miteinander verflochten sind. Dies führte zu einem dynamischen und nicht linearen Forschungsprozess, in dem die kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem erhobenen Material eine zentrale Rolle spielte. Durch diese Reflexion strebte ich eine methodische Kontrolliertheit an, die an Fritz Schützes Konzept des „methodisch kontrollierten Fremdverstehens“ (Schütze 1973) angelehnt ist, jedoch nicht darauf beschränkt bleibt.

phänomene wie soziale Normen oder institutionelle Vorgaben erst durch konkrete Interaktionen Bedeutung erlangen (vgl. ebd.). Methodologisch hat dies zur Folge, dass rekonstruktive Verfahren erforderlich sind, um zu verstehen, wie soziale Strukturen in diesen Prozessen entstehen und aufrechterhalten werden. Soziales Handeln ist damit immer relational eingebettet und von Mustern und Erwartungen geprägt, die sich in der Interaktion zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden entfalten.

	Mikroebene	Mesoebene	Makroebene
Beteiligte	<i>Hilfesuchende (ältere Menschen), Hilfebietende (freiwillig Engagierte)</i>	<i>Hilfepaare aus Hilfebietenden und Hilfesuchenden</i>	<i>Hilfesuchende, Hilfebietende, Angehörige, Nachbarschaft, Professionelle, ehrenamtlich Vermittelnde</i>
Räumliche Bezüge	<i>Häuslichkeit, Vermittlungsstellen, öffentliche Begegnungsorte</i>	<i>Häuslichkeit der Hilfesuchenden</i>	<i>Häuslichkeit, Vermittlungsstellen, öffentliche Begegnungsorte</i>
Erhebungsformen	<i>Einzelinterviews und -gespräche, Beobachtungen</i>	<i>Hilfepaargespräche und Beobachtungen</i>	<i>Beobachtungen und weiteres Material (z.B. Dokumentation, Homepage)</i>
Auswertungen	<i>Kodierung subjektorientiert, biografiebezogen</i>	<i>Kodierung, interaktionsanalytisch</i>	<i>Kodierung, Analyse sozialer Welten, Diskurse zu gesellschaftlichen/ gemeinschaftlichen Strukturen</i>
Theoretische Bezüge/ Konzepte	<i>Alter und Behinderung, Engagement, Hilfe, Sorge und Care</i>	<i>Interaktionen und sozialen Ordnungen, Interaktionstheoretische Bezüge zu Bildung und Lernen</i>	<i>Care, Sorge, Hilfe, Solidarität, Gemeinschaft/ Gesellschaft, Ungleichheitsverhältnisse, Soziale Arbeit und Bildung</i>

Abb. 1, Quelle: eigene Darstellung.

Für mich war es entscheidend, das Fremde im Datenmaterial immer wieder bewusst herauszuarbeiten und als intersubjektiv begreifbar zu reflektieren. Dabei ging ich von der Annahme aus, dass sich Vertrautheit und Fremdheit dynamisch entwickeln können. Dies schließt mit ein, dass mir „alles und nichts fremd sein kann“ (Honer 1994: 102) und dass es keine starre Grenze zwischen

„meiner eigenen Kultur“ (ebd.) und einer anderen gibt. Diese Perspektive erforderte ein reflektiertes, sogenanntes *going native* und das Streben nach einer „künstlichen Dummheit“ (Hitzler 1986). Dies half mir, Offenheit für neue Erkenntnisse zu bewahren und gleichzeitig kritisch mit meiner eigenen Perspektive umzugehen. Die methodische Reflexivität zeigt sich auch in meiner bewussten Auseinandersetzung mit der Frage, wie ich als forschendes Subjekt mein eigenes Wissen und Denken einordne, erstreckt sich über den gesamten Forschungsprozess und zielt darauf ab, sowohl Fremd- als auch Selbstverstehen methodisch fundiert zu integrieren.

Der bewusste Einsatz der Ich-Form (als „I“ und „Me“) in meiner Arbeit unterstreicht diesen Reflexionsprozess. Die Ich-Form macht die Verflechtung von persönlicher Perspektive, methodischer Vorgehensweise und theoretischem Zugang sichtbar. Sie trägt außerdem dazu bei, die Nachvollziehbarkeit der getroffenen Entscheidungen zu gewährleisten. Damit wird eine Orientierung geschaffen, die sowohl theoretisch fundiert als auch methodisch kontrolliert ist und zugleich die dynamische Kultur meines Forschungsprozesses widerspiegelt.

3.2 Prozesse der Erhebung

Mein Interesse, mit den Beteiligten einer organisierten Hilfebeziehung gemeinsam zu sprechen, führte mich dazu, bei Vermittlungsstellen anzufragen, ob es Hilfepaare gibt, die befragt werden könnten. Die Vermittlungsinitiativen selbst wählte ich unter der Bedingung aus, dass die Engagierten keine Aufwandsentschädigung pro Stunde erhalten. Ich wollte mit Menschen sprechen, die sich auf solidarische Weise kennen lernen, ohne dass eine wie auch immer geartete Bezahlung dahintersteht. Davon versprach ich mir einen anderen Zugang zu den rekonstruierten Bedeutungszusammenhängen einer Reziprozität in der Gestaltung von Hilfebeziehungen.

Die von mir zuerst angefragte Vermittlungsstelle in der Stadt X²² erstreckt sich über eine Region mit einer Kleinstadt und mehrere Gemeinden unterschiedlicher Größe. Sie wird ehrenamtlich geführt und ist sehr ländlich geprägt. Dort wurde mir das erste gemeinsame Interviewpaar vermittelt, der Hilfesuchende Herr Schmidt²³ und die Hilfebietende Frau Müller. Meine Idee, über ein Schneeballsystem weitere Hilfepaare zu kontaktieren, erwies sich als unrealistisch. Weder die Hilfesuchenden noch die Engagierten waren vernetzt

²² Sämtliche Ortsnamen wurden anonymisiert.

²³ Alle Beteiligten zeigten sich mit der Erhebung und Auswertung ihrer Daten einverstanden. Selbstverständlich wurden dabei alle Beteiligten die Namen anonymisiert, so dass in keiner Weise Rückschlüsse auf die tatsächlich interviewten Personen geschlossen werden können.

oder kannten andere Hilfepaare. Ich selbst war auf die Vermittlungen der Initiativen angewiesen. Über diese Vermittlungsstelle kam der Kontakt zur Hilfebietenden Frau Müller zustande, die wiederum den Termin mit dem Hilfesuchenden vereinbarte und mir bestätigte. Hier spiegelten sich erste Regeln und Handlungsroutinen der Hilfepraxis wider.

Das Interview fand auf Wunsch des Hilfepaares im häuslichen Umfeld des Hilfesuchenden statt und ich hatte die Möglichkeit, auch die vordergründigen und relevanten Räume der Hilfepraxis mit zu erfassen. Nach einer ersten Auswertung des Interviews machte ich mich auf die Suche nach weiteren Hilfepaaren. Mein Sampling orientierte sich an kontrastierenden Fällen, aber auch an möglichen ähnlichen Mustern von Hilfebeziehungen. Schnell wurde mir klar, dass ich für die Hilfepaargespräche vor allem solche Hilfepaare erreichte, die gerne mit mir gemeinsam sprechen wollten, die mir auch etwas mitteilen wollten, die das Interview bzw. das Gespräch als gemeinsame Inszenierung für ihre Erzählungen und auch Botschaften nutzen wollten, die sich von mir Informationen und Beratung erhofften oder die präsentieren wollten, wie gut diese Form der Hilfe funktioniert – zusammengefasst, wie gut sie es geschafft haben.

Nach weiteren Erhebungen traf ich mehrere Entscheidungen bezüglich des Samplings. Zunächst suchte ich nach kontrastierenden Hilfepaaren, die ihre Hilfesituation als nicht gelungen einschätzten. Es stellte sich heraus, dass sie nicht zu einem gemeinsamen Gespräch bereit waren. Diesbezügliche Informationen erhielt ich von insgesamt drei ausgewählten Vermittlungsstellen, von denen eine rein ehrenamtlich geführt, eine hauptamtlich organisiert und eine nicht mehr aktiv besetzt war. Darüber hinaus nahm ich Kontakt zu Einzelpersonen auf, d.h. zu Personen, die ihre Hilfe angeboten hatten, oder zu Personen, die Hilfe gesucht hatten, bei denen aber aus ihrer Sicht eine gemeinsame Hilfebeziehung nicht zustande gekommen war oder nicht mehr existierte.

Zu diesem Zeitpunkt begann ich auch, Beobachtungsprotokolle und Memos zu schreiben. Darüber hinaus erhielt ich in einzelnen Hilfepaargesprächen Hinweise darauf, dass es Themen gab, die in dieser gemeinsamen Konstellation nicht besprochen werden konnten bzw. dass in den Gesprächen kein Raum für die Perspektiven beider Personen war. Deshalb versuchte ich, zusätzlich narrative Einzelinterviews mit Hilfebietenden und Hilfesuchenden zu führen. Ich nutzte andere Möglichkeiten, um die Hilfe und ihre Beziehungsgestaltung hinreichend zu analysieren, z.B. in der Beobachtungssituation gemischt mit einer Beratungssituation.

Da ich mit Personen zusammentraf, die sehr viel eigene Sorgeerfahrung in die Hilfebeziehung mitbrachten (v.a. Frauen), suchte ich kontrastierend nach solchen Menschen, die dazu keine oder kaum Erfahrung hatten. Das ist mir nicht gelungen. Als ich z.B. Männer suchte, die sich bei den Initiativen als Hilfesuchende oder Hilfebietende meldeten, zeigten diese alle überdurchschnittliche Sorgeerfahrungen für andere.

Eine wesentliche Kontrastierung folgte mit dem zuletzt durchgeführten Hilfefaarinterview, das mit einem veränderten Angebot für Hilfesuchende mit der Covid-19-Pandemie einherging. Mein gesamtes Material entstand zwischen Herbst 2019 und Frühjahr 2022 und umfasst Datenmaterial aus zehn Hilfefaarbeziehungen. Ich habe insgesamt sieben Hilfefaarinterviews sowie fünf narrative Einzelinterviews geführt und mehrere Beobachtungsprotokolle von weiteren Hilfefaar-Gesprächen angefertigt. Die Dauer der Einzel- und auch Paarinterviews betrug zwischen 40 bis 120 Minuten. Zu weiteren Interviews und Gesprächen fertigte ich Notizen und Protokolle an. Das Interviewmaterial transkribierte ich nach einfachen Regeln. Dazu verwendete ich das Programm f4 bzw. ließ einige der Interviews auch transkribieren.

Um die Interaktionsdynamik der Hilfefaaare zu verdeutlichen und mögliche Aushandlungsstrategien direkt beobachten zu können, führte ich zunächst Hilfefaarinterviews. Diese bieten den Vorteil, dass Aushandlungsprozesse, Macht- und Ungleichheitsverhältnisse deutlich herausgearbeitet und inszeniert werden (vgl. Wimbauer/Motakef 2017: 3). Das Hilfefaar konstituiert sich auf der Paarebene, zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden mit individuellen Eigenschaften und Deutungen, und ist gerahmt von einer koordinierenden Me-soebene sowie einer gesellschaftlich anerkannten Makroebene (ebd.). In der gleichberechtigten Anwesenheit der Beteiligten stellt die Gesprächssituation eine Triade dar, in der drei Personen interaktiv ihre Rollen hervorbringen und so ihre Rollen und ihre Positionierungen reflektieren können (ebd.: 15). Ein gemeinsames Gespräch zu zweit, das eine „Mischform“ (Behnke/Meuser 2013: 77; Kruse 2015: 159) zwischen einem Einzelinterview und einer Gruppensituation darstellt, kann als Setting einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion auch dazu führen, dass aus Angst vor möglichen Konflikten schnell ein Konsens hergestellt wird (vgl. Wimbauer/Motakef 2017: 16). Dieses Phänomen wurde auch in meinen Interviews als eine erzähltheoretische Herausforderung bestätigt (ebd.: 27). Dennoch sind auch in den Hilfefaaargesprächen ausreichend narrative bzw. narrativ-biografische²⁴ und reflexive Anteile sichtbar, insbesondere die Konstruktion gemeinsamer Care-Erfahrungen als gemeinsame Geschichten und die interaktive Herstellung von Beziehung und Biografie (vgl. Dausien 1996: 555). Dabei fungiert auch das Gegenüber in der

²⁴ Die Auswertung des narrativ-biografischen Materials erfolgte auch anhand der sozialwissenschaftlichen Erzählanalyse nach Fritz Schütze (1981) und Gerhard Riemann (2005), anhand derer davon ausgegangen wird, dass biografische Erzählungen strukturierte Verlaufsformen, z.B. biografische Handlungsschemata, institutionelle Verlaufskurven und Wandlungsprozesse. Schütze differenziert mit einer Textsorten-Typologie zwischen narrativen, argumentativen, beschreibenden und evaluativen Passagen, die zeigen, wie sich biografische Selbstdeutungen in der Erzählstruktur manifestieren. Riemann hat diesen Ansatz weiterentwickelt und insbesondere die sequenzielle Analyse biografischer Erzählungen und damit die narrativen Strukturen in den Fokus gerückt. (vgl. Schütze 1981; Riemann 2005).

Hilfepaarbeziehung als „signifikant andere“²⁵ Person (ebd.: 548), wird in dieser Funktion in die Erzählung einbezogen und so die (a)symmetrische Fürsorgerbeziehung hergestellt (ebd.: 559). Auch einige gesprächsanalytische Elemente werden in meinem Material deutlich, z.B. durch die Perspektive auf Turn-Taking (vgl. Wimbauer/Motakef 2017: 24) und die gemeinsame Rahmung von Rollen als soziale Interaktionen (vgl. Breuer 2010: 63f.). In den Einzelinterviews lassen sich dagegen zum Teil längere Argumentationsstränge erkennen, die in Kombination mit den Hilfepaarinterviews einen erzähltheoretischen Mehrwert aufweisen.

Als besonders ergiebig erwies sich meine ergänzende ethnografische Feldarbeit. Durch die Erstellung von Beobachtungsprotokollen von weiteren Begegnungen mit Vermittlungsorganisationen, mit Hilfesuchenden und Hilfebietenden, die sich in einer konflikthafter Phase der Findung oder Auflösung ihrer Hilfebeziehung befanden, interpretierte ich auf einer Mikroebene eher individuelle Motivationen der an der Hilfe Beteiligten und auf einer Makroebene Interpretationen der Koordinierenden, die ich nur auf einer informellen (Hinter-)Bühne beobachten konnte. Mit der mich leitenden Frage „What the hell is going on here?“ von Clifford Geertz (1983) brachte ich noch einmal meinen eigenen, bereits interpretativen Faktor in meine Befragungssituationen ein. Besonders erhellend war für mich meine eigene Rolle im Forschungsfeld, so dass ich beschloss, viel mehr aus meiner eigenen Perspektive zu notieren und meine eigene Rolle schon bei der Materialsammlung (z.B. in Form von autoethnografischen Protokollen) und nicht erst bei der Auswertung (anhand der Memos) zu reflektieren.

Damit schließe ich mich einer Praxis lebensweltlicher Ethnografie an, die davon ausgeht, dass Teilnahme und Beobachtung grundsätzlich unterschiedliche Schwerpunkte haben. Es geht darum, in das Feld einzutauchen und es nicht nur aus der Distanz zu fotografieren, wie es Anne Honer mit den Begriffen „beobachtende Teilnahme“ und „engagierter Mitspieler“ als Gegenentwürfe zur teilnehmenden Beobachtung beschreibt (vgl. Honer 1994: 91). Die Hilfepaarinterviews entwickelten sich zu gemeinsamen Erlebnissen und Gesprächen am Kaffeetisch, integrierten das von mir erwartete Interview, aber auch weitere reflektierende Gespräche, regten Austausche über unsere persönliche Situation und auch Fragen an mich als professionelle Sozialarbeiterin an. Von mir wurde in der Regel erwartet, dass ich über verschiedene infrastrukturelle und regionale Gegebenheiten der sozialen Hilfen Bescheid weiß und informieren und beraten kann. Um tatsächlich die subjektiven Erfahrungen der Hilfesuchenden und Hilfebietenden zu erfahren, musste ich im Erhebungsprozess

²⁵ George Herbert Mead führt den Begriff des „signifikant Anderen“ ein, um die Bedeutung sozialer Interaktion für die Identitätsbildung zu beschreiben. Der „signifikant Andere“ repräsentiert spezifische Rollen und Erwartungen, die Individuen übernehmen und reflektieren, wodurch sie ihr Selbstverständnis entwickeln. (vgl. Mead 1980: 243f.).

nicht nur meine eigene (professionelle) Subjektivität klären und erforschen sowie später meine verschiedenen Rollen reflektieren und interpretieren (Reichertz 2011: 15, Breuer et al. 2011), sondern mich aktiv in die Erhebungs- und Beobachtungssituationen einbringen. Diese „Situiertheit“ (Haraway 1988), die einen Einfluss auf das von mir produzierte Wissen hat (vgl. Davis 2018: 644) drückt aus, dass die Forscherin in der Situation deutungsrelevant (re)agiert, kommuniziert und interpretiert.

Aus diesem Grund erweiterte ich meinen ursprünglich geplanten Forschungsstil der GT um eine ethnografische Perspektive, da ich mich in der ersten Interviewführung einem zu schnellen theoretischen Abschluss ausgesetzt sah. Der Einbezug einer ethnografischen Ausrichtung erwies sich als gewinnbringend, da ich dadurch mein Material umfassender erheben konnte, gleichzeitig aber weiterhin orientiert und im Rahmen meiner Forschungsfrage arbeitete. Die Möglichkeit einer forschungspraktischen Verbindung von Ethnografie und Grounded Theory als „reziprokes Ergänzungsverhältnis“ (Strübing 2022: 282) wird unter anderem damit begründet, dass beide Methoden gemeinsame methodologische Anknüpfungspunkte haben, insbesondere in Bezug auf die Erfassung sozialer Interaktionen und dominanter Diskurse.²⁶

3.3 Prozesse der Auswertung

Unmittelbar nach der Transkription des ersten Interviews begann ich mit einer ersten Kodierung. Den größten Teil des Materials bearbeitete ich gemeinsam mit anderen Forschenden in verschiedenen Interpretationsgruppen. Diese offene Kodierphase war dadurch gekennzeichnet, dass Fragen an das Datenmaterial gestellt, Indikatoren gebildet, Interpretationen weitergedacht und hinterfragt sowie mit sensibilisierenden theoretischen Konzepten abgeglichen und kontrastiert wurden (vgl. auch Breuer 2010: 72f.; Mey/Mruck 2007: 25). Weitere Interviews und spätere Beobachtungsprotokolle folgten und wurden in ähnlicher Intensität ausgewertet. Im weiteren Verlauf einer axialen Kodierarbeit und durch weitere Kontrastierungen versuchte ich dann, Phänomene zu identifizieren und miteinander in Beziehung zu setzen. Dies gelang einerseits durch die Verdichtung theoretisch relevanter Konzepte und durch die Ergänzung des Kodierparadigmas. Die Phasen waren gekennzeichnet durch eine „konstante Komparation“ (Strauss 1987 in Honer 1994: 100), d.h. eine stetige Weiterentwicklung trotz der vielen Erhebungs- und Auswertungsschleifen. So konnte ich die „Entfaltung einer gegenstandsbezogenen Kategorie“ (Alheit 1999) vorantreiben. Das von mir gewählte Feld, der noch nicht konkretisierte

²⁶ Studien in Sozialer Arbeit, die Ethnografie und Grounded Theory gelungen verbinden, siehe z.B. Unterkofler (2014) oder Streck (2016).

Gegenstand und die methodische Ausrichtung haben sich mir inkrementell erschlossen, so dass ich die Ergebnisse kategorisieren konnte. Dabei ist es mir gelungen, erste theoretische Analysen zu den Hilfebeziehungen, ihren Regeln und Hilfepraktiken zu erarbeiten. Je nach Einordnung des Forschungsgegenstandes der Hilfebeziehung in ein klassisches Kodierparadigma (als Bedingung, Phänomen, Strategie oder Konsequenz; vgl. Strauss/Corbin 2004) ergaben sich relevante Analysen, mit denen ich schließlich das Material öffnen, rekonstruieren, sortieren und zu neuen Modellen zusammenfügen konnte.

In einem zweiten Analyseschritt konzentrierte ich mich auf besonders relevante Interaktionen zwischen den Beteiligten im Feld dieser sozialräumlich organisierten Hilfeformen, vor allem zwischen denen, die Hilfe bieten und denen, die Hilfe suchen. Durch erste Einblicke in das Arbeitsfeld und mit meinem bisherigen Wissensstand ging ich davon aus, dass veränderliche bzw. transformierende Prozesse in der Gestaltung der Hilfebeziehungen wesentlich sind, die sich als Lernen und Bildung in sozialräumlichen Zusammenhängen zeigten. Weiterhin bin ich davon ausgegangen, dass Menschen in sozialen und/oder räumlichen Nachbarschaften mit Engagementbereitschaft und Hilfebedarf Hürden von Fremdheit und Übergänge in neue Lebenssituationen erfahren (vgl. Fromm/Rosenkranz 2019: 179; Brendebach/Reimann 2016: 4), die durch einen Hilfebedarf oder die Bereitschaft zu einem Hilfeangebot ausgelöst werden. Mit diesen Konzepten, die ich insbesondere aufgrund meines Forschungsinteresses an das Material herangetragen habe, konnte ich Bezüge zu transformativen Potenzialen in den Hilfebeziehungen aufzeigen.

Ein dritter Analyseschritt konzentriert sich auf die Konstellation der Triade in der Hilfebeziehung: aus hilfesuschender Person, helfebietender Person und mir als Forscherin. Aus dieser Analyseperspektive schaue ich anhand der Forschungsfrage und den Ergebnissen der ersten beiden Schritte noch einmal auf die Interaktionen und rekonstruiere weitere Erkenntnisse zum transformativen Potenzial dieser Hilfebeziehungen auf einer Makroebene.

Meine Erfahrungen haben gezeigt, dass diese Prozesse nicht zeitlich und räumlich getrennt voneinander ablaufen, sondern dass je nach Sensibilisierung durch das Datenmaterial und der Verknüpfung subsumtionslogischer und sequenzanalytischer Schritte jeweils andere Dimensionalisierungen ermöglicht wurden und dabei biografische Phasen, Schwellen oder Übergänge rekonstruiert werden konnten. Da sich die Handlungen und Sinnkonstruktionen, die ich als erzählte Geschichten (Narrative) über das jeweilige Leben (biografische Konstruktionen) identifiziert habe, sich als komplexe und reflexive Prozesse erwiesen (vgl. Dausien 1996: 572f.), war die Abbildung durch ein Kodierparadigma nicht ausreichend. Sandra Tiefel (2005) schlägt vor, Kodierparadigmen entsprechend zu erweitern und an das Material anzupassen. Speziell für die Analyse von Prozessen, insbesondere von Lern- und Bildungsprozessen, hat sie ein Modell entwickelt, das es erlaubt, die Veränderungen der jeweils rekonstruierten biografischen Handlungsweisen abzubilden. Ausgehend von

der Konzeption von Lern- und Bildungsprozessen als (transformative) Veränderung von Selbst- und Weltverhältnissen betont sie die Bedeutung interaktiven Handelns bei der Herstellung biografischer Rekonstruktionen im narrativen Gesprächsmaterial (Tiefel 2005: 75). Sie entwirft damit ein prozessfokussiertes Analysemodell, an dem ich mich zwar im weiteren Verlauf der Auswertung orientiert habe und das ich ebenso wie das Kodierparadigma nach Strauss/Corbin (2004) als Analysefolie zur Rekonstruktion von Prozessen, die sich in den Praktiken der Hilfebeziehung niederschlagen, genutzt habe, das mir aber eher für den axialen Analyseprozess selbst und nicht zur Darstellung der Ergebnisse gedient hat. Auf dieser Grundlage konnte ich herausarbeiten, dass bereits erfahrene Orientierungsrahmen und biografische Handlungsmuster sowohl bei den Hilfebietenden als auch bei den Hilfesuchenden nicht mehr wie gewohnt bzw. gelernt nutzbar sind und neu gestaltet werden müssen (vgl. Marotzki 1990; Koller 2002; Nohl 2006). Mein Forschungsanliegen änderte sich dahingehend, das transformative *Potenzial* von und in Lern- und Bildungsprozessen sowie dessen Bedeutung für diese zu identifizieren.

Besonders wichtig waren mir in meiner Forschungsarbeit prozessbegleitende Faktoren, die reflexive Momente in sich tragen, wie z.B. der Wechsel von Kodierphasen und das sensibilisierte Abwägen von Theorie-Empirie-Praxis, was sich in einem Zusammenspiel mit „zielstrebigter Offenheit“ oder „gerichteter Flexibilität“ (Alheit 1999: 7) mit dem Ziel abduktiver Schlussfolgerungen zeigt. Intersubjektive Formen der Materialbearbeitung, die als Gütekriterium qualitativer Forschungsprozesse gelten, waren für meinen Auswertungsprozess prägend. Nahezu alle Teile meines transkribierten und dokumentierten Materials wurden in einer regelmäßig stattfindenden Auswertungsgruppe bzw. Forschungswerkstatt in gemeinsamer Arbeit (re-)konstruiert und (re-)interpretiert. Um Phänomene als solche zu erkennen, sich dem Gegenstand abduktiv (vgl. Reichertz 2003, 2011) zu nähern und vor allem reflexive Momente begrenzter Wissensbestände zu beleuchten, schlage ich ergänzend den Begriff der Transsubjektivität vor, den Ralf Bohnsack (2017) in Anlehnung an Karl Mannheim in Abgrenzung zur Intersubjektivität (kommunikatives Wissen) für die Subjektkonstitution in konjunktiven Erfahrungsräumen (als konjunktives Wissen) verwendet (vgl. Bohnsack 2017: 35). Ich verstehe dies auch als Aufhebung eines starken Dualismus von Subjektivem und Objektivem, von subjektiven Deutungen und gesellschaftlichen Diskursen, von Individuum und Gesellschaft. Es geht vielmehr um eine Kontinuität (vgl. Clarke 2012: 76), die sich als dynamisch erweist. Mit dem Begriff der Transsubjektivität verbinde ich im Zusammenhang des Verständnisses meiner Arbeit von transformativem Potenzial auch eine Möglichkeit für die Weiterentwicklung der Grounded Theory.

3.4 Prozesse der Reflexion

In den Reflexionsphasen meines Forschungsprozesses stellte ich fest, dass ich nicht nur als Forscherin, sondern auch als Sozialarbeiterin²⁷ angesprochen, angerufen und wahrgenommen wurde. Nach einer rekonstruktiven Auseinandersetzung mit meinem Material bemerkte ich zudem, dass ich stellenweise auch als Sozialarbeiterin proaktiv agiert habe. Diese Erkenntnisse haben dazu geführt, dass ich mich verstärkt mit Reflexionsprozessen in der qualitativen Forschung auseinandergesetzt habe. Diese Entscheidung wird in der Darstellung der Ergebnisse deutlich und hat nur in Ansätzen mit dem in der Wissenschaft üblichen reflexiven Prozess zu tun, den Ploder und Stadlbauer als „schwach reflexiv“ bezeichnen (Ploder/Stadlbauer 2017: 423). Vor allem in der Auswertungsphase wurde meine praktisch-professionelle Rolle als Sozialarbeiterin immer wieder sichtbar. So entschied ich mich dazu, mich mit dieser Rollenüberschneidung „stark reflexiv“ (Ploder/Stadlbauer 2017: 423) auseinanderzusetzen und meine Ergebnisse diesbezüglich nicht nur zu reflektieren, sondern meine Rollenreflexionen aktiv in die Ergebnisse einfließen zu lassen, was sich allein durch das autoethnografische Material (vgl. Ellis et al. 2010, Adams et al. 2020) und zahlreiche Memos als anschlussfähig erwies.

Dabei ging es mir vor allem um die Reflexion meiner Forscher:innensubjektivität (Reichert 2015), die ich explizieren wollte. Mir wurde bewusst, dass die von mir erlebte Praxis der qualitativen Sozialforschung ganz ähnliche Aufgaben zeigt wie die von mir erlebte Praxis der Sozialen Arbeit und dass diese Aufgaben auch ähnliche Herausforderungen nach sich ziehen. Damit setzte ich mich im Auswertungsprozess intensiver auseinander und ließ auch dies in meine Ergebnisse einfließen.

Gerade im Interpretations- und Auswertungsprozess sehe ich es als Herausforderung, die eigenen Rollenvorstellungen und unterschiedlichen Wissensbestände immer wieder zu reflektieren (vgl. Honer 1994: 90), zu analysieren und adäquat zu integrieren. In diesem Prozess entstand die Idee, meine Ergebnisse in einem transdisziplinären Sinne aufzuarbeiten, um ein Konzept zu entwickeln, in dem meine eigene Rolle transformiert analysiert wird: als Rolle zwischen Forscherin und Sozialarbeiterin. Dazu müssen die Erkenntnisse und Ergebnisse aus den Hilfepaargesprächen in die Praxis der Sozialen Arbeit und die Forschung in der Sozialen Arbeit gemeinsam bearbeitet werden. Es geht also um mehrere Ebenen, auf denen ich in diesem Forschungskapitel darstellen möchte, wie ich Reflexion in verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses verstehe, wie ich Rollendiffusitäten reflektiert habe und wie ich transdisziplinär vorgegangen bin, um eine Anschlussfähigkeit an konzeptionelle Überlegungen herzustellen.

²⁷ Auch in weiteren Rollen, z.B. als Tochter, als Mutter, als Frau, als Zugezogene, als Ehrenamtliche, als Wissenschaftlerin usw.

Ausgehend von der Frage, „worum es hier eigentlich geht“ (Geertz 1983), analysierte ich mehrere Situationen, die ein stark reflexives Forschen (vgl. Ploeder/Stadlbauer 2017: 423) erfordern. So versuchte ich im Laufe dieser Arbeit zunächst zu klären, ob, wann und warum es sinnvoll ist, mich als Forscherin aus der Sozialen Arbeit zu reflektieren. Im Laufe meiner Arbeit analysierte ich verschiedene Situationen, die ein stark reflexives Forschen erforderten. Es war wichtig zu klären, wann und warum es sinnvoll ist, mich als Forscherin aus der Sozialen Arbeit zu reflektieren und in welchen Momenten eine Trennung meiner Rollen vorzunehmen ist. Es wurde deutlich, dass die Gespräche in der Hilfebeziehung eine andere Dynamik haben, wenn ich als Forscherin mit den Beteiligten ins Gespräch komme und mit ihnen gemeinsam erzähle und analysiere, als wenn ich in meiner Rolle als Sozialarbeiterin agiere. In den Hilfspargesprächen ergab sich zusätzlich eine besondere Situation, die sowohl für mich als Forscherin als auch für mich als Sozialarbeiterin eine professionelle Herausforderung dargestellt hat. Die Idee, diese Rollen gemeinsam zu reflektieren oder getrennt voneinander zu analysieren, wird in der Auswertung aufgegriffen. Dabei ist zu beachten, dass mein primäres Ziel die Gewinnung von Forschungsergebnissen war, während sich andere Rollen aus meiner eigenen Standortgebundenheit und meinen biografisch begründeten Hilfekonzepten und -verständnissen (siehe z.B. S. 163f.) ergaben.

Wenn ich mit dem Ziel einer Forscherin mit den Beteiligten ins Gespräch komme und die Handlungsweisen später analysiere, haben die gemeinsamen Gespräche in der Hilfebeziehung einen anderen Charakter als die aus einer sozialarbeiterischen Logik. Hier liegen zwar unterschiedliche Interessen, Aufträge, Arbeitsbeziehungen und Absprachen zugrunde, letztlich geht es aber dann um das Verhältnis von Forschung und Praxis im Sinne einer praktischen Transdisziplinarität, wie sie Mittelstraß (2005) vorschlägt. Dies kann bedeuten, aktiv und offensiv forschend unterwegs zu sein – mit dem Interesse, dadurch Praxis zu verändern, wie es in der Aktionsforschung (Lewin 1968: 280) oder mit dem Konzept der Partizipativen Projektentwicklung im Sozialraum (Alisch/May 2008: 2017) verbunden wird, und in dem die Grenzen von Disziplin und Profession durchlässiger werden. Auch Clarke (2012) betont insbesondere die Bedeutung von Forschung als Beitrag zur Bewältigung praktischer Probleme des gesellschaftlichen Zusammenlebens, zur Verringerung sozialer Ungleichheit und verbindet den pragmatischen Ansatz nach Strauss/Corbin mit einer feministischen Perspektive, die beispielsweise auch später von Ursula Offenberger (2019) als „feministische Gretchenfrage“ (Offenberger 2019) diskutiert wird.

Es kann aber auch bedeuten, den Forschungsprozess weniger geplant-intervenierend, aber dennoch engagiert und stark reflexiv zu führen, wie es sich letztlich in meinem Forschungsprozess herausgestellt hat. Damit schließe ich mich Kathy Charmaz an, die betont, dass wir uns im Forschungsprozess weder verstecken noch distanzieren müssen, gerade aus Angst, zu viel Einfluss zu

nehmen (Charmaz 2020: 165f.). Diese Einsicht verlangte von mir eine ständige Überprüfung meines Rollenverständnisses und eine Offenheit gegenüber unterschiedlichen Wissensbeständen, wie auch Honer (1994: 90) schon betonte. Hier sehe ich eine transdisziplinär-konzeptionelle Aufgabe für die zukünftige Praxis und Forschung Sozialer Arbeit.

Mit Blick auf die Reflexionsprozesse wurde deutlich, dass die Praxis der qualitativen Sozialforschung und die Praxis der Sozialen Arbeit ähnliche Spannungsfelder aufweisen. Der Unterschied, der sich hier zeigt, liegt vor allem in den vordergründigen institutionellen Interessen und Aufträgen. Wie sich diese vermischen können, zeigt sich z.B. bei Katrin Aghamiri (2022), die in der abschließenden Reflexion ihres Forschungsprojektes zu dem Ergebnis kommt, dass der methodische Forschungsalltag stark von sozialarbeiterischen Vorgehensweisen durchdrungen war, die sie als „methodischen Vierschritt“ bezeichnet: „Beziehungsaufbau, Verstehen der Lebenswelt, Operationalisierung der Anliegen und Verlassen des Feldes“ (Aghamiri 2022: 22). Da sich auch meine Erhebungen als gemeinsame Konstruktionsleistungen und dialogische Handlungen erwiesen haben, gehe ich davon aus, dass zwar die Interessen und Aufträge unterschiedlich zu analysieren sind, sich aber einige Herausforderungen in der Praxis und Forschung Sozialer Arbeit ähneln. Diese Spannungsfelder umfassen u.a. die Fragen und Themen von Nähe und Distanz, von Beobachtung und Partizipation²⁸, den Umgang, die Auswahl und Modifikation von Methoden, Herausforderungen durch normative Ansprüche, die Bearbeitung von Grenzen der Zuständigkeiten und Rollen. Als zentral für den Reflexionsprozess erachte ich dabei das heuristische Konzept zweier Konstruktionspraktiken – „Engaging“ und „Observing“ –, die Stefanie Bethmann und Deborah Niermann als wechselseitige Interaktionsprinzipien für die Rekonstruktion und Reflexion qualitativer Sozialforschung nutzen (vgl. Bethmann/Niermann 2015). *Engaging*²⁹ meint nicht nur die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Forschungsidentität, sondern markiert auch die persönliche (S)Eingebundenheit im Forschungsfeld. *Observing* hingegen steht für die Möglichkeit, insbesondere im Auswertungsprozess eine distanzierte, fokussierte erkenntnistheoretische und methodengeleitete Position zum Material einzunehmen (ebd.).

²⁸ Partizipation wird hier als grundlegendes Prinzip von Demokratie (vgl. Schnurr 2018: 1126f.; Sturzenhecker 2008), als Handlungsmaxime in der Sozialen Arbeit (vgl. Thiersch 2020: 139f.) und mit einem Bezug zur Anerkennung der Eigensinnigkeit sowie als zentrales orientierungsleitendes Konzept für sozialräumliche Projektentwicklung (vgl. May 2008; Alish/May 2017), verstanden. Aber auch Küchler (2018) analysiert Partizipation in der Sozialen Arbeit als Arbeit am Sozialen, wobei sie auf Deleuzes Denken zurückgreift, um partizipative Prozesse als dynamische, emergente und nicht-lineare Formationen zu verstehen (vgl. Küchler 2018). In diesem Sinne wird Partizipation nicht als ein feststehendes Ziel oder eine gegebene Struktur betrachtet, sondern als ein offener Aushandlungsprozess, in dem sich Subjekte und soziale Verhältnisse kontinuierlich neu konfigurieren (ebd.).

²⁹ Obwohl Engagement im englischsprachigen Raum eher als Verpflichtung und Commitment zu verstehen ist, passt hier ebenso die Engagementbedeutung von persönlicher Begeisterung, Aktivismus oder Beteiligung, die solch einen Einfluss auf die Forschungshaltung nehmen.

Mit der beschriebenen prozessorientierten Vorgehensweise wird sichergestellt, dass zentrale Aspekte der Hilfebeziehungen sowie deren dynamische Interaktionen methodisch fundiert und unter Berücksichtigung eines sozialräumlichen Fokus untersucht werden können. Der Schwerpunkt soll darauf liegen, die Gesprächslogiken in den Hilfepaargesprächen detailliert zu analysieren und zentrale inhaltliche Fragen zu adressieren: Wie gestalten sich die Rollen und Erwartungen der Beteiligten im sozialräumlichen Kontext? Welche Herausforderungen und Spannungsfelder ergeben sich innerhalb der Hilfebeziehungen, insbesondere im Hinblick auf die Einbindung in nachbarschaftliche, familiäre oder sozialräumliche Strukturen? Wie werden Hilfeleistungen ausgehandelt und wahrgenommen und welche (sozialräumlichen) Bedingungen fördern oder behindern diese Prozesse?

Damit untersucht diese rekonstruktive Forschung zwar das mikrosoziologische Erleben und Gestalten dieser Prozesse durch die Beteiligten, zeigt aber, inwieweit sozialräumlich organisierte Sorgearbeit unter bestimmten strukturellen Bedingungen gelingende Sorgepraktiken in Kontexten individueller, sozialer und institutioneller Ebene ermöglicht. Auf diese Weise bleibt die Forschung anschlussfähig für weitergehende Fragestellungen, insbesondere im Hinblick auf mögliche Implikationen für nachhaltige sozialräumlich organisierte Sorgepraxis und ihr transformatives Potenzial.

4. Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen als Teil eines Hilfesystems

Sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen zwischen (älteren) hilfesu-
chenden Menschen und freiwillig engagierten Hilfebietenden stellen sich als
ein besonderer Bestandteil und gleichzeitig eine spezifische Form innerhalb
der Hilfesysteme im sozialpolitischen Gesundheits- und Versorgungsbereich
dar. Auf einer lokalen Ebene zielen sie darauf ab, individuelle Bedürfnisse zu
erfüllen und damit verbundene soziale Herausforderungen zu bewältigen. Als
Teil sozialräumlich organisierter Hilfestrukturen entfalten diese Beziehungen
Dynamiken, die nicht durch standardisierte Abläufe erklärbar sind, sondern
durch das konkrete Handeln, Aushandeln und Erleben der Beteiligten.

Die Praxis dieser Hilfebeziehungen ist durch vielfältige Dynamiken ge-
prägt, die von den spezifischen Bedürfnissen der hilfesu-
chenden Personen, den
Motivationen der Hilfebietenden sowie den strukturellen und räumlichen Rah-
menbedingungen beeinflusst werden. Um diese Dynamiken zu analysieren und
systematisch einzuordnen, wurden in dieser Arbeit in Anlehnung an die Groun-
ded Theory methodologische Zugänge gewählt, die es ermöglichen, empiri-
sche Phänomene aus der Praxis heraus zu beschreiben, zu kategorisieren und
analytisch zu verdichten. Durch die grundlegend datenbasierte Entwicklung
zentraler Kategorien konnten Strukturen und Prozesse einer multiperspektivi-
schen Analyse der Bedingungen und Kontexte³⁰ identifiziert werden, die die
Praxis der Hilfebeziehungen prägen. Damit sollen die transformativen Pro-
zesse fokussiert werden, durch die Hilfebeziehungsräume als Bildungsräume
interpretiert werden können.

Im ersten Teil dieses Kapitels steht die Perspektive von Interaktionen und
Dynamiken im Mittelpunkt. Um abzubilden, in welcher Weise Hilfesuchende
und Hilfebietende darüber kommunizierten und handelten, werden ausge-
wählte Kodierungen aus dem Erhebungsmaterial hinzugezogen. Dafür wird
zunächst eine Kontextualisierung der Hilfepraxis im Feld vorgenommen (4.1)
und danach Vereinbarungen und Rahmungen analysiert, die die Hilfebezie-
hung beschreiben (4.2). Die zentralen Handlungsweisen und Herausforderun-
gen in den Hilfebeziehungen werden dann in 4.3 differenzierter dargestellt. Die
Erkenntnisse dieses ersten Ergebniskapitels dienen als Grundlage für die spä-
tere Analyse der institutionellen, organisatorischen und dynamischen Pro-
zesse.

³⁰ Sind die Gestaltungsprozesse der Hilfebeziehungen als Kernphänomen zu betrachten, sind diese
Bedingungen und Kontexte hier Teil der Ergebnisse eines axialen Kodierprozesses nach
Strauss/Corbin (2004).

4.1 Die Kontextualisierung der Hilfevermittlung

In diesem Abschnitt werden Ergebnisse präsentiert, die die sozialräumlich organisierte Hilfe in ihren strukturellen Kontext einbetten und die Bedingungen, Prozesse und Perspektiven rekonstruieren, die die Entstehung und Gestaltung von Hilfebeziehungen zwischen älteren hilfesuchenden Menschen und freiwillig Engagierten prägen.

Die Darstellung beginnt mit einer Analyse der Ursachen und auslösenden Prozesse, die aus Sicht der hilfesuchenden Personen zur Entstehung eines Hilfebedarfs führen (4.1.1). Anschließend werden die Motive der Hilfebietenden rekonstruiert, um zu verstehen, warum sie sich für eine freiwillige Hilfe entscheiden (4.1.2). Ein weiterer Fokus liegt auf der Rolle der Hilfevermittlung (4.1.3) sowie den verschiedenen Zugangswegen, über die Menschen Unterstützung suchen oder anbieten (4.1.4). Neben mikroperspektivischen Analyse der hier vermittelten Hilfebeziehungen wird auch auf bereits bestehende Unterstützungsstrukturen eingegangen, die außerhalb dieser Beziehungen existieren (4.1.5). Abschließend wird dargestellt, wie Entscheidungshierarchien innerhalb der Hilfevermittlung gestaltet sind und welche Auswirkungen diese auf die Praxis der Hilfe haben (4.1.6).

4.1.1 Ursache der Hilfebedarfe

In diesem Abschnitt wird untersucht, welche Faktoren zur Entstehung eines Hilfebedarfs führen, welche Bedeutung soziale, institutionelle und räumliche Bedingungen dabei haben und dass verschiedene Ursachen dazu führen, dass Menschen immer weniger oder gar nicht mehr in der Lage sind, ihren Alltag ohne fremde Hilfe zu bewältigen, ohne dass es zu einer Pflegebedürftigkeit³¹ kommt. Alle interviewten Hilfesuchenden lebten zum Zeitpunkt der Befragung in einem Single-Haushalt.

Als auslösende Faktoren für die Hilfebedarfe werden die gesundheitlichen und altersbedingten Beeinträchtigungen der Hilfesuchenden genannt. In der Analyse zeigen sich darüber hinaus Einschränkungen durch den Verlust infrastruktureller Angebote oder bestehender sozialer Netzwerke.

Insgesamt lassen sich drei zentrale Kategorien von Ursachen für Hilfesuche identifizieren, die kaum voneinander zu trennen sind und sich gegenseitig beeinflussen. Es zeigt sich, dass Hilfesuchende bzw. deren Angehörige dann aktiv Hilfe suchen, wenn die körperlichen Einschränkungen der Hilfesuchenden zunehmen (1), infrastrukturelle Unterstützungsmöglichkeiten wegfallen (2) o-

³¹ Im Sinne des SGB XI.

der die sozialen und unterstützenden Beziehungen abnehmen (3). Eine analytische Trennung dieser Ursachen erscheint sinnvoll, da sie auch verdeutlicht, dass Einschränkungen allein nicht ausschlaggebend für einen Hilfebedarf sind.

(1) *Körperliche und mobilitätsrelevante Einschränkungen* können zu Beeinträchtigungen und Barrieren führen. Meist wird dies bereits zu Beginn aller gemeinsamen Gespräche thematisiert, insbesondere wenn es um die Frage geht, wie die gemeinsame Hilfe zustande gekommen ist. Die Hilfesuchenden begründen ihren Hilfebedarf zunächst mit ihren zunehmenden körperlichen Einschränkungen. So leiden Herr Schmidt und Frau Becker³² unter einer fortschreitenden Augenerkrankung, Frau Hofmann unter einer Hörbehinderung und Herr Richter, Frau Scholz und Frau Bachmann unter starken Bewegungseinschränkungen. Herr Schmidt drückt den Zusammenhang seiner Behinderung folgendermaßen aus:

„Ich habe die sogenannte altersbedingte Makuladegeneration. Und in einem Zustand, dass ich also wirklich nur noch hell und dunkel unterscheiden kann. Und gelegentlich dann hier auch mal so einen kleinen Gegenstand noch erkenne, ja. Aber sonst ist mit meinem Augenlicht nicht mehr allzu viel zu machen. Und das ist mit der Grund, weshalb ich also auch mich hab dort aufnehmen lassen. Weil mir zu der Zeit schon vor über einem Jahr diese, ja, dieser Verlauf dieser Degeneration sehr stark erschien, ja.“ (int_sm, 73-80)

Durch die Offenlegung seiner medizinischen Diagnose macht Herr Schmidt deutlich, dass seine Erkrankung mit dem Alter in Verbindung gebracht wird und als „altersbedingt“ bezeichnet wird. Mit dem Begriff „Degeneration“ verdeutlicht er den weiteren regressiven und negativen Verlauf der Augenerkrankung und damit verbundene weitere zu erwartende Einschränkungen seiner Selbstständigkeit. Sein Sehvermögen beschreibt er präzise und anschaulich als einen Zustand, in dem er nur noch hell und dunkel unterscheiden kann. Er erwähnt auch, dass er gelegentlich noch kleine Gegenstände erkennen kann, was auf eine zeitweise vorhandene Sehkompetenz hindeutet. Diese prognostizierten Einschränkungen, die sich wahrscheinlich noch weiter verschlechtern werden, haben ihn dazu veranlasst, weitere Hilfe in Anspruch zu nehmen. Mit der Formulierung „sich dort aufnehmen lassen“ drückt er seine beginnende Passivität aus, die er mit der Annahme von Hilfe verbindet. Herr Schmidt sieht nicht nur einen aktuellen Hilfebedarf, sondern antizipiert aufgrund der Erwartung eines „starken degenerativen Verlaufs“ der Erkrankung einen möglicherweise höheren Hilfebedarf in der Zukunft.

Aufgrund von zunehmenden Beeinträchtigungen, mit denen Hilfesuchende konfrontiert sind, können sie ihren Alltag nicht mehr wie gewohnt bewältigen. Sie erfahren, dass bestimmte Erkrankungen und Einschränkungen dauerhaft bleiben oder sich verstärken. In einigen Fällen haben sie gelernt, mit Hilfsmit-

³² Alle interviewten und an der Forschung beteiligten Personen und Orte wurden anonymisiert.

teln oder dem barrierefreien Umbau zu Hause besser zurechtzukommen. Gesundheitliche Beeinträchtigungen führen aber auch dazu, dass Fahrten zu medizinischen Behandlungen zunehmen. Ein Teil der Hilfesuchenden wird daher auch zu gesundheitsrelevanten Terminen gefahren und begleitet. Im Rahmen dieser Fahrbegleitungen kommen weitere Aufgaben hinzu, beispielsweise die Kommunikation mit den Gesundheitseinrichtungen, d.h. Telefonate zur Terminvereinbarung, die nun mit mehreren Personen koordiniert werden müssen, zu stellende Anträge, Widersprüche oder Schriftverkehr.

Auch Frau Becker leidet an einer Makuladegeneration. Sie ist aber auch generell in ihrer Mobilität eingeschränkt. Diese Einschränkung wird zusätzlich erschwert, wenn sie unter Allergieschüben leidet, die zu akuten gesundheitlichen Beeinträchtigungen führen. Sie erklärt:

„Ich war ja krank im Frühjahr und bin ja auch Allergiker. Und ich hatte eine schlimme Allergie und habe mich nicht mehr getraut rauszugehen, weil dann ging das los.“ (int_bhl, 18-20)

Frau Becker schildert hier ihre Erfahrungen mit einer vermutlich langwierigen Erkrankung, die mit einer Allergie einhergeht und das Verlassen des Hauses zu einer großen Herausforderung macht. In diesem Zustand hat sie keine Möglichkeit, zum Arzt oder in die Apotheke zu gehen, geschweige denn Einkäufe oder andere Erledigungen außer Haus zu machen. Mobilitätseinschränkende Erkrankungen, für die keine Hilfsmittel oder andere Lösungen gefunden werden, führen dann zu einer erhöhten Abhängigkeit und Angewiesenheit auf Unterstützung und Hilfe durch andere Personen.

Die identifizierten körperlichen Einschränkungen, wie beispielsweise Bewegungs- und Sinneseinschränkungen, werden von den Hilfesuchenden häufig als zentrale Gründe für ihre Hilfebedarfe und als Anlass für die Hilfesuche genannt. Diese Einschränkungen manifestieren sich zwar in der zunehmenden Herausforderung, alltägliche Aufgaben wie Einkäufe, Arztbesuche oder Haushaltsarbeiten eigenständig zu bewältigen. Es zeigt sich jedoch, dass sie selten isoliert betrachtet werden können, sondern etwa aufgrund fehlender Barrierefreiheit oder fehlendem Zugang zu notwendigen Ressourcen verstärkt werden.

Trotz dieser Herausforderungen zeigen die Hilfesuchenden Strategien, um ihren Alltag bestmöglich anzupassen. Manche haben ihr Wohnumfeld barrierefrei gestaltet oder nutzen Hilfsmittel. Die körperlichen Einschränkungen als Auslöser für die Hilfesuche erfordern dabei nicht nur eine pragmatische Anpassung, sondern eine intensive Auseinandersetzung, die durch die Unbestimmtheit der Situationen bildungsrelevante Prozesse in Gang setzen kann: Die Betroffenen müssen mit veränderten Gegebenheiten umgehen können, was sich beispielsweise im (neuen) Wissen über Hilfe ausdrückt. Das betrifft nicht nur die Unterstützung, sondern auch die Möglichkeit, Selbstständigkeit und Autonomie zu bewahren, Abhängigkeitsverhältnisse zu vermeiden oder diese so lange wie möglich hinauszuzögern.

(2) Die *Einschränkung der Mobilität* zeigt sich durch den Wegfall infrastruktureller Angebote vor Ort. Besonders auffällig ist der immense Rückgang infrastruktureller Versorgungsangebote, sodass ein zuvor noch mögliches fußläufiges Einkaufen im örtlichen Geschäft nun ausgeschlossen ist. Der Einfluss der rückbaulichen Infrastruktur auf die Mobilität der Hilfesuchenden wird unabhängig von der Größe der Gemeinde thematisiert. Die in einer Stadt lebende Frau Becker berichtet von der Schließung eines lokalen Lebensmittelmarktes:

„wenn ich mal krank bin, nicht raus kann, wie jetzt, da ist ja unser Geschäft hier geschlossen. Was uns allen hier im Südwest- Bezirk sehr leid tut.“ (int bhl, 50-51)

Frau Becker fokussiert hier ein räumliches Gebiet, das sich im „Südwest-Bezirk“, einem Stadtteil, abspielt, in dem viele, vor allem ältere Menschen wohnen, die in ihrem Alltag auf das Geschäft angewiesen waren, um dort ohne fremde Hilfe einkaufen zu können. Eine ähnliche Entwicklung ist auch bei anderen Dienstleistungen wie Banken, Geldautomaten, Apotheken, Bäckereien usw. zu beobachten, die sich an zentralen urbanen oder regionalen Standorten organisieren und die nur noch mit Autos zu erreichen sind. Eine besondere Tendenz zeigt sich in der räumlichen Ansiedlung von Gesundheitspraxen (z.B. ein „Augenzentrum“ in Kleinstadt X), die sich vermehrt in Industriegebieten ansiedeln und damit in erster Linie autofahrende Menschen bzw. die implizite Mobilitätsübernahme durch Hilfebietende adressieren.

Eine wesentliche Einschränkung der Handlungsfreiheit besteht daher darin, dass hilfesuchende Menschen nicht (mehr) selbst Auto fahren bzw. keinen Führerschein (mehr) besitzen, was zu einem großen Abhängigkeitsverhältnis führt. Der öffentliche Personennahverkehr kann hier nur bedingt ausgleichen und stellt aufgrund mangelnder Barrierefreiheit in den allermeisten Fällen keine Alternative dar. Zu Fuß sind die Bedingungen für mobilitätseingeschränkte Personen erst recht nicht ausreichend.

Ein weiterer zentraler Punkt für Mobilitätseinschränkung ist das Thema Digitalisierung. Keine der von mir interviewten hilfesuchenden Personen verfügt zu Hause über einen Internetanschluss oder einen PC, eine einzige über ein Mobiltelefon. Im gemeinsamen Gespräch im Sommer 2020 äußerte Frau Schu, die mit 85 Jahren die jüngste der Hilfesuchenden ist, ihr Interesse an einem Tablet, um mit ihrem Enkel kommunizieren zu können. Sie berichtete jedoch, dass die Einrichtung des Internetanschlusses daran scheiterte, dass die Mitarbeitenden im IT-Laden sich weder auf ihre häusliche Situation einstellen konnten noch die spezifische IT-Sprache für sie verständlich war. Daher entschied sie sich vorerst dagegen und zu warten, bis sich ihr Enkel darum kümmert. Sie bedauerte es, dass sie es nicht selbst organisieren konnte und so lange warten musste. Gerade während der Covid-19-Pandemie hatte sie gehofft, durch eine digitale Kommunikation mehr Kontakt zu haben.

Die körperlich bedingten Mobilitätseinschränkungen stehen also nicht im Vordergrund, wenn Hilfesuchende auf die Unterstützung anderer, vor allem

mobiler Menschen mit einem Auto, angewiesen sind. Infrastrukturelle Barrieren und Hürden tragen vielmehr entscheidend zu Abhängigkeiten von Hilfen bei und zeigen, wie stark sozialräumliche Gegebenheiten die Selbstständigkeit der Betroffenen beeinflussen. Die Zentralisierung von Dienstleistungen und der Rückgang wohnortnaher Angebote schaffen für mobilitätseingeschränkte Personen schwer zugängliche Räume.

Diese Abhängigkeiten aktivieren zugleich Prozesse der Hilfesuchenden, um neue Wege finden, sich in der veränderten sozialräumlichen Versorgungsstruktur zurechtzufinden. Die Auseinandersetzung mit diesen Einschränkungen erfordert das Erlernen neuer Strategien und eines kreativen Umgangs, sei es durch die breite Thematisierung dieser Herausforderungen, die Nutzung und Pflege sozialer Kontakte und die Erkundigung über neuere technische Hilfsmittel. Die Hilfesuche trägt damit einerseits zur Gestaltung und Erweiterung von sozialräumlichen Handlungsräumen bei, schafft andererseits neue Abhängigkeiten statt aktiver Bewältigung von Barrieren.

(3) Wenn *soziale Beziehungen und Netzwerke* abnehmen oder ganz wegbrechen, kann auch dies dazu führen, dass sozialräumlich organisierte Hilfe gesucht wird. Die identifizierten sozialen Netzwerke der Hilfesuchenden sind sehr unterschiedlich groß und intensiv. Verschiedene Auslöser werden in diesem Zusammenhang benannt, zentral ist, dass bestehende soziale Netzwerke kleiner werden oder wegfallen und dies dazu führt, dass vermehrt Hilfe gesucht wird.

Einige der Hilfesuchenden hatten bisher familiäre Unterstützung erhalten, die nun weggefallen ist: Herr Richter zog mit über 90 Jahren zu seinem bereits erkrankten Sohn, der ihn im Alltag unterstützte und versorgte. Als die Krankheit von Herrn Richters Sohn fortgeschritten war, konnte dieser ihn nicht mehr unterstützen und er suchte sich weitere Hilfe, die er dann von Herrn Häfner-Meier erhielt. Frau Bachmann wurde im Alltag durch ihre Mutter unterstützt, die weniger körperlich beeinträchtigt war als ihre Tochter. Nach dem Tod der Mutter musste Frau Bachmann andere Hilfen organisieren. Frau Boll wurde von ihrer Schwester unterstützt, die für sie einkaufte und Fahrdienste übernahm. Die Schwester von Frau Boll verstarb und Frau Boll musste sich andere Hilfenetze aufbauen. Weitere familiäre Netzwerke waren in allen Fällen nicht vorhanden, nicht stark genug oder wurden nicht in Anspruch genommen, um die Hilfen aufzufangen.

Soziale Netzwerke können auch durch einen Umzug wegbrechen: Frau Hofmann ist aus ihrem sozialen Umfeld weggezogen und konnte im Betreuten Wohnen bisher keine neuen sozialen Kontakte knüpfen. Die Frage nach Unterstützung in Form von Besuchsdiensten wurde in den Gesprächen oft mit der Covid-19-Pandemie in Verbindung gebracht und tauchte verstärkt im Portfolio der Initiativen auf, z.B. als Telefontandem. Möglicherweise wurde dies erst durch den gesellschaftlichen Diskurs möglich, in der drohende Vereinsamung leichter und anerkannter thematisiert werden konnte. Dazu kam, dass viele

Menschen Zeit für Gespräche mit älteren Menschen hatten, da sie ihrer regelmäßigen Arbeit nicht nachgehen konnten. Im Falle von Frau Hofmann wird allerdings besonders deutlich, dass ein Umzug im Alter dazu führt, dass etablierte soziale Netzwerke kleiner werden oder wegfallen. Deutlich wird hierbei der starke Zusammenhang sozialer Netzwerke und damit verbundener Alltagsunterstützung.

Fallen bestehende außerfamiliäre oder nachbarschaftsähnliche Hilfen aus unterschiedlichen Gründen weg, führt auch dies zu einer erneuten Hilfesuche. Die Hilfesuchende Frau Becker berichtet von einer früheren Hilfebeziehung, in der die Hilfebietende ihr Engagement beenden musste. Frau Becker hatte damals die Befürchtung, dass damit jegliche Hilfe beendet sei:

„Und dann kam sie mit einer Dame, ...und dann haben wir ausgemacht, dass sie alle 14 Tage komm. ...und dann hat sie für mich eingekauft ...Und nach einem knappen Jahr sagt sie, ich kann nicht mehr kommen ...Das geht nicht mehr ...hat Frau Karl mir wieder jemand anderen besorgt und das war Frau Hofer-Lutz.“ (int_bhl, 33-37)

Die Hilfesuchende hatte für bestimmte, für sie existenzielle Aufgaben des Alltags, wie z.B. das regelmäßige Einkaufen, eine verlässliche Hilfe, die nun nicht mehr zur Verfügung stand. So wandte sie sich erneut an die Initiative, die ihr eine neue Person vermittelte. Bevor sich Frau Becker an eine Vermittlungsstelle wandte, hatte sie verschiedene andere Möglichkeiten ausprobiert, wie z.B. die Frage an eine Nachbarin:

„Ja, dann war mein Brot alle und dann habe ich zu einer Nachbarin gesagt, ach, Sie fahren doch gerade einkaufen. Können Sie mir ein Brot mitbringen. Nein, kann ich nicht, dann war das gelaufen für mich hier.“ (Int_bhl, 20-22).

Frau Becker nahm dies zum Anlass, eine verbindlichere Versorgungsstruktur für sich zu entwickeln. Die Äußerung *„dann war das gelaufen für mich hier“* zeigt eine Einschätzung der Möglichkeiten bei dieser Nachbarin, an die sie sich nicht mehr wenden wird. Hilfe auf diesem Weg war für sie nicht verlässlich zu finden und sie suchte nach anderen Lösungen.

Wenn sich bestehende soziale Netzwerke verändern und insbesondere verkleinern, kommt es bei den Hilfesuchenden oder weiterer Sorgepersonen zu einer Aktivierung der Hilfesuche, um den Hilfebedarf aufzufangen. Der Verlust dieser sozialen Unterstützung führt nicht nur zu einer erhöhten Abhängigkeit von externen Hilfen, sondern auch zu einer Verschiebung der Bewältigungsstrategien durch sozialräumlich organisierte Hilfe. Insbesondere der Wegfall sozialer Kontakte bedeutet für viele Hilfesuchende eine erhebliche Einschränkung im Alltag, die über den individuell-persönlichen Verlust hinaus auch versorgungsrelevante Auswirkungen hat. Die Suche nach sozialräumlich organisierter Hilfe kann daher als Versuch verstanden werden, neue gesellschaftlich geprägte Verbindungen zu schaffen, die nicht nur den akuten Hilfebedarf abdecken, sondern auch soziale Isolation durch neue Interaktionsmög-

lichkeiten reduzieren. Diese Prozesse der Hilfesuche sind auch mit der Erwartung verbunden, verloren gegangene soziale Räume damit institutionell zu rekonstruieren, um soziale Teilhabe und Autonomie zu erhalten.

Zusammenfassung

Bei den von mir befragten Hilfesuchenden wurden unterschiedliche Ursachen für die Hilfesuche gedeutet: eigene Einschränkungen durch Krankheit, erhöhte Barrieren durch fehlende Infrastruktur und der Wegfall persönlicher Hilfebeziehungen. Diese Situationen und Lebensphasen, in denen der Hilfebedarf aus unterschiedlichen Gründen zunimmt, lassen sich auch als biografische Übergänge rekonstruieren. Solche Übergänge sind oft geprägt von der Sorge um eine größere Abhängigkeit von fremder Hilfe und dem gleichzeitigen Wunsch, die eigene Selbstständigkeit so weit wie möglich zu bewahren. Diese Spannungsfelder bringen spezifische Handlungsmuster hervor, die eine aktive Auseinandersetzung mit den eigenen Lebensbedingungen hervorbringen können.

Die Analyse verdeutlicht vor allem, dass Hilfesuchende in erster Linie ihre individuellen Einschränkungen – mit dem Narrativ der Alterseinschränkungen – für den Hilfebedarf verantwortlich machen, und weniger infrastrukturelle und sozialraumverändernde Einflüsse. Körperliche Einschränkungen sind zwar häufig der Auslöser für Hilfebedarfe, die Barrieren werden aber durch infrastrukturellen Abbau hergestellt, der sich erst durch den Verlust sozialer Netzwerke und der Abhängigkeit von externer Unterstützung offenbart. Diese komplexen Wechselwirkungen zwischen individuellen und räumlichen Bedingungen weisen darauf hin, dass die Hilfesuche auch als Prozess zu verstehen ist, in dem soziale Räume neu praktiziert und gestaltet werden müssen.

Diese auch als biografische Übergänge identifizierten Auslöser und die Suche nach Unterstützung zeigen sich demnach als krisenhafte und damit bildungsrelevante Prozesse. Hilfesuchende lernen, sich in neuen sozialräumlichen Kontexten zurechtzufinden, Hilfsmittel zu nutzen, institutionelle Angebote zu organisieren und alternative Netzwerke aufzubauen. In diesem Sinne fungieren Hilfesuchbewegungen als Mittel zur Bewältigung von Defiziten und als Gelegenheiten, Abhängigkeiten zu vermeiden, neue Kompetenzen zu entwickeln und Teilhabe zu sichern. Diese Perspektiven werden in den weiteren Kapiteln vertieft.

4.1.2 Die Motivation der Hilfebietenden

Um die Bedingungen der Hilfebeziehungen näher zu beleuchten, werden im Folgenden die Gründe analysiert, die die befragten Hilfebietenden dazu veranlassen haben, sich freiwillig zu engagieren. In den gemeinsamen Interviews thematisierten sie, wie sie auf die Idee gekommen sind, anderen Menschen zu

helfen und welche Faktoren ihre Entscheidung geprägt haben. Die Motivationen und Interessen der Hilfebietenden sind vielfältig und ergeben sich aus einer Wechselwirkung individueller und sozialräumlicher Bedingungen. Sie reichen von einer grundsätzlichen Passung der Hilfsmöglichkeiten zu den eigenen Lebensumständen (1) über die Nutzung frei verfügbarer Zeit für sinnvolle Tätigkeiten (2) und die Suche nach Lern- und Kontakträumen (3) bis hin zu grundlegenden Wertvorstellungen des Helfens, die häufig religiös oder bildungsbezogen geprägt sind (4), sowie dem Bedürfnis nach zwischenmenschlichen Kontakten (5). Diese unterschiedlichen Motivationen deuten darauf hin, dass individuelle Beweggründe und sozialräumliche Kontexte miteinander verknüpft sind. Sie verdeutlichen, dass freiwilliges Engagement als Hilfepraxis sowie als soziale, sozialräumliche und bildungsbezogene Erfahrung verstanden werden kann.

(1) *Die Motivation aufgrund passgenauem Helpsetting.* In diesem Abschnitt soll gezeigt werden, dass eigene Ideen Umsetzungsräume brauchen und diese genutzt werden, wenn sie für die Hilfebietenden passend scheinen. Frau Müller begründet diese Motivation:

„Ja, also die Idee hatte ich schon früher mal. Also vor zehn Jahren schon, habe ich gedacht, sowas müsste es heute eigentlich wieder geben. Es gibt so viele, die Hilfe brauchen und so viele, die eigentlich Zeit hätten.“ (int_sm, 19-21)

Die Erzählung von Frau Müller deutet darauf hin, dass sie bereits eine Idee entwickelt hat, wie Hilfe organisiert werden könnte, denn sie betont, dass es dies „heute eigentlich wieder geben“ müsste. Diese Idee trägt sie schon lange in sich („vor 10 Jahren schon“) und hat auf eine Gelegenheit gewartet, diese Art der Hilfe wieder aufleben zu lassen. Dabei bringt sie ihre Grundidee von organisierter Hilfen auf den Punkt, indem sie das Vorhandensein und die Dichotomie zwischen den Hilfesuchenden und den potenziellen Hilfebietenden mit ausreichenden Ressourcen betont. In ihrer Aussage stecken zwei kritische Anmerkungen: zu wenige Menschen bieten anderen Hilfesuchenden Unterstützung an und die Hilfe müsste besser organisiert werden. Ihr eigenes Hilfsangebot konstruiert sie als sehr niedrigschwellig und pragmatisch:

„Es ist natürlich praktisch, dass ich jetzt hier auch in Stadt Y wohne, da kommt man gleich mal runter, fahr hier quasi vorbei und da ist das ja kein großer Aufwand.“ (int_sm, 342-343).

Sie betont im Gespräch, dass es für sie „kein großer Aufwand“ wäre und sie den Einkauf bzw. Besuch problemlos in ihren Alltag integrieren kann, zumal Herr Schmidt dort wohnt, wo sie ohnehin regelmäßig vorbeifährt. Frau Müller erzählt auch, dass sie sich schon lange um ältere Nachbarinnen und Familienangehörige kümmert, so dass es für sie selbstverständlich ist, auch Einkäufe für andere zu erledigen. Ihr grundlegendes Verständnis, Hilfesuchende zu unterstützen, erweist sich passgenau zum Konzept der sozialräumlich organisierten Hilfevermittlungsinstitutionen. Frau Müllers Motivation

zeigt, dass die Möglichkeit, andere Menschen zu unterstützen, mit diesem Konzept umgesetzt werden kann und dass sie dort einen passenden Anschluss findet. Die Motivation, Hilfe zu leisten, basiert damit auf einer Idee von Passung, die es ermöglicht, vorhandene Ressourcen und Potenziale für entsprechende Bedarfe gezielt zu nutzen.

Diese Passung zeigt, dass sozialräumlich organisierte Hilfevermittlungsinstitutionen Räume dafür schaffen und damit als Plattformen für individuelles Engagement dienen können. Da sie auch Gelegenheitsräume für Begegnung und Lernprozesse bieten, ermöglichen sie den Hilfebietenden, ihre Fähigkeiten und Ressourcen sinnvoll und anerkennend einzubringen und gleichzeitig neue Kompetenzen und soziale Netzwerke aufzubauen.

(2) *Motivation durch verfügbare Zeit und persönliche Erfahrungen.* In diesem Abschnitt wird die Motivation zur Hilfebereitschaft dargestellt, die durch das Zusammenspiel verfügbarer Zeit und persönlicher Erfahrungen begründet wird. Es wird gezeigt, wie sich die Hilfebietenden (neue) Lebenssituationen erschließen, um anderen zu helfen, und wie bereits bestehende Erfahrungen mit Hilfeleistungen die Bereitschaft beeinflussen.

Frau Hofer-Lutz hat mehr Zeit, seit sie in Rente gegangen ist. Und obwohl oder weil sie selbst drei Kinder großgezogen hat und ihr Leben lang im sozialen Bereich tätig war, begründet sie ihr Hilfeangebot mit der nun zur Verfügung stehenden Zeit:

„...du, ich habe jetzt wieder Luft, ich bin jetzt auch zuhause, ich bin jetzt Rentnerin. Ich könnte mir wieder sowas vorstellen.“ (int_bhl, 70-71)

Das Wort „vorstellen“ drückt zumindest aus, dass sie mit dem Gedanken spielt und die Idee eines möglichen Hilfeangebotes da ist, weil sie über mehr Ressourcen verfügt. Allerdings beinhaltet „sowas“ noch ein sehr vages Angebot, das noch geprüft, bedacht und entwickelt werden muss. Noch deutlicher wird dies in ihrer grundsätzlichen Begründung für ihr Hilfeangebot, dessen Idee sie schon lange vor dem Renteneintritt hatte und das sie aufgrund anderer Belastungen nicht lange aufrechterhalten konnte:

„Ich hatte schon vor ein Jahr, zwei Jahren, drei Jahren etwa, mich an die Ina Karl gewendet, um so einen Dienst zu machen, weil ich einfach gerne was Kleines, sehr Kleines finde ich, Ehrenamtliches machen wollte neben meinem Dienst, der ja schon auch mich sehr sehr ausgefüllt hat.“ (int_bhl, 60-64)

Frau Hofer-Lutz schränkte damals ihr Angebot schon auf eine wahrscheinlich zeitliche Dimension ein: „was Kleines, sehr Kleines“. Dabei war ihr durchaus bewusst, dass sie zeitlich „sehr ausgefüllt“ war.

Auch weitere Hilfebietende (z.B. Frau Alt) begründeten ihr Hilfeangebot mit vorhandener Zeit nach dem Austritt aus dem Erwerbsleben und meldete sich deshalb im Stadtteil auf den Hilfeaufruf. So werden biografische Anlässe benannt, die Hilfeangebote ermöglichen, z.B. wenn eigene Kinder, Eltern oder Ehepartner:innen nicht mehr versorgt werden, wenn die Arbeit beendet wird

oder ein Umzug vollzogen wurde. Erkennbar ist jedenfalls, dass alle Hilfebietenden bereits Erfahrungen mit Sorgearbeit haben und sich auf diese Expertise beziehen bzw. daran anknüpfen. Sie argumentieren, ihre frei zur Verfügung stehende Zeit aktiv – mit Sorgearbeit – zu gestalten. Diese Kombination bildet die Grundlage für ihr Engagement.

(3) *Lerngelegenheiten Hilfebietender.* In diesem Abschnitt werden die Motivationsfaktoren und das Thematisieren von Lerngelegenheiten im Zusammenhang mit den Hilfeangeboten untersucht. Es wird aufgezeigt, wie Freiwillige ihre Tätigkeit als Möglichkeit zur persönlichen Entwicklung und als Lerngelegenheit interpretieren. Dazu werden die Aussagen von Herrn Häfner-Meier und Frau Wagner näher betrachtet.

Herr Häfner-Meier schildert in mehreren lebensgeschichtlichen Bezügen seine Motivation für die ehrenamtliche Arbeit, wobei er immer wieder abwägt, wie er sich von diesem Begriff abgrenzt und was er für sich überhaupt bedeutet:

„als ehrenamtliche Arbeit habe ich das jetzt nicht empfunden, ich habe das eigentlich als Spaß empfunden und als Fortbildung“ (int_einz_hm, 107-108).

Er setzt sich damit auseinander, was soziale Arbeit in seinem eigenen Leben (nicht als „ehrenamtlich“) bedeutet, welche Aufgaben er dabei zu bewältigen („Fortbildung“) hat und wie er dies gestalten will („Spaß“). Im Gesprächsverlauf wird deutlich, dass seine Motivation auch damit zusammenhängt, dass er Herrn Richter sehr interessant findet:

„Er ist eigentlich, könnte er mein Vater sein. Dadurch ist er plötzlich interessant geworden.“ (prot_rhm, 32-33).

Das Interesse an Herrn Richter als Vaterfigur hängt mit dem Interesse an der Zeit zusammen, in der die Eltern von Herrn Häfner-Meier lebten. Er wollte etwas über diese Zeit erfahren (z.B. die 30er Jahre in Deutschland). Er ist der Meinung, viel von ihm erfahren zu können. Das ist ihm aber erst im Laufe des Kennenlernens bewusst. Die Orientierung am Lernen für sich selbst begleitet Herrn Häfner-Meier durch alle von ihm erzählten Passagen im Interview. Hier deuten sich explizit empirische Bezüge zu Lern- und Bildungsprozessen an, die die Fürsorgearbeit mit lebensgeschichtlichen Ereignissen und reflektierten Bildungserfahrungen verknüpfen. Dies wird im späteren Kapitel ausführlich dargestellt (Kap.5).

Ein weiteres lernrelevantes Motiv für das Hilfeangebot findet sich bei der Hilfebietenden Frau Wagner. Sie ist Studentin der Sozialen Arbeit und wollte während der Covid-19-Pandemie, in der keine Anwesenheit am Studienort möglich war, praktische Erfahrungen für ihre Berufstätigkeit sammeln. Ihr Interesse galt der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen. Sie arbeitete in einem der Vermittlungsbüros und besuchte gleichzeitig fast jeden zweiten Tag Frau Hofmann. Ihr Anliegen war es, viel über Menschen zu erfahren, die im Alter Unterstützung brauchen, und sie dabei zu unterstützen. Sie erhoffte sich aber auch Einblicke in institutionelle Abläufe.

Eines der zentralen Motive für einige der befragten Hilfebietenden sind Lerngelegenheiten, die mit dem Streben nach persönlicher Weiterentwicklung und dem Erwerb neuer Kenntnisse verbunden sind. Das Hilfeangebot ist dann eine Chance, neue Erfahrungen zu machen und eigene Interessen zu vertiefen.

(4) *Etwas Sinnvolles tun.*

„Aber ich hatte den Mittwochvormittag frei und wollte da gerne was anders Sinnvolles tun.“ (int_bhl, 63).

Mit dieser Aussage wird eine weitere grundlegende Motivation der Suche nach einer sinnvollen Tätigkeit deutlich. Frau Hofer-Lutz hat sich dazu entschieden, im Rahmen der Nachbarschaftshilfe etwas „anderes Sinnvolles“ zu tun. Als Grund für ihr Engagement gibt sie an, dass sie an einem bestimmten Vormittag Zeit zur Verfügung hat und diese gerne sinnvoll nutzen möchte. Die Hilfebietende hat eigentlich nur am Mittwochvormittag frei, das ist die einzige Zeit, in der sie nicht arbeitet und die sie auch für andere persönliche Angelegenheiten nutzen könnte. Die Motivation aufgrund freier Zeit wird hier durch das „andere Sinnvolle“ überlagert, was sie als ein Hilfeangebot in Abgrenzung zu ihrer beruflichen Tätigkeit im sozialen Bereich und anderen Verpflichtungen betrachtet. So empfindet sie die organisierte Hilfe als eine besondere Form des sinnvollen Handelns. Es bleibt jedoch unklar, was genau sie mit „anders“ meint. Möglicherweise bezieht sich diese Unterscheidung auf die Freiwilligkeit und Selbstbestimmtheit, die sie in der Hilfe für Frau Becker erlebt. Da Frau Hofer-Lutz auch stark im kirchlichen Bereich engagiert ist, könnte ihre grundlegende Motivation in Zusammenhang mit einem diakonischen Weltbild stehen, wobei auch die Gestaltungsmöglichkeiten in der Hilfebeziehung zu Frau Becker als etwas Besonderes dargestellt werden. Das Engagement der Hilfebietenden basiert also nicht nur auf dem Wunsch zu helfen oder freie Zeiten zu füllen, sondern auch auf der Suche nach einer sinnvollen Tätigkeit. Diese Motivation spiegelt sich bei Frau Hofer-Lutz zwar in ihrem beruflichen Hintergrund und ihrem kirchlichen Engagement wider – das sozialräumlich organisierte Hilfeangebot bietet ihr allerdings die Möglichkeit, eine gestaltende und selbstbestimmte Rolle einzunehmen.

(5) *„Und dann habe ich gedacht: Ja. Das wäre es doch. Da ich ja gern Kontakt mit Senioren habe.“ (int_slb, 287f.)*

Eine weitere Motivation, ältere Menschen zu unterstützen, liegt auch in dem Bedürfnis, Kontakte zu Älteren zu pflegen. Inmitten der Covid-19-Pandemie konnte Frau von Lockwitz-Buchner ihre ehrenamtliche Tätigkeit in einem Altenpflegeheim aufgrund der Einschränkungen nicht fortsetzen. Ihre Motivation, Kontakt zu Älteren aufrechtzuerhalten, veranlasste sie jedoch, dem Aufruf eines sogenannten „Telefonplausches“ zu folgen. Mit ihrer Ausbildung zur Alltagsbegleiterin und ihrer langjährigen praktischen Erfahrung im Umgang mit älteren Menschen war sie fest entschlossen, eine Möglichkeit zu finden, ihre Unterstützung anzubieten, auch wenn persönliche Begegnungen vorerst nicht möglich waren.

„Da ich ja gern Kontakt mit Senioren habe.“ (int_slb, 288) – so begründet sie ihr Engagement mit einem Bedürfnis nach Kontakt mit „Senioren“ und sieht hier eine Möglichkeit, über das Telefon einen neuen Kontakt aufzubauen und zu pflegen, der auch ohne eine Vorort-Begegnung möglich ist. Diese Form des Engagements ermöglicht es ihr, trotz der räumlichen Distanz weiterhin unterstützend tätig zu sein und diese Tätigkeit auch nach ihren Bedürfnissen zu gestalten. Sehr deutlich bildet sich hier eine sozialräumliche Verschiebung der Hilfestrukturen ab. Die sogenannte Kontaktlosigkeit, die sich nur auf physischen Kontakt beschränkte, eröffnet den Hilfebietenden neue Tätigkeitsrahmen und damit neue Lern- und Gestaltungsräume, in denen sie ihre Erfahrungen einbringen, soziale Kontakte knüpfen und ihre Rolle als Unterstützer:innen flexibel und selbstbestimmt ausfüllen können. Solche Formen der Hilfe verdeutlichen, wie individuell die Verbindung zwischen räumlicher Distanz und sozialer Nähe angepasst und hergestellt werden kann.

Zusammenfassung. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es zwar unterschiedliche Motive, Beweggründe und Konzepte für ein Hilfeangebot gibt, diese aber mit verschiedenen biografischen und sozialen Kontexten verknüpft sind. Diese Motivationen umfassen sowohl das Streben nach neuen Erfahrungen und persönlicher Weiterentwicklung als auch die Suche nach einer sinnvollen Tätigkeit, die sich mit anderen Verpflichtungen vereinbaren lässt. Wie bereits im theoretischen Teil dargestellt und diskutiert, bildet sich ein freiwilliges Engagement als Ausdruck von Selbstwirksamkeit und sozialer Verantwortung ab, insbesondere wenn es den Hilfebietenden ermöglicht, soziale Räume aktiv mitzugestalten und ihre eigene Position innerhalb dieser Räume zu definieren.

Die hier rekonstruierte Passgenauigkeit zwischen den individuellen Motivationen und den sozialräumlich organisierten Hilfestrukturen verdeutlicht außerdem, dass flexible und nicht standardisierte Engagementmöglichkeiten – wie in diesem Hilfeangebot – für die Hilfebietenden besonders attraktiv sind. Anders als in stärker formalisierten Kontexten, etwa in stationären Altenpflegeheimen, bieten diese Hilfestrukturen den Hilfebietenden größere Handlungsspielräume, um ihre persönlichen Vorstellungen von Unterstützung und biografisch relevanten Herausforderungen miteinander zu verbinden. Dies entspricht auch den empirischen Annahmen zur Bedeutung von Gestaltungsräumen im freiwilligen Engagement. Trotz der hohen Eigenverantwortung und der oft individuellen Entscheidungen, die mit dieser Form des Engagements verbunden sind, zeigen die Deutungen einiger Hilfebietenden, dass genau diese Gestaltungsspielräume für sie entscheidend zur Attraktivität des Engagements beigetragen hat. Welchen Herausforderungen dieses wenig formalisierte und eigenverantwortliche Hilfeangebot gegenübersteht, wird in Kapitel 4.3 ausführlicher dargestellt. Entscheidend ist hier abschließend, dass diese Passung eine große Bedeutung hat.

4.1.3 Institutionelle Hilferahmung: Regeln und Strukturen

Mit dem zentralen Ziel, Menschen mit einem Hilfebedarf und solche mit einem Hilfeangebot zusammenzubringen und eine funktionierende Zusammenarbeit zu ermöglichen, nehmen die Vermittlungsstellen zu Beginn der Hilfebeziehung eine aktive Rolle ein. Aus den Hilfepaarinterviews wird deutlich, dass ihre Funktion in der weiteren Hilfepraxis meist weniger präsent ist. Eine dauerhafte Begleitung durch die Vermittlungsstelle wird in den Interviews nicht thematisiert, was darauf hindeutet, dass solche Angebote in der Praxis nur begrenzt genutzt oder wahrgenommen werden. Stattdessen konzentrieren sich die Vermittlungsstellen auf die Öffentlichkeitsarbeit, die Gewinnung von Hilfebietenden und die Vermittlung passender Hilfeangebote. Hierbei stehen erste Aushandlungen der Hilfen und die Organisation der Unterstützung im Vordergrund.

Trotz der zurückhaltenden Begleitpraxis bieten einige Vermittlungsstellen Anerkennungsmöglichkeiten wie Weihnachtspost oder gelegentliche Weiterbildungs- und Vernetzungsangebote für Hilfebietende an. Dies verdeutlicht, dass die Strukturen der Vermittlungsstellen so gestaltet sind, dass sie auf die üblichen Bedürfnisse der Hilfebietenden eingehen. Auf eine kontinuierliche Begleitung durch die Vermittlungsstellen wird meist nur in spezifischen Situationen hingewiesen, etwa, wenn Hilfen nicht mehr geleistet werden können oder eine Vertretung organisiert werden muss.

Der folgende Abschnitt untersucht die institutionellen Rahmenbedingungen dieser Hilfestrukturen aus mehreren Perspektiven. Dabei werden zunächst die allgemeinen Rahmenbedingungen der Hilfeinstitutionen (1) dargestellt, gefolgt von Analysen eines organisierten Regelfalls (2) und eines selbstorganisierten Matchings (3). Darüber hinaus wird die Bürokratie in der Hilfevermittlung kritisch reflektiert (4) sowie die Auswirkungen einer möglichen Schließung von Vermittlungsstellen (5) betrachtet. Dieser mehrperspektivische Zugang ermöglicht es, die institutionellen Regeln und Strukturen sowohl in ihrer unterstützenden als auch in ihrer begrenzenden Funktion sichtbar zu machen.

(1) *Rahmenbedingungen.* Im Folgenden werden die verschiedenen Regeln, Strukturen und intendierten Ablaufmuster betrachtet, die den Rahmen für organisierte Vermittlungen bilden. Dabei wird auch auf grundlegende Strukturen, aber auch Veränderungen und Brüche in diesen Rahmenbedingungen eingegangen, unter denen die Hilfen vermittelt werden. Ein Leistungskatalog mit möglichen Angeboten dient als Orientierung, um mögliche Hilfeleistungen aufzuzeigen, die den Charakter von Nachbarschaftshilfen haben und nachgefragt werden können, aber auch um Abgrenzungen zu anderen Hilfen vorzunehmen. Aus institutioneller Sicht sind diese Festlegungen relevant, damit keine pflegerischen, handwerklichen oder grundsätzlich professionalisierten Betreuungsleistungen vermittelt werden, die durch etablierte professionelle Angebote abgedeckt werden können und müssen. Interessant ist hier, dass die

Orientierung immer einer bestehenden Marktlogik eines wohnortnahen Territoriums folgt und nicht dem Bedarf in der Hilfebeziehung. Das heißt, wenn es vor Ort ein professionelles Angebot gibt, dann ist auch die Vermittlung von freiwilligem Engagement schwierig. Im umgekehrten Fall ist es möglich oder sogar erwünscht, dass z.B. für die Übernahme kleinerer pflegerischer Leistungen ehrenamtliche Hilfebietende gesucht werden, wenn das professionelle Angebot fehlt, nicht abgedeckt werden kann oder nicht flexibel genug ist.

In allen untersuchten Hilfeorganisationen ist es erwünscht, dass Hilfebietende und Hilfesuchende erfasst werden. Eine monetäre Gegenleistung oder eine generelle Aufwandsentschädigung für das ehrenamtliche Engagement wird in der Regel nicht gewährt. Lediglich Fahrdienste können unter bestimmten Voraussetzungen eine Fahrtkostenpauschale beantragen, die entweder von den Hilfesuchenden privat oder durch Spenden gedeckt wird.

Grundsätzlich lassen sich Unterschiede zwischen Vermittlungsstellen der Stadtteile und den Angeboten der ländlichen Region feststellen. Während die Stadtteile über hauptamtliche Koordinatorinnen verfügen, sind die Vermittlungsstellen in der ländlichen Region durch eine Kombination aus ehrenamtlichen und hauptamtlichen Personen besetzt. Die ländlichen Vermittlungsstellen sind Kooperationen zwischen Vereinen und einer Verbandsgemeinde. Im Einzugsgebiet der Stadtteile der Stadt X³³ gibt es eine weitere Ehrenamtsvermittlung in städtischer Hand. Obwohl mit der Schließung einer Vermittlungsstelle in einem der Stadtteile eine prekäre Situation, insbesondere für die bestehenden Hilfepaare, entstand und für diese keine offizielle Anlaufstelle mehr existierte, wurde hier keine alternative Vernetzung vor Ort aufgebaut, um den Bedarf aufzufangen. In diesem Fall wurden die bereits vermittelten Hilfepaare an die Vermittlungsstelle im anderen Stadtteil verwiesen, die vom gleichen sozialen Träger geführt wurde. Das deutet darauf hin, dass in Bezug zur Hilfevermittlung nicht territorial räumlich gedacht wurde, sondern auf Trägerbeziehungen gesetzt wurde.

Bei der Kontaktaufnahme mit den Hilfeinstitutionen werden in der Regel – vor allem aus versicherungsrechtlichen Gründen – Kontaktdaten erfasst. Darüber hinaus werden zu Beginn der Hilfe Informationen über den Hilfebedarf/Hilfeangebot, vorhandene Ressourcen, Einschränkungen und mögliche Hilfezeiten erhoben, um die passende Hilfe zu finden. Dazu werden Kontaktbögen ausgefüllt, je nachdem, ob Hilfe gesucht oder angeboten wird. In diesen Bögen werden persönliche Daten und Angaben zu möglichen Hilfen und Wochentagen, alltäglich relevanten Gewohnheiten wie Rauchen oder das Vorhandensein eines Haustieres erfasst. Interessant ist auch, ob ein Auto zur Verfügung steht. Mit dieser Abfrage wird versucht, grundlegende Übereinstimmungen oder mögliche Hindernisse frühzeitig zu erkennen. Vor dem eigentlichen

³³ Zwischen 30-50Tausend Einwohner:innen, mit zwei Angestellten auf Minijob-Basis ohne spezielle Ausbildung.

Kennenlernen findet ein Vorgespräch mit den an der Hilfebeziehung Beteiligten statt. Die Vermittlung erfolgt durch die jeweilige Organisation, die anhand der Informationen auf den Kontaktbögen eine Vorauswahl oder Suche durchführt. Bei erfolgreicher Auswahl wird den Hilfesuchenden und den Hilfebietenden ein Kennlerntermin vorgeschlagen. Um zu verdeutlichen, wie komplex eine Kennlernsituation sein kann und welche Aspekte hier eine besondere Rolle spielen, wird exemplarisch das Vorgespräch mit Frau Becker als Regelfall rekonstruiert.

(2) *Der Regelfall.* Frau Becker erinnert sich an das Vorgespräch mit der Vermittlerin wie folgt:

„Und wie das dann hier gar nicht mehr so gut ging, da habe ich dann die Nummer gewählt von Frau Karl. Und da hat sie mir dann gesagt, ja, wir können mal dann und dann drüber sprechen. Und dann kam sie und dann hat sie mir gesagt, wie das so ist.“ (int_bhl, 29-31)

Nachdem Frau Becker viele Vorüberlegungen angestellt hatte, konnte sie, „wie das dann hier nicht mehr so gut ging“, auf diese zurückgreifen und hatte auch die bereits gesammelten Informationen zur Hand. Sie zeigt eine durchdachte und geplante Handlungsmöglichkeit für „das“, was dann eingetreten ist. Die „Nummer von Frau Karl gewählt“ ist für sie der entscheidende gewählte Schritt für eine mögliche Unterstützung. Es wurde ein Termin vereinbart und die Vermittlerin hat ihr „gesagt, wie das so ist.“ Im weiteren Verlauf des Gesprächs ist der Inhalt nicht mehr entscheidend, alle Anwesenden haben aus Sicht von Frau Becker eine implizite Vorstellung davon, was Frau Karl gesagt haben könnte oder es spielt hier keine Rolle. Wichtig ist für sie, dass sie zum für sie richtigen Zeitpunkt die Möglichkeit hatte, das Angebot der Institution in Anspruch zu nehmen. Im weiteren Verlauf des Hilfepaarinterviews erinnern sich Frau Becker und Frau Hofer-Lutz an ihre erste Begegnung:

„B: Ja, da sagte ich ja gleich, wie ich die Frau Hofer-Lutz hier reinkommen sah, sagte ich, Sie kenne ich doch von der evangelischen Kirche, von der Pfarrerin hier. [...]“

HL: Irgendwie sind wir uns im Gemeindewesen schon mal über die Füße gelaufen oder saßen bestimmt auch mal im selben Bus oder so.“ (Int_bhl, 200-202)

Frau Becker stellt diese Szene in wörtlicher Rede dar und veranschaulicht damit, dass sie sich genau erinnern kann. Außerdem stellt sie einen direkten Bezug zu einem früheren Zeitpunkt her, als sie die neue Hilfebietende schon einmal gesehen hat, sie sogar über die Pfarrerin kennt. Die evangelische Kirche erkennt sie direkt als verbindendes Element. Der Verweis auf die Pfarrerin als mögliche Vertrauensperson kann zum einen bedeuten, dass auch Frau Becker sehr gut im Gemeindeleben vernetzt ist, andererseits kann es auch als ein Zeichen des Vertrauens für Frau Hofer-Lutz gesehen werden kann.

Frau Hofer-Lutz reagiert eher zurückhaltend und wirkt distanziert. Diese Zurückhaltung kann mehrere Ursachen haben, die im weiteren Verlauf der

Analyse noch eine Rolle spielen werden. Auffällig aus der Perspektive der institutionellen Rahmung ist, dass die Überraschung der Begegnung bei Frau Becker liegt, da sie nicht wusste, wer die Hilfe für sie übernimmt. Die Vermittlerin Frau Karl und die Hilfebietende Frau Hofer-Lutz haben bereits im Vorgespräch weitere Aushandlungen getroffen, auf die Frau Becker zunächst keinen Einfluss hatte. So ist davon auszugehen, dass Frau Hofer-Lutz über Frau Becker, über ihre Vorgeschichte bei der Vermittlungsstelle, ihre Einschränkungen und ihren Hilfebedarf informiert war. Hinzu kommt, dass Frau Hofer-Lutz selbst im sozialen Bereich tätig war und somit eine implizite Kolleginnenschaft mit Frau Karl eingegangen wurde. Dieses Phänomen wird später noch einmal aufgegriffen, wenn es um die Aushandlungsstrategien zwischen Hilfesuchenden, Hilfebietenden und der Vermittlungsperson geht (Kap. 6).

Der Regelfall entspricht einer üblichen und nahe am Programm angelegten sozialräumlich organisierten Vermittlung, wenn die hilfesuchende Person einen Hilfebedarf aus dem Portfolio mitbringt und eine Hilfebietende dafür zur Verfügung steht, die zum richtigen Zeitpunkt die Ressourcen dafür hat. Auch das Kennenlernen erfolgt dann idealtypisch formalisiert in Form eines ersten gemeinsamen Aufeinandertreffens von vermittelnder und hilfebietender Person im häuslichen Umfeld der Hilfesuchenden oder in einem öffentlichen Büro.

(3) *Selbstorganisiertes Matching*. In einigen Gesprächen gibt es Hinweise darauf, dass das Kennenlernen der Hilfepaare auch anders verlaufen kann und die von den Vermittlungsstellen geplanten Rahmen nur tangieren. So haben sich Frau Schu und Frau Jäger zunächst auf einer Veranstaltung kennengelernt, die vom gleichen Träger wie dem der Vermittlungsstellen organisiert war, und sich erst später als Hilfepaar bei der Vermittlungsstelle registrieren lassen. Die ersten Aushandlungen fanden also zwischen ihnen statt und haben vor allem der Hilfesuchenden die Möglichkeit gegeben, ihren Hilfebedarf nicht dermaßen offen legen zu müssen. Erkennbar ist hier eine Diskrepanz zwischen der Öffentlichkeit und der Privatheit von Hilfen, also einer Offenlegung eines Hilfebedarfs und eines Hilfeangebotes. Frau Schu möchte ihren Hilfebedarf nicht explizieren, was dazu führen könnte, dass die Hilfebeziehung privat organisiert bleibt. Frau Jäger hat jedoch in der Vergangenheit die Erfahrung gemacht, dass sie mit einer solchen Hilfebeziehung schnell „überfordert“ sein kann. Davon berichtet sie im gemeinsamen Gespräch:

„da hatte ich-, da habe ich gemerkt, weil zum Beispiel-, wo-, das war auch so, wo ich irgendwann, weißt du, habe ich gedacht: Mein lieber Scholli, ich war einfach überfordert.“ (int_sj, 536-538)

Frau Jäger beschreibt diese Überforderungssituation als private Situation, in der sie sich als Nachbarin ihrer Verantwortung nicht entziehen konnte. Die Perspektive auf diese Erzählung wird an späterer Stelle (Kap. 5.2) vertieft. Wichtig ist an dieser Stelle, dass Frau Jäger in der Folge die Vermittlungsstelle kennen gelernt hat und sich dort als Hilfesuchende registrieren ließ. Dies gibt

ihr mehr Sicherheit und das Gefühl, solche Situationen nicht mehr alleine bewältigen zu müssen. Auch Frau Schu stimmt später einer Registrierung zu, da bereits einige Verhandlungen zwischen den beiden stattgefunden haben und ein Vertrauensverhältnis („Sympathie“) besteht. Sie interpretiert die Unterstützung von Frau Jäger als eine unter vielen und bezeichnet sich selbst als „gut versorgt“. Ein solches „selbstorganisiertes Matching“ wirkt in der Erzählung im Hilfepaarinterview eher zufällig, bietet dadurch zunächst den Vorteil, auf andere Aushandlungsmechanismen zugreifen zu können, ist aber mit viel Eigeninitiative verbunden und auf aktive Begegnungsmöglichkeiten angewiesen.

(4) *Bürokratie und Aushandlung*. In diesem Abschnitt geht es um die geringe Bedeutung, die eine Hilfebietende, Frau Mecking, der Datenerfassung bei der Vermittlungsstelle beimisst. Trotz des Angebots, Einkäufe für jemanden zu erledigen, zeigt sie wenig Interesse an organisatorischen Abläufen und administrativen Prozessen. Das folgende Beispiel veranschaulicht ihre Sichtweise und die Herausforderungen, die sich daraus für die Vermittlung einer Betreuungsbeziehung ergeben.

Frau Mecking wird bei einem Begegnungsnachmittag im Stadtteil auf ein Hilfsangebot angesprochen, da sie angibt, viel Zeit und ein Auto zu haben. Sie erklärt sich sofort bereit, für jemanden einkaufen zu gehen und würde am liebsten sofort anfangen. Die damit verbundene Datenerfassung bei der Vermittlungsstelle empfindet sie jedoch als übertriebene Bürokratie. Sie ist der Meinung, dass eine Einkaufshilfe nicht so kompliziert sein kann, wie von der Vermittlerin dargestellt:

„... diese ganze „Bürokratie“ für übertrieben. [...] Dabei betonte sie, dass das alles viel zu kompliziert sei, wie sich das die Frau Anderson [Hilfvermittlerin] so vorstellt. Sie wolle ja nur einkaufen für „die Frau“. „Eine Einkaufshilfe kann ja nicht so kompliziert sein“, meint sie.“ (prot_bm, Absatz 11).

Frau Mecking hat kein Interesse daran, sich einer Organisation anzuschließen oder Formulare auszufüllen, da sie die Einkaufsanfrage als unkomplizierte Hilfeleistung betrachtet. Die Vermittlerin besteht darauf, dass zunächst ein gemeinsames Vorgespräch stattfindet, das bei Frau Boll zu Hause abgehalten wird. Als dieses stattfindet, bemüht sich Frau Mecking, mit Frau Boll ins Gespräch zu kommen, es gelingt aber fast nicht, eine Vereinbarung zu treffen. Am Ende des Treffens werden jedoch Telefonnummern ausgetauscht und es wird festgelegt, wann Frau Mecking den ersten Einkauf tätigen soll. Da diese Hilfebeziehung nach dem geplanten Einkauf scheitert, erfolgt keine weitere Dokumentation. Der interaktive Verlauf dieser Hilfebeziehung wird an anderer Stelle rekonstruiert (Kap. 4.3).

Die Hilfebeziehung von Frau Mecking und Frau Boll verdeutlicht, dass nicht alle Hilfebietenden den administrativen Prozessen und der Datenerfassung bei den Vermittlungsstellen eine hohe Bedeutung beimessen. Für Frau Mecking steht die einfache und unkomplizierte Hilfeleistung im Vordergrund, während organisatorische Aspekte als übertrieben wahrgenommen werden.

Dies stellt eine Herausforderung für die Vermittlung von Hilfebeziehungen dar, da die Vermittlungsstellen bestrebt sind, entsprechende Vorgespräche und Datenerhebungen durchzuführen, um passende Hilfen finden. Dennoch wird hier die Bedeutung einer individuellen Ansprache und Kommunikation als Voraussetzung für eine erfolgreiche organisierte Hilfebeziehung deutlich.

(5) *Auswirkungen struktureller Veränderungen auf bestehende Hilfebeziehungen: Schließung einer Vermittlungsstelle.* Dieser Abschnitt möchte die Prekarität verdeutlichen, die sich in den Hilfebeziehungen von Frau Becker/Frau Hofer-Lutz und Frau Bachmann/Frau Alt zeigte, als die Anlaufstelle, die diese Beziehungen vermittelte, nicht mehr finanziert und geschlossen wurde. Diese strukturellen Veränderungen in Verbindung mit anderen Entwicklungen im Stadtteil wurden insbesondere im Hilfefaarinterview mit Frau Becker und Frau Hofer-Lutz thematisiert und problematisiert. Im Gespräch wurde insbesondere deutlich, dass beide eine stärkere Bindung an die Vermittlungsinitiative, an die hauptamtliche Ansprechperson und die dort vermittelten Hilfen entwickelt hatten. Die plötzliche Nachricht von der Schließung der Anlaufstelle traf sie unerwartet und löste bei Frau Becker sogar einen regelrechten Schock aus. Sie drückte ihre Trauer über die Schließung der Anlaufstelle aus und befürchtete, nun niemanden mehr zu haben, der zu ihr kommt. Die enge Verknüpfung von institutionellem Angebot und praktischer Hilfe führte dazu, dass sie beides nur als Ganzes wahrnahm. Für sie war die Hilfe nicht nur eine persönliche Beziehung, sondern eine existenzielle Unterstützung, die es ihr ermöglichte, in ihrer eigenen Wohnung zu bleiben.

Diese Erfahrung war für Frau Becker besonders bedeutsam, da sie bereits zuvor erlebt hatte, dass eine Hilfebietende aus persönlichen Gründen nicht mehr kommen konnte. Die Schließung der Vermittlungsstelle verstärkte ihre Abhängigkeit von dieser institutionellen Unterstützung. Ihr Ausdruck des „Schocks“ verdeutlicht die starke emotionale Bindung, die sie zu dieser Hilfebeziehung entwickelt hat.

B: Ich war so traurig. Das war ein Schock für mich. Weil ich gedacht habe, jetzt habe ich auch keinen mehr, der zu mir kommt. Aber das ging ja dann weiter, da war ich froh. (int_bhl, 238-239)

Eine stabile Infrastruktur und eine kontinuierliche finanzielle Unterstützung der Vermittlungsstellen erwiesen sich damit als hoch bedeutsam, um die Kontinuität und den Erfolg der Hilfebeziehungen zu gewährleisten. Die Ergebnisse deuten hier im Kern die Herausforderungen an, denen Hilfebeziehungen bei sich verändernden Rahmenbedingungen ausgesetzt sind und unterstreichen die Notwendigkeit einer mehrperspektivischen Betrachtung und Unterstützung solcher Beziehungen.

Auch die Hilfesituation von Frau Alt und Frau Bachmann veränderte sich, nachdem die sozialräumlich organisierte Vermittlungsstelle vor Ort geschlossen war. Frau Alt musste sich an die andere Vermittlungsstelle des Trägers, die in einem völlig anderen Stadtteil lag, wenden, um Unterstützung zu erhalten.

Auch dieses Hilfepaargespräch unterstreicht deutlich die hohe Bedeutung einer Ansprechperson oder -stelle für die Hilfebietenden und die Hilfesuchenden und zeigt die Auswirkungen des Wegfalls dieser Kontaktperson auf die bestehende Hilfebeziehung:

„Ich frage die beiden noch, wie sie eigentlich zusammengekommen sind. Frau Bachmann erzählt dann, dass jemand angerufen und das organisiert hat, wahrscheinlich vom Pflegedienst, wegen einer Hilfe für die Einkäufe. Es stellt sich heraus, dass dies die Mitarbeiterin vom Pflegestützpunkt war. Frau Alt hat sich direkt bei der Nachbarschaftshilfe gemeldet, da sie ja sowieso einkaufen fährt und das dann auch für jemanden besorgen kann. Frau Karl hätte sie damals zusammengebracht und wäre mit in der Wohnung von Frau Bachmann gewesen, da hätten sie alles besprochen. Kurz danach war das Stadtteilbüro geschlossen.“ (prot. ba, 246-252)

Im Gespräch zwischen Frau Alt und Frau Bachmann wird deutlich, dass sie ursprünglich über eine telefonische Kontaktaufnahme zueinander gefunden haben. Eine Mitarbeiterin des Pflegestützpunktes hatte den Kontakt vermittelt, da Frau Bachmann Unterstützung beim Einkaufen benötigte. Frau Alt meldete sich daraufhin direkt bei der Nachbarschaftshilfe und bot an, den Einkauf für jemanden zu übernehmen, da sie ohnehin einkaufen gehe. Frau Karl, eine Vermittlerin der Nachbarschaftshilfe, brachte die beiden zusammen und organisierte ein Gespräch in der Wohnung von Frau Bachmann, um alles zu besprechen. Kurz nach diesem Treffen wurde das Stadtteilbüro geschlossen, das die Anlaufstelle für die Hilfebeziehung von Frau Alt und Frau Bachmann war.

Während des Gesprächs drückte Frau Alt ihre Frustration und Unsicherheit darüber aus, dass die ursprüngliche Nachbarschaftshilfe nicht mehr finanziert wurde und sie nun auf sich allein gestellt war. Sie betonte mehrfach, dass es nicht sein könne, dass man die Menschen erst motiviere und dann mit den Hilfesuchenden zusammenbringe und sie dann völlig allein auf sich gestellt seien. Die fehlende Ansprechperson und die Ungewissheit über die Weiterführung der Hilfe führten bei Frau Alt zu einer großen Verunsicherung, die an späterer Stelle vertieft werden (Kap. 5.3). Da Frau Alt keine Ansprechperson mehr findet, die mit ihr die Schwierigkeiten und Herausforderungen in ihrer Situation bespricht, entscheidet sie sich dazu, die Hilfe zu beenden. Für Frau Bachmann bedeutet dies, dass sie keine etablierte und auch keine neu organisierte Unterstützung mehr hat.

Die vorliegenden Fälle sollen die Bedeutung einer stabilen und verlässlichen Kontaktsituation für bestehende Hilfebeziehungen verdeutlichen. Der Wegfall des Stadtteilbüros und der damit verbundenen Anlaufstelle führte bei den Hilfepaaren zu erheblichen Herausforderungen. Unsicherheit und fehlende Unterstützung führten in einem Fall dann schließlich zur Beendigung der Hilfe. Diese Ergebnisse unterstreichen die Notwendigkeit, Kontinuität und Stabilität in solchen Kontaktsituationen zu gewährleisten, um die professionelle und bedürfnisorientierte Begleitung von Hilfebeziehungen zu sichern. Dabei geht es

nicht nur darum, den Blick rein auf die technische Hilfe (das Einkaufen, der Fahrdienst) zu reichten, sondern auch auf die Unterstützung in den emotional herausfordernden Übergangssituationen, die das Hilfeangebot, aber insbesondere der Hilfebedarf mit sich bringen. Die hohe Bedeutung einer oder auch mehrerer unterstützender Bezugspersonen für eine verlässliche sozialräumlich organisierte Hilfe, die eine Ergänzung zu professionellen und familiären Unterstützungsleistungen sein kann, zeigt sich in den Hilfepaargesprächen als zentral. Hilfebietende und Hilfesuchende müssen sich allerdings auf jegliche Veränderungen dieser Ebenen der Sorge und Hilfe wieder neu einstellen, was eine starke Flexibilität verlangt. Sozialräumlich organisierte Hilfestrukturen hängen dann stark von ihrer Fähigkeit ab, sich flexibel an veränderte individuelle Bedarfe und soziale Dynamiken anzupassen. Die dargestellten Perspektiven – von allgemeinen Rahmenbedingungen über organisierte Regelfälle bis hin zu selbstorganisierten Matchings – werden auch als Schlüsselpunkte in relational betrachteten Hilferäumen konstruiert. Diese Räume entstehen aus den vielfältigen Interaktionen zwischen Hilfesuchenden, Hilfebietenden und den Institutionen selbst. Sie sind nicht statisch, sondern dynamische Gefüge, die sich kontinuierlich durch die Aushandlung von Bedürfnissen und Angeboten transformieren (siehe Kap. 4.3).

Potenziell krisenhafte Veränderungen, wie der Verlust sozialer Netzwerke oder die Einschränkung infrastruktureller Ressourcen, haben eine direkte Auswirkung auf diese hilfelevanten Räume und werden in ihnen bearbeitet. Die institutionellen Strukturen können hier sowohl unterstützende als auch begrenzende Funktionen einnehmen, wobei die Hilfepaare das Risiko tragen und die notwendige Verlässlichkeit letztlich auffangen müssen, so dass institutionelle Hilferahmen nicht nur stabilisierend, sondern auch fragil wirken. Die potenzielle Beendigung solch bestehender Strukturen gefährdet auch bildungsrelevante Prozesse, die in diesen Räumen für Hilfebietende und Hilfesuchende stattfinden und die zur Tragfähigkeit gesellschaftlicher Sorgestrukturen beitragen.

Aus dieser Perspektive agieren sozialräumlich organisierte Vermittlungsstellen nicht mehr nur als freiwillige Kür der Dienstleistungen. Sie sind vielmehr wichtige Akteure, die relevante Bildungsräume herstellen, krisenhafte Lebenssituationen und biografische Herausforderungen auffangen, Handlungsmöglichkeiten erweitern und soziale Teilhabe aktiv gestalten und sowohl praktische Hilfe als auch Räume für Selbstermächtigung bieten. Um diese auch sozialräumlichen Potenziale langfristig zu sichern, bedarf es jedoch einer stärkeren institutionellen Unterstützung und der Anerkennung dieser Angebote als unverzichtbarer Bestandteil kommunaler Sozialpolitik, für deren Etablierung und Verfestigung solcher Angebote gesetzliche Grundlagen entgegenstehen, insbesondere die Einordnung solcher Angebote als freiwillige kommunale Leistung (ausführlich Kap. 7.1).

4.1.4 Zugänge zu Hilfeinstitutionen

Nach der Betrachtung der Ursachen für Hilfebedarfe, der Motivation der Hilfebietenden und der institutionellen Rahmenbedingungen der Hilfe wird nun der auslösende Moment untersucht, in dem Hilfesuchende und Hilfebietende zueinanderfinden: der Zugang zu den Hilfeinstitutionen. Im Folgenden werden diese Zugangswege anhand zentraler Kategorien untersucht: die Öffentlichkeitsarbeit der Hilfeinstitutionen (1), persönliche Kontakte, Mundpropaganda und Empfehlungen (2), informelle Gelegenheitsräume (3) sowie die Vermittlung durch Gatekeeper wie Angehörige oder Bezugspersonen (4). Diese Kategorisierung ermöglicht es, die Vielfalt und die Dynamik der Zugänge sichtbar zu machen und zu verdeutlichen, wie diese Zugänge das Potenzial der entstehenden Beziehungen prägen.

(1) *Öffentlichkeitsarbeit als Türöffner*. Die Rolle der Öffentlichkeitsarbeit als Mittel der Informationsvermittlung wird in den Gesprächen sichtbar, wenn erzählt wird, welche Informationsquellen wahrgenommen werden und wie die Adressierten auf diese aufmerksam geworden sind. Kostenlose Printmedien, wie Flyern, Zeitungen und Wochenblättchen, sowie öffentlichkeitswirksame Schildern werden hier benannt. Frau Becker erinnert sich lebhaft an die Informationsquellen, die in ihrem Stadtteil, dem Süd-West-Bezirk, präsent waren:

„Hier im Süd-West-Bezirk wurden wir ja auch immer drauf aufmerksam gemacht. So Flyer waren da und ja, was noch? In der Zeitung war es, im Wochenblättchen.“ (int_bhl, 227-228).

Mit dem räumlichen („hier“) und sozialen („wir“) Bezug grenzt Frau Becker einen territorialen Raum („Süd-West-Bezirk“) ein, in dem sie mehrere Personen verortet, die mit „immer“ wiederkehrenden Informationen adressiert wurden. Durch die passive Formulierung ist nicht ganz klar, wer der Absender ist. „Es“ zeugt von einer Vorstellung, dass es eine Instanz gibt, die mit einem Angebot zur Verfügung steht. Mit der Aufzählung der Medien „Flyer“, „Zeitung“ und „Wochenblättchen“, markiert sie ihre eigene Aufmerksamkeit und den üblichen Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit, den Frau Becker wahrnimmt.

Digitale Informationen in Social-Media-Kanälen spielen keine Rolle, allenfalls für Angehörige, die nach Unterstützung suchen. Auch Frau Scholz hat die Informationen von Telefonplausch aus der Zeitung:

„Im Blättchen habe ich das gelesen. Oder sogar in der Zeitung. Aber ich glaube, eher im Verbandsblatt. Und dann habe ich gedacht: ‚Ja. Das wäre es doch.‘“ (int_slb, 285-286)

Der Unterschied von „Blättchen“, „Verbandsblatt“ oder „Wochenblättchen“ zur „Zeitung“ ist die kostenlose Zustellung und Verbreitung, es ist eine Art Bürgerzeitung für alle. Die Platzierung der Information „sogar“ in der Zeitung deutet auf eine höhere Seriosität hin. Ob es z.B. auch digitale Informationen in Social-Media-Kanälen gibt, wird aus den Gesprächen nicht deutlich.

Frau Becker erinnert sich aber auch noch an eine andere Situation, bei der sie auf die Informationen aufmerksam wurde:

„Da waren so Schilder dran, brauchen Sie Hilfe. Auch so bebildert. Und da habe ich mir die Nummer abgeschrieben.“ (int_bhl, 27-28)

Damit zeigt sich Frau Becker als Adressierte der Hilfe. Indem sie die Nummer abschreibt, hält sie sich die Möglichkeit offen, bei Bedarf dort anzurufen. Ähnlich wie Frau Becker hat auch Frau Bachmann die Telefonnummer im Stadtteil gelesen und sich daraufhin telefonisch gemeldet. Sowohl kostenlose Printmedien als auch öffentlichkeitswirksame Schilder oder Flyer werden von den Betroffenen als geeignete Informationsquellen wahrgenommen.

Die Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit als Türöffner zeigt, wie zentral gezielte Informationen für den Zugang zu Hilfeinstitutionen sind. Insbesondere in sozialräumlich-territorialen Kontexten wie Stadtteilen oder Gemeindeverbänden ermöglichen Medien wie kostenlose Printpublikationen und öffentlichkeitswirksame Aushänge, Hilfesuchende dort zu erreichen, wo sie sich im Alltag orientieren. Diese Informationsquellen schaffen ein Bewusstsein für bestehende Angebote und tragen dazu bei, soziale wohnortnahe Räume für potenzielle Begegnungen und Unterstützungsbeziehungen zu gestalten. Zugleich wird deutlich, dass Öffentlichkeitsarbeit ein Netzwerk weiterer Zugangswege mit praktischen Informationen bereitstellt und auch gemeinsame Aushandlungsprozesse von sozialräumlich organisierten Menschen mit gleichen Interessen anregt, indem sie Menschen ermutigt, sich mit verschiedenen Möglichkeiten der Unterstützung auseinanderzusetzen. Die untersuchten Informationsquellen sind Teil eines komplexen Zugangsprozesses bzw. Türöffnervorgangs, der auch andere Kanäle und Mechanismen integriert.

(2) *Durch Mundpropaganda und persönliche Kontakte.* Nachdem Frau Becker davon erzählt hat, wo sie die Informationen gelesen hat, verdeutlicht sie einen anschließenden diskursiven Prozess in dem von ihr territorial bestimmten Raum „Süd-West-Bezirk“:

„Und dann hörte ich von Anderen, das geht gut und wir sind so froh. Da habe ich gedacht, versuchst du es auch mal.“ (Int_bhl, 229-230)

Die „Anderen“, vermutlich Erfahrene der Hilfevermittlung im Stadtteil, bestätigen, dass das Angebot „gut“ funktioniert und dass sie „froh“ sind. Es scheint sich um einen kommunikativen Erfahrungsraum zu handeln, in dem die Adressierten sich an den Erfahrungen der „Anderen“ orientieren und der durch informelle, diskursive Prozesse geprägt ist. Die Aussage von Frau Becker, „da habe ich gedacht, versuchst du es auch mal“, verweist darauf, dass ihr Entscheidungsprozess in einem Netzwerk sozialer Interaktionen eingebettet ist, das Vergewisserung generiert. Die Orientierung an den Erfahrungen anderer älterer und sorgebedürftiger Menschen zeigt, wie stark soziale Bestätigung und kollektive Deutungsmuster das individuelle Handeln beeinflussen. Damit wird auch deutlich, dass die Adressierten nicht nur Informationen über Hilfeangebote erhalten, sondern auch soziale Sicherheit durch das geteilte

Wissen der „Anderen“ gewinnen. Diese Vergewisserung ist besonders für Menschen von Bedeutung, die selbst wenig Erfahrung mit Hilfeinitiativen und -angeboten haben. Die Erfahrungsberichte der „Anderen“ entwickeln sich dabei zu einem spezifischen Bildungsprozess: In diesem Fall ermöglichten sie einer anderen Hilfesuchenden, ihre eigenen Unsicherheiten zu überwinden und Hilfe in Anspruch zu nehmen und als legitime und gewinnbringende Option wahrzunehmen.

Darüber hinaus verweist dieser Fall auf die mehrdimensionale und dynamische Bedeutung von Sozialräumen wie Stadtteilen oder Wohnvierteln, die durch gemeinsame Erzählungen und Erfahrungen gestaltet werden. Diese Räume wirken zunächst als territoriale Einheiten, aber auch als soziale Kontexte, in denen Vertrauen aufgebaut und Entscheidungen kollektiv geprägt werden. Die Rolle von Mundpropaganda und persönlichen Kontakten unterstreicht, wie sozial gewachsene Beziehungen zur Aktivierung von Hilfeangeboten beitragen können, indem sie die Schwelle zur Inanspruchnahme senken und gleichzeitig die sozialen Ressourcen der Beteiligten stärken. Zusammenfassend zeigt sich bei dieser Zugangs-kategorie, dass die soziale Einbettung und die Orientierung an den Erfahrungen anderer als bildungsrelevante Hilfe-prozesse in Übergängen zu einem größeren Hilfebedarf interpretierbar sind. Hilfesuchende lernen durch gemeinsame Erzählungen, wie eine Hilfepraxis jenseits familiärer oder professioneller Unterstützung funktionieren könnte, welche Vorteile sie bieten und wie sie in der eigenen Lebenssituation passend gemacht werden können.

(3) *Die Bedeutung von Gelegenheitsräumen.* Die Hilfesuchende Frau Schu war Teilnehmerin einer Zukunftswerkstatt in ihrem Wohnort, ein Dorf mit unter 100 Einwohner:innen, Ihre Erzählung veranschaulicht die Bedeutung von institutionell und sozialräumlich organisierten Erfahrungs- und Gelegenheitsräumen. In diesem Beteiligungsprozess kritisierte Frau Schu die fehlende Infrastruktur für ältere Menschen in ihrem Dorf und suchte aktiv nach Unterstützung für ihre Lebenssituation. Gleichzeitig fungierte sie als Sprecherin für andere ältere Menschen, die nicht an der Zukunftswerkstatt teilnahmen.

Ein weiterer solcher Gelegenheitsraum wurde von Frau Schu genutzt, als sie die Hilfebietende Frau Jäger kennenlernte. Frau Schu nahm zwar zeitweise die während der Coronapandemie und durch die Zukunftswerkstatt neu organisierten Einkaufsdienste in der Gemeinde in Anspruch, suchte aber noch viel breiter nach Unterstützung, um nicht immer die gleichen Personen fragen zu müssen. Frau Jäger (die spätere Hilfebietende) hatte sie bereits 2019 kennengelernt. Über diese erste Begegnung berichtet sie:

„Die hatten mich abgeholt beim ersten Treffpunkt, wo ich war. [...] Ich weiß, es war noch kalt. Und da haben wir uns-, die haben mich abgeholt und mit Martina, die habe ich dann da kennengelernt. Und die hat mich mit nach

Hause genommen. Das war 19 im Frühjahr, das Datum weiß ich nicht mehr. So war das, nicht wahr?“ (int_sj, 22-29)³⁴

Hier zeigt sich ein Gelegenheitsraum, um andere Menschen kennenzulernen. Frau Schu hat selbst für einen Fahrdienst zu einer Veranstaltung („Treffpunkt“) angefragt und wurden dann von „die“ abgeholt. Martina Jäger hat sie dort „kennengelernt“, sie wurde von ihr (mit dem Auto) „mit nach Hause“ genommen. Die Thematisierung und Deutung von gemeinsamer Sympathie spielt bei dieser gemeinsamen Begegnung eine wichtige Rolle und das gemeinsame Autofahren mit einer Unterhaltung wird als Möglichkeit gedeutet, einzuschätzen, ob die andere Person einem sympathisch ist oder nicht. Frau Schu stellt dies zunächst als gegeben dar, als Feststellung, dass von Sympathie nicht verhandelbar und eine wichtige Grundlage für die weitere Hilfebeziehung ist. Frau Jäger ergänzt, dass es auch „gemeinsame Bekannte“ geht, um „nicht voll fremd“ zu sein:

„...es ist auch, Gerda, auch Vorteil, denke ich so. Weil-, du hast mich zwar persönlich kennengelernt, aber [...] wir haben auch gemeinsame Bekannte. Also in dem Sinn bin ich dir nicht voll fremd.“ (int_sj, 54-56).

Der Zugang zu dieser Hilfebeziehung, in der Sympathie, gemeinsame Bekannte und wenig Fremdheit zu einem gelingenden Beginn beitragen, scheint sehr voraussetzungsfull und zeigt, dass weit mehr als die sichtbare Öffentlichkeitsarbeit daran beteiligt ist. Interessant sind in dieser Hilfebeziehung unterschiedliche Räume, die dazu beigetragen haben, diesen Zugang zu ermöglichen: für Frau Schu zu Beginn das Zukunftscafé, später bei Frau Jäger der „Treffpunkt“ als möglicher Ort des Kennenlernens und das Auto als Ort der kommunikativen Aushandlung. Darüber hinaus wird deutlich, dass auch die Hilfebietenden persönliche Zugangskontakte nutzen bzw. diese überhaupt erst als Auslöser in Betracht kommen. Frau Müller berichtet über ihren Zugang zu einem Hilfeangebot wie folgt:

„Ja, und da habe ich ja damals die Anna dann getroffen. Wir kennen uns so ein bisschen, haben uns, auf einem Geburtstag haben wir uns getroffen, zusammengesessen. Da kamen wir so ins Gespräch. Da habe ich ihr von der Idee erzählt, ich dachte ich mir, warum gibt es so etwas nicht? Und wie das so der Zufall so will, hatte sie gleich gesagt ,Okay, wir gründen einen Verein. Ich bin dabei, einen Verein zu gründen und das Ganze zusammen zu bringen. Die, die Hilfe anbieten und die, die Hilfe brauchen.‘ So, ja, und so kam das. Und da dachte ich, wenn das so weit ist, denkst du an mich, werde ich Mitglied und dann bin ich dabei.“ (int_sm, 22-29)

Frau Müller präsentiert sich in diesem Zusammenhang als Ideengeberin einer Hilfeinitiative, die ihre Bekannte Anna dann umsetzt. Für Frau Müller ist klar, dass zunächst die Formalitäten geklärt werden müssen. Der „Verein“

³⁴ Situation wird in 4.2.4 unter einem weiteren Aspekt betrachtet.

stellt für Frau Müller die Möglichkeit dar, Hilfe anzubieten, indem sie „Mitglied“ und „dabei“ ist, wenn Anna „das Ganze zusammen“ bringt. Der „Geburtstag“ hat den persönlichen, informellen Gesprächsrahmen dafür geschaffen, damit die „Idee“ Gestalt annehmen kann und Anna dann mit Frau Müller zum Start des Angebotes rechnen kann. Im Unterschied zur vorherigen Aushandlung zwischen Hilfesuchender und Hilfebietender findet die Aushandlung der Passung des Engagements zwischen der Hilfebietenden und der Vermittlerin statt. Frau Müller verlässt sich bei der Vermittlung zunächst auf Anna, die ihr die Hilfesuchenden nach ihrer Einschätzung vorschlägt. Frau Müller stellt eine verlässige Allround-Person in einem Hilfe-Portfolio dar, da sie an der Umsetzung von Hilfeleistungen und weniger an eigenen sozialen Kontakten interessiert ist.

Eine ähnliche Zugangssituation findet sich bei Frau von Lockwitz-Buchner. Auch sie hat eine frühe Kommunikation über das Angebot mit der vermittelnden Regina:

„Und die Regina kenne ich vom Chor auch, weil sie die Frau eines Chorsängers ist. Und dadurch sind wir ins Gespräch dann auch gekommen. Und da hat sie mir ihre Nummer gegeben: Das wäre so und so. Und hat mir noch ein paar Informationen gegeben.“ (int_slb, 217-219)

Die Hilfebietende und die Vermittlerin kennen sich über gemeinsame Bekannte, so dass Reginas „Informationen“ und „das wäre so und so“ eine vertrauensvolle Basis hatten. Beide haben sich auch informell getroffen, so dass Frau von Lockwitz-Buchner überlegen konnte, wann sie sich bei Regina melden könnte. Sie hat Reginas Nummer bekommen.

Diese persönlichen Kontakte sind Teil der Praxis zur Gewinnung von Hilfebietenden. Sie nutzen auch die informellen Möglichkeiten und ergänzen die offizielle Öffentlichkeitsarbeit, die auf das Angebot aufmerksam macht. Dass persönliche Kontakte, Referenzen und Abwägungen eine so große Rolle spielen, deutet darauf hin, dass bei allen Beteiligten z.T. längere „Suchphasen“ stattfinden und sie sich z.T. an dieses Angebot herantasten. Auch Frau Hofer-Lutz hat sich im Vorfeld ein Bild davon gemacht, ob das für sie in Frage kommt:

„Und ich habe da auch mal eine Ausstellung besucht oder so und hatte mich auch mal mit anderen unterhalten, die dort auch viel mehr angeboten haben auch.“ (Int_bhl, 235-236)

Hier zeigt sich ein weiterer Aushandlungsort im Stadtteil: eine Ausstellung als öffentlicher Treffpunkt, an dem offenbar auch andere und potentielle Hilfebietende anwesend waren, mit denen sie sich „unterhalten“ hat. Öffentliche Räume des Kennenlernens, der Begegnung und des Austausches stellen eine wichtige Basis dar, um über Hilfe zu sprechen und auch geeignete Hilfebeziehungen zu finden. So werden im Vorfeld informelle Klärungsprozesse in allen Rollen und Konstellationen sichtbar, die zur Passung des Engagements, der

Hilfeform und auch der Auswahl der Personen in der Hilfebeziehung beitragen. Diese Räume ermöglichen es den Beteiligten, sich mit den Anforderungen und Möglichkeiten einer potenziellen Hilfebeziehung auseinanderzusetzen, ohne dass dabei formale Vorgaben oder Verpflichtungen im Vordergrund stehen. Gelegenheitsräume sind im sozialen Umfeld eingebettet und zugänglich und bieten die Grundlage für individuelle und kollektive Verhandlungen, die sowohl die Gestaltung der Hilfebeziehungen als auch die Wahrnehmung des eigenen sozialen Handelns prägen. Diese Dynamiken verdeutlichen eine relationale Dimension als bewegliche, interaktive Gefüge, die Lernen und Veränderung auslösen und ermöglichen.

(4) *Durch An- und Zugehörige (Gatekeeper)*. Zugänge zu sozialräumlich organisierten Hilfen erfolgen auch über An- und Zugehörige. Zum einen sind dies Familienangehörige, die sich selbst Unterstützung suchen, um entlastet zu werden. Zum anderen sind es aber auch Personen, die sich als Nicht-Familienangehörige um Hilfesuchende kümmern oder eine gesetzliche Betreuung übernommen haben. So stellt Herr Schmidt im Gespräch sehr vehement klar, dass es nicht seine Idee war, das Hilfsangebot in Anspruch zu nehmen. Seine Tochter habe den Kontakt zur Initiative hergestellt („drauf gedrängt“), weil sie sich um ihren Vater gesorgt habe:

„Und zwar bin ich dazu gekommen. Meine Tochter wollte unbedingt, dass ich mich also ein bisschen mehr, ja, draußen bewege und mit anderen Leuten ins Gespräch komme. Ich bin jemand, der sehr zurückgezogen lebt. Und sie hatte immer ein bisschen Bedenken, dass ich eventuell irgendwann einmal zusammenfalle und mir niemand hilft. Und sie hat hier drauf gedrängt.“ (int_sm, 40-45) „Sie hat gesagt: Ich habe gelesen, dass es da einen Verein gibt, der sich auch um alte Menschen kümmert.“ (int_sm, 45-46) „Ja, das war meine Tochter. Die ist ziemlich hinterher, dass ich also nicht versauere.“ (int_sm, 282)

Herr Schmidt begründet den Zugang zur Hilfe mit den Bedürfnissen seiner Tochter, die „immer ein bisschen Bedenken“ hat, weil sie nicht da ist. Da er „sehr zurückgezogen lebt“, hat sie Sorge, dass ihm im Notfall niemand hilft. Außerdem wünscht sie sich, dass er „mit anderen Leuten ins Gespräch“ kommt, sich „draußen bewege“ und nicht „versauere“. Herr Schmidt sieht diesen Bedarf für sich nicht in diesem Ausmaß. Da er selbst mit seiner fortschreitenden Augenerkrankung zu kämpfen hat, ist dies für ihn eine Möglichkeit, auf die er zurückgreifen kann, wenn er noch weniger kann. Allerdings hat das massive Interesse der Tochter, das nicht mit seinem aktuellen Interesse übereinstimmt, auch Einfluss auf die Hilfebeziehung, die Herr Schmidt nicht als selbstbestimmt wahrnimmt. Vielmehr liegt die Vermutung nahe, dass er sich von seiner Familie zurückgesetzt fühlt, weil sie ihn zu wenig unterstützt und dies durch andere Hilfe kompensieren möchte.

Das Einlassen auf die Hilfebeziehung ist durch diese Zugangssituation geprägt und wird dadurch erschwert. Allerdings kann es auch eine große Unterstützung sein, wenn andere Menschen als Gatekeeper fungieren, wenn Hilfesuchende es nicht schaffen, den Zugang zur Hilfeanfrage zu finden. Es wird deutlich, dass Zugänge über andere Menschen zu einer Hilfeinstitution für Hilfesuchende besondere Bedingungen in der Hilfebeziehung darstellen, die sich als hinderlich, aber auch als förderlich erweisen können, wie in der Situation von Frau Hofmann. Sie weiß nicht genau, wie sich der Zugang zur Hilfeinstitution zugetragen hat und hat nur eine Vermutung, wie sie an die Hilfeinitiative vermittelt wurde. Sie vergewissert sich bei Frau Wagner:

FS: „[zu Fr. Wagner] Ich glaube, das hat die Betreuerin vermittelt, gell?

EW: Also, die Frau Liebscher [gesetzliche Betreuerin] hat sich, soweit ich weiß, dann auch mit der Anna auseinandergesetzt oder hat von dem Verein gehört. Und dann habe ich da das Praktikum angefangen und kam gerade quasi zum richtigen Zeitpunkt. Genau.“ (int_sw, 12-16)

Hier wird deutlich, dass Frau Hofmann nicht in den Zugang zur Hilfe, in Entscheidungen oder Überlegungen eingebunden war. Die Betreuerin wandte sich mit dem Unterstützungsbedarf an den Verein und konnte so Frau Wagner während ihres Praktikums gewinnen. Für Eva Wagner war es der Beginn des Praktikums, bei dem die Begegnung mit Frau Hofmann und der Beginn der Hilfe „quasi zum richtigen Zeitpunkt“ kam. So wird die arrangierte Hilfebeziehung als passend zur Such- und Angebotssituation interpretiert. Frau Hofmann hat wenig Einfluss darauf und ist weder an der Entscheidung, ob überhaupt Hilfe gewünscht wird, noch an der Auswahl der Person beteiligt. So ist es nicht verwunderlich, dass sie sich im Verlauf des Interviews als fremdbestimmt beschreibt und sich gleichzeitig dieser Situation ausgeliefert fühlt. Da sie Frau Wagner als eine für sie passende Hilfsperson akzeptiert, kann sie sich gut auf die Hilfe einstellen. Schlussfolgernd lässt sich sagen, dass Gatekeeper beim Zugang zu Hilfe entscheidenden Einfluss haben können, aber auch dazu führen können, dass Hilfesuchende sich als fremdbestimmt erleben.

Der erste offizielle Kontakt zwischen Hilfesuchenden und Hilfeorganisationen erfolgt in der Regel über verschiedene Kanäle wie Telefon, E-Mail oder persönliche Kontakte. Dieser Kontakt wird entweder von den Betroffenen selbst oder von ihren Angehörigen hergestellt. Oftmals sind es auch Personen aus dem direkten Umfeld, die stellvertretend für die Hilfesuchenden den Erstkontakt herstellen. In dieser Sequenz wird die Erfahrung von Herrn Schmidt geschildert, der sich an den Moment erinnert, als sein Schwiegersohn ihn dazu ermutigte, sich bei einer spezifischen Hilfsorganisation zu informieren:

„Und dann kam mein Schwiegersohn, der kam mal zu Besuch und hat gesagt ‚Anton, jetzt gehen wir mal zu der Vereinigung und lassen uns dort mal erklären, worum es geht.‘“ (int_ms, 46-48)

Herr Schmidt berichtet, dass sein Schwiegersohn zu Besuch kam und ihn eingeladen hat, gemeinsam zur „Vereinigung“ zu gehen, um sich dort erklären

zu lassen, worum es genau geht. Die Tatsache, dass der Schwiegersohn extra zu diesem Termin zu Herrn Schmidt kam und ihn begleitete, deutet darauf hin, dass dies eine bewusste Entscheidung war und nicht zufällig geschah. Bei diesem Termin fand zunächst ein erstes Gespräch mit der Vermittlungsperson statt, bei dem auch der Hilfesuchende ebenfalls anwesend war.

Auch hier wird deutlich, dass nicht alle Hilfesuchenden und Hilfebietenden von Anfang an einen offiziellen Erstkontakt hatten. Es waren auch informelle Gelegenheitskontakte möglich, die später zu formellen Vereinbarungen führten. Insbesondere in den Interviews wurde deutlich, dass der eigentlichen Hilfesuche oder auch dem Hilfeangebot bereits längere Aushandlungsprozesse – auch mit Menschen außerhalb der Hilfebeziehung – vorausgingen. Die Entscheidungen, die schließlich zur Anfrage bei der Hilfeorganisation führten, erforderten eine sorgfältige Abwägung, um einen Sinn in der „fremden“ Hilfe zu erkennen und sich darauf einzulassen.

Zusammenfassung. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Zugang zu Hilfeinstitutionen durch eine Vielzahl von Faktoren und Prozessen geprägt ist, die sich in unterschiedlichen Zugangswegen und Beteiligungsformen manifestieren. Der erste offizielle Kontakt erfolgt häufig entweder direkt durch die Hilfesuchenden oder vermittelt durch Angehörige oder Bezugspersonen aus ihrem sozialen Umfeld. Bereits vor dieser Kontaktaufnahme finden umfangreiche Abwägungs- und Aushandlungsprozesse statt, die von vorhandenen Hilfen, sozialem Vertrauen und individuellen Bedürfnissen beeinflusst werden.

Die Analyse hat gezeigt, dass persönliche Kontakte und Mundpropaganda entscheidende Rollen spielen. Erfahrungen und Einschätzungen anderer, insbesondere von Gleichaltrigen, schaffen Orientierung und Vertrauen, die für die Entscheidung zur Inanspruchnahme von Hilfe wesentlich sind. Öffentlichkeitsarbeit, vor allem in Form von Printmedien, wirkt unterstützend als Türöffner, während digitale Informationsquellen kaum genutzt werden – außer von Angehörigen, die stellvertretend handeln. Gelegenheitsräume wie öffentliche Treffpunkte und informelle Austauschmöglichkeiten bieten zudem Raum für Begegnung und Klärung, in denen soziale Beziehungen entstehen und gestärkt werden können.

Diese Zugangswege lassen sich als relationale und sozialräumliche Dynamiken verankern. Die Akteur:innen sind darauf angewiesen, sich in den komplexen sozialen Strukturen von Hilfenetzen zurecht zu finden, eigene Bedürfnisse zu thematisieren und passende Lösungen zu entwickeln. Damit zeigt sich der Zugang zu Hilfeorganisationen als ein sozial und räumlich vielschichtiger Prozess: einerseits mit individuellen Handlungsspielräumen und -begrenzungen, andererseits als einer, der soziale Teilhabe gleichermaßen erschwert und fördert.

4.1.5 Hilfen außerhalb der Hilfebeziehungen

Um die Bedeutung der Hilfebeziehungen, die von den freiwillig Engagierten eingegangen werden, stärker herauszuarbeiten, sollen zur Kontextualisierung Hilfen analysiert werden, die außerhalb der jeweils betrachteten Beziehungen zu finden sind. Bei den Hilfesuchenden umfassen diese oft weitere unterstützende Personen aus der Familie oder dem Freundeskreis, aber auch professionelle Anbieter. Auch die Hilfebietenden übernehmen häufig zusätzliche familiäre oder soziale Verpflichtungen und können als Gatekeeper für die Vermittlung weiterer Hilfen fungieren. Dieses Kapitel untersucht in diesem Zusammenhang vier zentrale Aspekte: (1) die Rolle professioneller Hilfen, (2) die Netzwerke der Hilfesuchenden, (3) das Engagement der Hilfebietenden außerhalb der direkten Hilfebeziehung und (4) die Bedeutung des Sozialen als Faktor für Bindungen und Vertrauen für die Dynamik und Qualität der Hilfenetze. Diese Perspektiven ermöglichen eine differenzierte Analyse der strukturellen, relationalen und sozialräumlichen Dimensionen von Hilfenetzen.

(1) *Professionelle Hilfen.* Professionelle Hilfsdienste wie Haushaltshilfen, Pflegedienste oder Betreuungs- oder Alltagsangebote sind Teil der Bewältigungsstrategien der Hilfesuchenden. Diese Hilfen werden in der Regel als Unterstützung wahrgenommen, wenn ein Anspruch besteht und die Bedarfe für die Hilfesuchenden dadurch entsprechend gedeckt werden.

Ein Beispiel dafür ist Herr Schmidt, der seit über 15 Jahren von einer Haushaltshilfe unterstützt wird. Diese war ursprünglich für die Pflege seiner inzwischen verstorbenen Frau organisiert worden, blieb jedoch auch nach ihrem Tod eine wichtige Unterstützung in seinem Alltag. Die wöchentliche Hilfe übernimmt grundlegende Aufgaben wie das Reinigen der Wohnung oder das Bügeln der Wäsche:

S: „Ja, meine, die Hilfe, die [...] heute noch da war für zweieinhalb Stunden, die haben wir schon seit, weiß nicht, 15 Jahren oder so. Die hat meine Frau dann schon gebraucht auch. Ja, ansonsten, wie gesagt, lebe ich hier alleine und komme einigermaßen noch zurecht.“ (int_sm, 195-198)

Für Herrn Schmidt hat sich diese Form der Unterstützung bewährt und ist ein stabiler Bestandteil seines Lebens geworden, den er als Selbstverständlichkeit in seine Alltagsstruktur integriert hat. Professionelle Hilfen tragen jedoch nicht nur zur Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit bei, sondern wirken auch auf den sozialräumlichen Kontext der Hilfesuchenden. Sie ermöglichen den Betroffenen, in ihren gewohnten Lebensräumen zu bleiben und diese trotz Einschränkungen weiter zu nutzen. Gleichzeitig eröffnen sie den Hilfesuchenden Freiräume, in denen sie sich auf soziale Kontakte oder eigene Interessen konzentrieren können. Diese Freiräume können wiederum zur Stabilisierung sozialer Netzwerke beitragen und verhindern, dass Hilfesuchende isoliert werden. Gleichzeitig zeigt sich, dass die Inanspruchnahme professioneller Hilfen oft von biografischen Entscheidungen geprägt ist.

Herr Schmidt erwähnt im Gespräch diverse Unterstützungen, die er im Alltag in Anspruch nimmt. Die Hilfe, die für „zweieinhalb“ Stunden die Wohnung säubert, ist „schon seit 15 Jahren“ aktiv und der Hinweis auf seine inzwischen verstorbene und damals pflegebedürftige Frau zeigt, dass diese „Hilfe“ nicht von ihm organisiert wurde, sich aber bewährt hat und er sich daran gewöhnt hat. In jeder Äußerung, in der es um „Hilfe“ geht, greift er das Muster auf, dass er „allein“ lebt und „einigermaßen zurechtkommt“. Die vorhandene barrierearme Umgebung führt er auch auf den Wohnungswechsel seiner Frau zurück:

„Haben unser eigenes Haus gehabt und -. Aber wie gesagt, das war ganz einfach meiner Frau damals zu anstrengend. Ich hätte dort ganz gern weiter dort oben gewohnt. Aber meiner Frau ging es nicht so gut und das war der Grund, weshalb wir dann die Hütte verkauft haben und jetzt hierhin zur Miete gezogen.“ (int_sm, 180-183)

Eine der wenigen Bedürfnisäußerungen von Herrn Schmidt kam hier zum Ausdruck: „Ich hätte dort ganz gern weiter dort oben gewohnt.“. Auch dies kann er in unserem Gespräch nur mit einer symbolischen Abwertung des Hauses durch den Begriff „Hütte“ sagen. Das „eigene Haus“ auf einem verkehrstechnisch abgelegenen „Hügel“ würde nun eine starke Mobilitätseinschränkung bedeuten, da er nur noch kurze Wege zurücklegen kann. Dieser von ihm hergestellte lebensgeschichtliche Zusammenhang „war der Grund“, warum er weniger Unterstützung benötigt, obwohl er eigentlich gerne weiter in seinem Haus gewohnt hätte.

Frau Hofmann musste ausziehen, weil sie in ihrem Haus zu viele Barrieren überwinden musste und nur noch in einem Zimmer leben konnte. Aufgrund der Entscheidung ihrer gesetzlichen Betreuerin ist sie ins Betreute Wohnen umgezogen, wo sie nun auch Unterstützung bei der Reinigung ihres Zimmers erhält. Haushaltshilfen werden auch von anderen Hilfesuchenden und Hilfeanbietern in Anspruch genommen. Frau Schu hat die Haushaltshilfe an Frau Jäger vermittelt, da diese auch ihren Mann pflegt, Frau Bachmann und Frau Boll haben wöchentlich eine Haushaltshilfe über den Pflegedienst. Auf diese Weise werden Hilfebietende auch in die Entscheidungs- und Planungsgespräche für weitere Hilfen einbezogen. In die direkte Umsetzung der Unterstützung, z.B. wenn es um Wohnung reinigen, Körperpflege oder schwere körperliche Arbeiten geht, werden die Hilfebietenden aber praktisch nicht eingesetzt.

Professionelle Hilfen stellen eine wichtige Ergänzung zu informellen Netzwerken dar und sind dabei neben der praktischen Dienstleistung auch Bestandteil eines umfassenden Systems sozialer Unterstützung, das räumliche, soziale und biografische Dynamiken miteinander verbindet und sozialräumliche Stabilisierung und Gestaltung ermöglicht. Ihre Bedeutung geht über die reine Erledigung von Aufgaben hinaus, da sie die Selbstständigkeit fördern, soziale Beziehungen stabilisieren und den Hilfesuchenden ermöglichen, sich in ihrem Alltag sicher und unterstützt zu fühlen.

(2) *Netzwerke der Hilfesuchenden.* Die sozialen Netzwerke der Hilfesuchenden spielen eine zentrale Rolle bei der Gestaltung ihres Alltags und der Bewältigung von Unterstützungsbedarfen. Diese Netzwerke umfassen häufig Familienangehörige, Freunde, Nachbarn oder auch ehemalige Beziehungen, die je nach Nähe und Verfügbarkeit unterschiedliche Aufgaben übernehmen können. Sie ergänzen professionelle Hilfen und können entscheidend dafür sein, ob und wie Hilfesuchende den Zugang zu weitergehender Unterstützung finden. Auch ein Netzwerk an sozialen Kontakten weist Herr Schmidt auf, wenn er im Gespräch einen weiteren Hilfe-Bezug herstellt, in dem er zum Schluss des Gesprächs seinen ehemaligen Nachbarn einführt:

„Ich habe einen Nachbarn, der bei mir gegenüber gewohnt hat, mit dem wir einen relativ losen Kontakt hatten, als ich noch da oben gewohnt hab. Und der jetzt allerdings zu meinen, ja, wie soll ich sagen, zu meinen besten Kollegen gehört. Der kommt mindestens einmal die Woche kommt der vorbei, ja. Guckt sich alles an, was ich eventuell für ihn aufgehoben habe.“ (int_sm, 395-400)

Hier beschreibt er eine weitere Beziehung, die sich von einer früheren Nachbarschaft zu einem „besten Kollegen“-Verhältnis transformiert hat. Der verwendete Begriff „Kollege“ könnte auf Herrn Schmidts lange Berufsbiografie zurückzuführen sein, da vor allem mit besten Kollegen freundschaftsähnliche Beziehungen möglich sind. Hier präsentiert sich Herr Schmidt mit einer selbstwirksamen Erfahrung. Das, was er „eventuell für ihn aufgehoben“ hat, sind kleine Reparaturen im Haushalt und offene Fragen. Seine eigene Interpretation seiner Zurückgezogenheit wird hier aufgebrochen und er öffnet sich und freut sich über den Kontakt. Diese „Hilfe“ kann er nicht nur problemlos annehmen, er kann durch den Kollegenstatus eine mögliche Barriere überwinden und auch um Unterstützung bitten. Seine Kinder sind trotz geografischer Distanz weiterhin in die Organisation seiner Unterstützung eingebunden und versuchen, aus der Ferne Hilfesettings zu koordinieren, sie haben u.a. den Kontakt zu der sozialräumlich organisierten Hilfeinstitution hergestellt. Diese Art der Unterstützung zeigt, wie Familienmitglieder auch über physische Grenzen hinweg als Bindeglied zwischen Hilfesuchenden und externen Hilfeangeboten fungieren können.

Die Interaktion in sozialen Netzwerken ist dabei häufig von dynamischen Aushandlungsprozessen geprägt. So können Freunde oder Nachbarn nicht nur selbst direkte Unterstützung leisten, sondern auch als Vermittler:innen fungieren, indem sie etwa auf lokale Hilfeangebote aufmerksam machen oder den Erstkontakt herstellen. Frau Schu vermittelt beispielsweise ihre eigene Haushaltshilfe an eine befreundete Familie, wodurch ein informeller Austausch von Ressourcen innerhalb des Netzwerks entsteht. Diese Form der Unterstützung basiert auf Vertrauen und wechselseitiger Hilfe und trägt dazu bei, bestehende Netzwerke zu stabilisieren und zu erweitern.

Gleichzeitig weisen einige Netzwerke deutliche Einschränkungen auf, insbesondere, wenn sie klein oder wenig verlässlich sind. Frau Bachmann, die

nach dem Tod ihrer Mutter auf andere Unterstützungsstrukturen angewiesen ist, beschreibt die Herausforderung, ein neues Netzwerk aufzubauen, da sie sich immer auf ihre Mutter verlassen hat. In solchen Fällen treten Hilfeinstitutionen als Ersatzstrukturen in Erscheinung, die fehlende Unterstützung auffangen. Dies zeigt, dass diese sozialen Netzwerke keineswegs stabil genug sind und ihre Funktionalität stark von den individuellen Lebensumständen der Hilfesuchenden abhängt.

Die Interaktionen zwischen den sozialen Netzwerken der Hilfesuchenden und den Hilfeinstitutionen weisen auf eine bildungsrelevante Dimension hin. Die Hilfesuchenden zeigen in ihren Erzählungen über ihre strategische Hilfeplanung, dass sie innerhalb dieser Hilfen lernen, ihre Bedürfnisse klarer zu formulieren, Unterstützung zu organisieren und neue Formen von Beziehungen aufzubauen. Gleichzeitig profitieren sie von den Erfahrungen anderer Hilfesuchender und erweitern ihr eigenes Unterstützungsnetzwerk strategisch. Sie versuchen außerdem, Gelegenheiten für eine soziale Teilhabe zu schaffen. Die Auswirkungen dieser Handlungsweisen, die letztlich immer darauf ausgerichtet sind, ausreichend Unterstützung zu bekommen, werden noch differenzierter dargestellt.

Zusammenfassend lässt sich zunächst sagen, dass Qualität, Quantität und Vielfalt der Netzwerke der Hilfesuchenden für die Stabilität von Unterstützungsstrukturen entscheidend sind. Sie agieren als Bindeglieder zwischen individuellen Bedarfen und formellen Hilfeinstitutionen, bieten emotionale und praktische Unterstützung und fördern die Integration der Hilfesuchenden in soziale Kontexte. Gleichzeitig stellen sie einen dynamischen Raum dar, in dem soziale Beziehungen gepflegt, neu gestaltet und transformiert werden können.

(3) *Engagement der Hilfebietenden außerhalb der Hilfebeziehung.* Viele Hilfebietende bringen bereits umfangreiche Erfahrungen aus unterschiedlichen Sorgesettings mit, die ihre Kompetenz und Sicherheit in der Unterstützung anderer Menschen stärken. Frau Müller, eine der befragten Hilfebietenden, betreut nicht nur ihre erwachsene Tochter mit Behinderung, sondern unterstützt auch ihre Eltern, Schwiegereltern und weitere Bekannte, die mittlerweile in Pflegeeinrichtungen leben. Diese vielfältigen Verpflichtungen verdeutlichen, dass ihr Engagement tief in ihrem persönlichen Alltag verankert ist. Ihre umfangreiche Erfahrung und Routine in der Organisation von Hilfen ermöglichen es ihr, auch in der ehrenamtlichen Hilfebeziehung kompetent und strukturiert zu agieren. Auf die Frage, ob sie noch andere Personen unterstützt, antwortet sie:

„Ja, aber nicht im Rahmen jetzt von dem Verein, sondern familiär natürlich und auch Freunde, Bekannte, die jetzt auch schon im Altersheim teilweise. [...] Im A-Haus zum Beispiel. Die ruft an, dann besorge ich der was und dann fahre ich es hin. Wenn ich sowieso in Stadt X bin, ich bin ab und an mal in Stadt X. Dann ergibt sich das so, ja.“ (int_sm, 224-234)

Ein weiteres Beispiel ist Frau Alt, die ehrenamtlich bei einem gemeinsamen Mittagstisch tätig ist. Ihr Engagement zeigt, wie Hilfebietende soziale Räume nutzen, um verschiedene Formen der Unterstützung zu leisten. Solche ehrenamtlichen Tätigkeiten tragen nicht nur dazu bei, soziale Netzwerke aufzubauen und zu pflegen, sondern ermöglichen es den Hilfebietenden auch, ihre Rolle als Unterstützer:innen weiterzuentwickeln. Auch diese Erfahrungen beeinflussen ihre Bereitschaft und Fähigkeit, sich auf neue Hilfebeziehungen einzulassen.

Die Verbindung zwischen familiären Verpflichtungen und ehrenamtlichem Engagement zeigt sich auch bei Frau von Lockwitz-Buchner, die neben ihrer Tätigkeit in der Seniorenhilfe regelmäßig Besuche in einem Seniorenheim durchführt. Dieses Engagement bietet ihr die Möglichkeit, ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in verschiedenen Kontexten anzuwenden und weiterzuentwickeln. Ihre Erfahrungen aus diesen unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern fließen in die Gestaltung ihrer Hilfebeziehung ein und ermöglichen es ihr, flexibel auf ihre Bedürfnisse und die der Hilfesuchenden einzugehen.

Die verschiedenen Engagementkontexte der Hilfebietenden verdeutlichen, dass ihre Unterstützung Teil eines umfassenden sozialen Handelns und Sorgens ist. Hilfebietende wie Frau Jäger, die zusätzlich Fahrdienste für andere Hilfesuchende anbietet, verknüpfen ihre ehrenamtliche Arbeit mit ihrem persönlichen Alltag. Dieses Zusammenspiel von sozialen und ehrenamtlichen Tätigkeiten schafft eine besondere Qualität in den Hilfebeziehungen, da die Hilfebietenden ihre bisherigen Erfahrungen und Netzwerke aktiv einbringen können. Zugleich zeigt sich, dass die vielfältigen Engagements der Hilfebietenden auch Grenzen haben (ausführlich Kap. 5.2). Die Doppel- oder Mehrfachbelastung durch familiäre und soziale Verpflichtungen kann dazu führen, dass Hilfebietende die Grenzen ihrer eigenen Ressourcen ignorieren. In solchen Fällen wird besonders deutlich, wie wichtig es ist, passende Unterstützungsstrukturen nicht nur für die Hilfesuchenden, sondern auch für die Hilfebietenden zu schaffen.

Das Engagement der Hilfebietenden, dass sich meist auch auf Hilferäume außerhalb der direkten Hilfebeziehung erstreckt, kann Kompetenzen und Motivationen stärken und auch entscheidend dazu beitragen, die eigene Selbstwirksamkeit im Hilfekontext zu gestalten. Die vielfältigen Erfahrungen und Interessen aus familiären, sozialen und ehrenamtlichen Sorgekontexten machen sie zu zentralen Akteur:innen in der Unterstützung anderer Menschen. Abgesehen davon, dass die Hilfebietenden oft unsichtbares und wenig anerkanntes Engagement leisten, zeigt sich, dass die Hilfeangebote auch enorme Herausforderungen mit sich bringen können, insbesondere, wenn die vermittelten Hilfebietenden die einzigen und zentralen Hilfspersonen sind.

(4) *Das Soziale in der Hilfebeziehung.* Das „Soziale“ spielt eine zentrale Rolle in Hilfenetzen, da es die Qualität, Stabilität und Nachhaltigkeit von Hil-

febeziehungen maßgeblich beeinflusst. Während dienstleistungsähnliche Hilfen wie Haushaltshilfen oder Pflegedienste vor allem auf die funktionale Bewältigung alltäglicher Aufgaben abzielen, sind die sozialen Komponenten oft entscheidend dafür, ob eine Hilfe tatsächlich angenommen, wertgeschätzt und langfristig genutzt wird. Vertrauen, emotionale Bindungen und gegenseitige Wertschätzung sind dabei die Schlüsselemente, die Hilfenetze wirksam und resilient machen.

Ein Beispiel für die Bedeutung sozialer Bindungen zeigt sich in der Beziehung zwischen Frau Bachmann und Frau Alt. Ihre Hilfebeziehung ist von einer engen sozialen Abhängigkeit geprägt, die über die ursprüngliche Unterstützung hinausgeht. Frau Alt berichtet, wie diese emotionale Nähe einerseits die Beziehung stärkt, andererseits aber auch eine Belastung darstellt. Diese Dynamik verdeutlicht, dass soziale Komponenten in Hilfenetzen einer Balance bedürfen, um die Beziehung für beide Seiten tragfähig zu gestalten.

Das Vertrauen zwischen den Beteiligten ist ein weiteres Schlüsselement. Hilfesuchende wie Herr Schmidt zeigen, dass sie Hilfen nur dann annehmen können, wenn sie das Gefühl haben, sich auf die hilfebietende Person verlassen zu können. In seinem Fall entwickelte sich eine ehemalige Nachbarschaftsbeziehung zu einer engen Freundschaft, in der Unterstützung durch emotionale Verbundenheit ergänzt wird. Der Begriff „Kollege“, den Herr Schmidt verwendet, der auf eine frühere berufliche Beziehung hinweist, schafft eine neue Ebene der sozialen Bindung, die es ihm erleichtert, Hilfe nicht als Belastung, sondern als Teil einer wechselseitigen Beziehung zu sehen.

Auch für die Hilfebietenden ist das „Soziale“ in Hilfenetzen von großer Bedeutung. Sie berichten häufig, dass ihre Motivation zur Unterstützung eng mit ihrem Wunsch nach zwischenmenschlichem Kontakt verbunden ist. Frau von Lockwitz-Buchner etwa engagiert sich nicht nur aus einem altruistischen Antrieb heraus, sondern auch, um selbst von den sozialen Beziehungen und dem Austausch zu profitieren. Eine wechselseitige Dynamik erweist sich damit als soziale Stärkung.

Die Bedeutung des Sozialen zeigt sich besonders in Situationen, in denen Netzwerke klein oder wenig verlässlich sind. Es wird eine fehlende Unterstützung ersetzt, die ansonsten nicht zur Verfügung steht und für ein Gefühl von Sicherheit, Verlässlichkeit und Zugehörigkeit steht. Gleichzeitig erfordert dies von den Hilfebietenden eine hohe Belastbarkeit und Aufmerksamkeit sich selbst gegenüber, um die eigenen Grenzen zu erkennen, in denen sie zur Hilfe bereit sind. Das „Soziale“ in Hilfenetzen schlägt damit eine Brücke zwischen den eher dienstleistungsähnlichen und den familiär-gemeinschaftlichen Hilfen. Während die funktionalen Aspekte der Unterstützung die Basis für die Bewältigung von Alltagsaufgaben bilden, sind es die sozialen Komponenten, die Vertrauen schaffen, Bindungen stärken und den Raum für transformative Pro-

zesse eröffnen. Diese Prozesse sind nicht nur für die Hilfesuchenden bedeutsam, sondern auch für die Hilfebietenden, da sie Möglichkeiten zur persönlichen Weiterentwicklung und zur Gestaltung sozialer Räume eröffnen.

Dass das „Soziale“ in Hilfenetzen mehr als nur ein unterstützender Faktor ist und letztlich die Grundlage für die Qualität der meisten Beziehungen bietet, prägt die Dynamik zwischen den Beteiligten. Es geht um eine Hilfe, die auch angenommen und anerkannt wird, um eine gute Basis für eine gelingende Beziehung zu entwickeln.

Zusammenfassung. Hilfenetze können nicht isoliert als funktionale Unterstützungssysteme betrachtet werden können, sondern müssen im Kontext ihrer sozialen und relationalen Dynamiken analysiert werden. Die Untersuchung zeigt, dass Hilfenetze weit mehr als reine Dienstleistungsstrukturen sind: Sie sind komplexe Räume der Aushandlung und der gemeinsamen Gestaltung der Hilfepraxis. Sowohl Hilfesuchende als auch Hilfebietende passen sich dabei an veränderte und übergangsrelevante Lebenssituationen an. Diese Lernprozesse, die sich häufig informell und in sozialen Kontexten vollziehen, unterstreichen die Bedeutung von Hilfenetzen als Bildungsräume, in denen persönliche und kollektive Weiterentwicklung möglich wird. Insbesondere bei der Abgrenzung der Hilfen ist mit zu bedenken, die sich Hilfebedarf und Hilfeangebot zunächst gar nicht auf den eigentlichen Bedarf oder das grundlegende Angebot beziehen, sondern von anderen sozialen Beziehungsmustern abhängig sind. Diese Aspekte verdeutlichen, dass soziale und sozialräumliche Hilfenetze nicht isoliert von ihren emotionalen und relationalen Dimensionen betrachtet werden können.

Um die Unterstützung solcher gestaltbaren und kooperativen Hilfenetze zu sichern, sind die sozialen und bildungsrelevanten Dimensionen mitzudenken, insbesondere um ihre Nachhaltigkeit und Wirksamkeit zu sichern.

4.1.6 Entscheidungshierarchien im Hilfekontext

Im Kontext organisierter Hilfebeziehungen zeigt sich, dass grundlegende Entscheidungen über Hilfen einer Hierarchie³⁵ unterliegen. Dabei geht es weniger darum, welche Hilfen benötigt oder geleistet werden können, sondern vielmehr darum, wer die Hilfe übernimmt, übernehmen soll oder darf, und wie diese Hilfe legitimiert wird. Solche hierarchischen Strukturen beeinflussen sowohl die Hilfesuche als auch das Hilfeangebot und basieren häufig auf gesellschaftlichen Erwartungen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen. Dieses abschließende Kapitel zur Kontextualisierung der Hilfen widmet sich der Analyse dieser Hierarchien und verdeutlicht die Handlungslogik der hierarchi-

³⁵ Eine Hierarchie der Hilfe stellen auch Alisch et al. im Zusammenhang mit bürgerschaftlich organisierten Hilfevereinen dar (Alisch 2018: 88f.).

schen Entscheidungsfindung. Begonnen wird mit der (1) Hierarchie der Zuständigkeiten und der Entscheidungen darüber, wer helfen soll, es folgen (2) die Hierarchie der räumlichen Nähe und Verfügbarkeit und (3) die Hierarchie der Flexibilität und Belastbarkeit, unter (4) wird eine Hierarchie der sozialen Rollen und Identitäten rekonstruiert und unter (5) eine Hierarchie der Legitimation und dem Einfluss durch sozialräumliche und lokale Netzwerke sowie abschließend (6) die Hierarchie der zeitlichen Stabilität und Nachhaltigkeit.

(1) *Hierarchie der Zuständigkeiten.* Entscheidungen darüber, wer Hilfe leistet, folgen oft einer impliziten Hierarchie, die sich an gesellschaftlichen und familiären Normen orientiert. In der Regel wird zuerst die Familie als primäre Unterstützungsebene angesprochen, wie im Fall von Herrn Schmidt:

„Wenn ich also irgendwelche Formulare habe, die also auszufüllen sind, ja, und ich nicht gerade meine Tochter oder meinen Schwiegersohn hier habe. Dass ich dann die Frau Müller anrufe.“ (int_sm, 70-72)

Herr Schmidt beschreibt, dass das Ausfüllen der Formulare eigentlich Aufgabe seiner Tochter bzw. seines Schwiegersohns sei. Da diese aber nicht regelmäßig verfügbar sind, ruft er Frau Müller an, die sich dann darum kümmert. Müssten die Formulare immer dann ausgefüllt werden, wenn Herrn Schmidts Familienangehörige da sind, würde er Frau Müller diese Aufgabe nicht übertragen. In der Regel wird zunächst von den Familienangehörigen erwartet, dass sie bestimmte Sorgaufgaben erfüllen. Diese fokussierte Zuschreibung der Hilfeleistung beeinflusst die Hilfebeziehungen, so dass erst, wenn diese nicht verfügbar sind, andere Unterstützungsformen in Betracht gezogen werden. Dabei tritt das Phänomen auf beiden Seiten der Hilfebeziehung auf. So mussten auch Hilfebietende ihr Hilfeangebot abrupt beenden, als sie sich plötzlich um eigene Familienangehörige kümmern mussten. Im Notfall wurde die Hilfe wie selbstverständlich abgebrochen. Frau Becker als Hilfesuchende berichtet über ihre Hilfesituation von einer der Hilfebietenden:

„Und nach einem knappen Jahr sagt sie, ich kann nicht mehr kommen, mein Vater ist so schlimm bettlägerig, ich muss mich um den mehr kümmern. Das geht nicht mehr.“ (Int_bhl, 39-40)

Hier wurde die Hilfe abgebrochen, was für Frau Becker ein großes Problem darstellte, da sie auf den regelmäßigen Einkaufsdienst angewiesen war und befürchtete, dass sie keine Unterstützung mehr erhalten würde. So musste sie sich erneut an die Hilfeinitiative wenden, die ihr dann Frau Hofer-Lutz vermittelte, mit der sie sich zum Zeitpunkt des Interviews in einem Hilfesetting befand.

Als besonders prekär stellt Frau Becker im Interview jedoch die Situation dar, dass die Hilfevermittlung nicht mehr existierte. Diese war zum Zeitpunkt der Erhebung aus finanziellen Gründen bereits eingestellt worden. Für beide Beteiligten in der Hilfebeziehung stellt dies eine schwierige Situation dar, da Frau Becker nun noch mehr auf die Person von Frau Hofer-Lutz angewiesen ist und diese dadurch stark unter Druck gerät; gleichzeitig aber antizipiert, wie

lange sie wohl Frau Becker noch unterstützen kann. Auch sie hat eigene biografische Erfahrungen aus einer früheren Hilfebeziehung und erzählt, wie sie die Hilfe aus familiären Sorgegründen abbrechen musste:

„Und dann hatte ich privat so viel anders um die Ohren gekriegt, dass ich das eine Zeit lang gar nicht mehr konnte, da war ich sehr sehr gefordert persönlich. Und musste das relativ rasch, von heute auf morgen fast abblasen, nach genau einem Jahr.“ (Int_bhl, 66-68)

Frau Hofer-Lutz konnte als freiwillig Engagierte diese Arbeit „von heute auf morgen fast“ nicht mehr übernehmen können, weil in der Hierarchie höherstehende Bedürftige (sie erzählt später, dass es sich um Familienangehörige handelt) akut Hilfe benötigten. Auch Frau Müller berichtete mit in einem späteren Gespräch, dass sie sich während der Covid-19-Pandemie um ihre versorgungsbedürftige Tochter kümmern musste und ihre freiwillige Tätigkeit bei Herrn Schmidt nicht ausüben konnte. Diese (vorübergehenden) Abbrüche bedürfen aufgrund der impliziten Regelung einer Hierarchie der Hilfen keiner weiteren Begründung und stellen damit grundlegend auch eine Möglichkeit dar, ohne Begründung aus der Hilfebeziehung auszusteigen, wenn es für die Hilfebietenden nicht mehr passt. Diese Hierarchie der Zuständigkeiten spiegelt eine normative Orientierung wider, in der Abweichungen begründungspflichtig sind bzw. umgekehrt hierarchisch höhere Entscheidungen keiner Begründung bedürfen. So wird erwartet, dass die Familie zuerst hilft, bevor Freundschaften, informelle oder professionelle Angebote hinzugezogen werden. Diese Abwägungslogik beeinflusst die Stabilität der Hilfebeziehung.

(2) *Hierarchie der sozialräumlichen Nähe und Verfügbarkeit.* Entscheidungen über die Wahl von Hilfe werden durch räumliche Nähe, also wer „vor Ort“ ist und direkt helfen kann, durch soziale Nähe, die auf emotionalen Bindungen und Vertrauen basiert, sowie durch die Verfügbarkeitslogik, also wer über ausreichende Ressourcen und Zeit verfügt, maßgeblich geprägt. Wenn Hilfesuchende Menschen aus ihrem unmittelbaren Umfeld ansprechen, dann meistens, weil die räumliche Nähe den Zugang erleichtert und als ein Zeichen von Verfügbarkeit interpretiert werden kann. In Fällen wie bei Herrn Schmidt, dessen Familie räumlich weiter weg wohnt, zeigt sich, dass ein regelmäßiger Einkauf oder Fahrdienste leichter von organisierter informeller Hilfe geleistet werden kann. Auch andere Hilfesuchende berichten von kurzen Absprachen unter der Nachbarschaft, wenn etwas gebraucht wird. Das bedeutet, dass räumliche Nähe insbesondere bei pragmatisch-funktionalen Hilfen mit geringem Bedarf an sozialen Kontakten vorrangig berücksichtigt wird. Gleichzeitig wirkt sich die soziale Nähe oder die emotionale Verbundenheit auf die Bereitschaft zur Hilfe aus. Personen, die als vertrauenswürdig wahrgenommen werden, werden bevorzugt um Unterstützung gebeten. Soziale Nähe spielt eine entscheidende Rolle bei Hilfen, die auf Vertrauen und emotionaler Bindung basieren, da sie die Qualität und Stabilität der Beziehung maßgeblich beeinflusst.

(3) *Hierarchie der Flexibilität und Belastbarkeit.* Die Wahl der Hilfe hängt in diesem Fall davon ab, wer spontan einspringen kann, wie die Belastungen zwischen den Beteiligten verteilt oder abgewogen werden und welche Hilfen als austauschbar oder als unverzichtbar wahrgenommen werden. Personen, die spontan oder flexibel einspringen können, wie z.B. aus der Nachbarschaft, werden oft für kurzfristige oder funktionale Hilfen angesprochen. Gleichzeitig wird ihre (dauerhafte) Belastbarkeit abgewogen: Wer ist in der Lage, zusätzliche Aufgaben zu übernehmen, ohne überfordert zu werden?

So ist es für Menschen, die stark in andere Sorgeprozesse eingebunden sind, kaum möglich, sich flexibel in der Hilfe zu engagieren. Es wird auch von ihnen gesellschaftlich erwartet, sich in erster Linie für die Familie zu engagieren. Der Rechtfertigungsdruck beginnt dann, wenn es den Hilfebietenden nicht in erster Linie um die Familie geht. Das bedeutet, dass zuerst die Hilfe für die Familie geleistet wird und erst danach die Hilfe für andere – und dies zusätzlich. Dies wird im Fall von Frau Jäger deutlich, wenn sie darauf hinweist, dass es in Ordnung ist, dass sie sich auch um Frau Schu kümmert und nicht immer nur um ihren Mann, der allerdings immer zuerst versorgt wird. Wenn die familiäre Hilfe dann zunimmt, wird unter Umständen das sozialräumlich organisierte Hilfeangebot weniger.

(4) *Hierarchie der sozialen Rollen und Identitäten.* Die Rollen und sozialen Identitäten der Beteiligten prägen die Erwartungen an die Hilfeleistung. Familienangehörige werden häufig als primäre Sorgepersonen wahrgenommen, während Nachbarn oder freiwillige Hilfebietende ergänzend agieren. So wurde von Gemeinden berichtet, in denen bestimmte Personen als informelle Hilfebietende akzeptiert werden, je nachdem welchen Status sie dort hatten. Dieser Status bezog sich in der Regel auf Zugehörigkeiten innerhalb der Dorfgemeinschaft. So ist es für manche entscheidend, dass eine institutionelle Instanz in der Vermittlung auftritt und welchen Status sie hat. Vermittelt ein anerkannter Bürgermeister eine Hilfe, ist dies möglicherweise hierarchisch gesehen interessanter als sich an eine Institution zu wenden, die von einem eher fremden Verein betrieben wird.

Diese sozialen Rollen und Identitäten beeinflussen zunächst die Entscheidungslogik und in der Hilfebeziehung selbst auch die Art der Gestaltung. Interessant sind in diesem Zusammenhang dann die Handlungsweisen, die grundsätzliche Hierarchien infrage stellen und traditionelle Rollenmuster durchbrechen, damit diese neu verhandelt werden können oder müssen.

(5) *Hierarchien der Hilfelegitimation im Sozialraum.* Die sozialräumliche Verankerung von Hilfebeziehungen spielt eine wichtige Rolle bei der Legitimation von Hilfeentscheidungen. Sozialräume, wie sie durch lokale Netzwerke, öffentliche Treffpunkte oder informelle Austauschmöglichkeiten geprägt sind, bieten wichtige Ressourcen für die Vermittlung und Organisation von Hilfe. Diese Räume schaffen dann Gelegenheiten, um vertrauliche Unterstützung aufzubauen und zu legitimieren. Besonders in ländlichen Regionen

zeigt sich, dass sozialräumliche Dynamiken entscheidend für die Wahl von Hilfe sind, da sozialräumliche Nähe häufig eng mit sozialer Vertrautheit verknüpft ist. In städtischen Quartieren sind oft andere Netzwerke entscheidend, aber der Diskurs bestimmt die hierarchischen Entscheidungen, wenn z.B. Hilfen empfohlen werden oder davon abgeraten wird.

So führen die Vorstellungen über hierarchische Hilfestrukturen auch dazu, dass die Hilfesuchenden im Hilfepaargespräch den Wunsch thematisieren, dass ihre „Kinder“ sie öfter besuchen und unterstützen. Im gemeinsamen Erzählen mit Frau Schu wird deutlich, dass dieser Wunsch auch einer gesellschaftlichen Erwartung und Hierarchievorstellung in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung entspricht und sie ihre Kinder verteidigen muss, wenn diese nicht ausreichend oft kommen. Sie möchte nicht den Eindruck erwecken, dass sich ihre eigene Familie nicht genug um sie kümmert. Aus diesem Grunde hat sie die Hilfesuche auch nicht direkt im unmittelbaren dörflichen Hilfeangebot gesucht, sondern bei einer räumlich entfernten Vermittlungsstelle.

Die Covid-19-Pandemie hat eine sehr kontroverse Diskussion über die Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten bei der Hilfeleistung ausgelöst. Das traditionelle Modell einer Hierarchie der Hilfe konnte hier teilweise aufgebrochen und flexibel an den jeweiligen Bedarf angepasst werden, wodurch sich eine Art Brennglas für die Dynamiken und Aushandlungsprozesse der Hilfe eröffnete. Als Familienangehörige war es daher möglich und damit auch für die Hilfesuchenden vor anderen begründbar, dass sie sich aus Angst vor Ansteckung legitimerweise fernhielten.

(6) *Hierarchie der zeitlichen Stabilität.* Entscheidungen über Hilfen orientieren sich auch an der zeitlichen Perspektive. Für akute, kurzfristige Aufgaben werden häufig spontan verfügbare Personen herangezogen, während langfristige Unterstützung von stabileren Netzwerken, wie Familienangehörigen oder professionellen Hilfen, erwartet wird. Diese Trennung zwischen kurzfristigen und langfristigen Hilfen erfordert jedoch Übergangsprozesse, die oft herausfordernd sind.

Die besonderen Lebenssituationen in den biografischen Übergängen, die durch einen wachsenden Hilfebedarf der Hilfesuchenden gekennzeichnet sind, und der Tatsache, dass sie zum Zeitpunkt der Befragung fast alle über 90 Jahre alt waren, bestimmen in besonderem Maße die Entscheidungen. Insbesondere die Tatsache, dass alle von mir befragten Hilfesuchenden alleinstehend sind, trägt zunächst zu einer prekären Situation bei. Da die Hilfesuchenden Frau Bachmann und Frau Becker nie verheiratet waren und keine Kinder haben, leben sie schon immer ohne Partnerschaft. Frau Boll und Frau Hofmann waren zwar verheiratet, sind jetzt verwitwet, haben aber keine Kinder, so dass sie nach dem Tod ihrer Ehemänner fast ohne familiäre Unterstützung sind, auf die sie zurückgreifen könnten. Hilfesuchende ohne diese familiären Netzwerke sind hier besonders vulnerabel, da sie stärker auf mehr grundlegende und stabile Unterstützung im Alltag und damit auf freiwillige Hilfen angewiesen

sind, die nicht immer langfristig verfügbar sind. Hier zeigt sich eine sozialpolitisch determinierte Versorgungsstruktur, die auf der Basis der familiären Unterstützung aufgebaut ist. Diese Basis spiegelt sich auch in der Entscheidungsorientierung für Hilfeleistungen wider. Darüber hinaus nehmen die meisten Hilfesuchenden zwar auch professionelle Hilfen in Form von Hauswirtschaft und Pflege in Anspruch, die jedoch bekanntermaßen zeitlich sehr begrenzt sind. Menschen ohne Familie oder andere enge Vertrauensnetzwerke sind sehr viel stärker auf Freiwillige angewiesen, die wiederum sehr viel mehr leisten. Die Übergangsprozesse sind damit wesentlich voraussetzungsvoller.

Zusammenfassung. Die Analyse der Entscheidungshierarchien im Hilfekontext zeigt, dass diese durch komplexe soziale, räumliche und zeitliche Faktoren geprägt sind. Entscheidungen über die Organisation, Annahme und Leistung von Hilfen orientieren sich zwar an der Qualität der Sorge oder der funktionalen Passung der Hilfe und deren Beziehungen, häufig aber auch an impliziten sozialhierarchischen Erwartungen. Diese Hierarchien priorisieren familiäre Netzwerke und legen nahe, dass Abweichungen von dieser Norm begründungsbedürftig sind. Gleichzeitig legitimieren sie Entscheidungen wie den Abbruch von Hilfen durch familiäre Verpflichtungen, was besonders für Hilfesuchende ohne stabile familiäre oder familienähnliche Netzwerke problematisch ist.

Sozialräumliche Kontexte spielen in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle, da sie die Verfügbarkeit von Unterstützung und die Gestaltung von Hilfebeziehungen unmittelbar beeinflussen. Die Nähe und Zugänglichkeit zu lokalen Netzwerken, öffentlichen Treffpunkten oder informellen Austauschmöglichkeiten prägen die Entscheidungen und bieten Gelegenheiten für die Entstehung neuer Hilfebeziehungen. Diese sozialräumlichen Dynamiken verdeutlichen zudem, dass Hilfen an funktionale Bedürfnisse und relationale Perspektiven geknüpft sind, die insbesondere Anerkennung, Vertrauen und Teilhabe fördern können. Gleichzeitig schaffen diese Räume Bedingungen für das Aushandeln von Sorgeverhältnissen, die über traditionelle Hierarchien hinausgehen.

Die bildungsrelevante Dimension wird vor allem an potenziellen Lern- und Transformationsprozessen sichtbar, die grundlegende Veränderungen durch Hilfebedarf oder Hilfeangebot erfordern und ermöglichen und dadurch auch Handlungsalternativen erweitern. Insbesondere die Reflexion und Gestaltung komplexer sozialräumlicher und bildungsbezogener Aspekte setzen sowohl für Hilfesuchende als auch für Hilfebietende neue und flexible Kompetenzen voraus, die keineswegs mit üblichen oder reproduzierten Mustern zu erwerben sind: Sie müssen dazu imstande sein, Vertrauen zu gewinnen und Vertrauensverluste auszuhalten, eigene Bedürfnisse offen zu artikulieren oder ohne diese Artikulation andere Strategien in Erwägung zu ziehen, Entscheidungen zu treffen und mit den rollenbedingten Abhängigkeiten in Sorgebeziehungen umzu-

gehen. Diese Prozesse können als informelle Bildungsgelegenheiten verstanden werden, die nicht nur individuelle Handlungsfähigkeit stärken, sondern auch zur Anpassung an neue Lebensumstände beitragen. Beide an der Hilfebeziehung Beteiligten eröffnen sich darüber hinaus Gelegenheiten, zumindest ihre privaten sozialen Räume aktiv mitzugestalten und ihre Rollen in der Unterstützung neu zu definieren. Die Dynamiken in diesen Räumen zeigen Potenziale, um alternative, passgenaue und nachhaltige Hilfestrukturen zu entwickeln, die sowohl die sozialen als auch die individuellen Bedürfnisse der Beteiligten berücksichtigen.

Dieses erste Kapitel, das den Forschungsgegenstand kontextualisiert, hat aufgezeigt, dass die Entstehung und Gestaltung sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen ein komplexes Zusammenspiel individueller Bedürfnisse, sozialer Dynamiken und institutioneller Strukturen darstellt. Zentral für die Analyse war die Rahmung dieser Hilfen in ein größeres Hilfesystem sowie die Rekonstruktion der Prozesse, die Zu- und Übergänge zu Hilfesuche und Hilfebedarf ermöglichen und die zur Vermittlung und Etablierung von Hilfebeziehungen führen. Dabei wurden folgende Erkenntnisse deutlich:

Sozialräumliche Potenziale: Hilfenetzwerke sind eng mit den räumlichen Strukturen und Dynamiken der Hilfebedarfe und Hilfeangebote verknüpft. Räumliche Nähe erleichtert die Kontaktaufnahme, während sozialräumliche Netzwerke wie informelle Nachbarschaften oder lokale Initiativen als Türöffner fungieren, sich aber hierarchisch meistens nicht an erster Stelle befinden, wenn familiäre Hilfen bestehen. Entscheidungen darüber, wer Hilfe übernimmt, werden durch diese räumlichen Gegebenheiten ebenso beeinflusst wie durch die soziale Nähe und Verfügbarkeit von Hilfe.

Bildungsrelevante Potenziale: Die Analyse zeigte, dass sowohl Hilfesuchende als auch Hilfebietende unterstützungsspezifische biografische Übergangsprozesse absolvieren (müssen) und sich daraus wichtige Lern- und Transformationspotenziale erschließen: Kompetenzen, wie die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse zu artikulieren, Unterstützungsangebote anzunehmen oder Hilfe flexibel zu gestalten, aber auch Unbestimmtheiten auszuhalten und alternative Strategien zu entwickeln, tragen zur persönlichen Weiterentwicklung und zur Reflexion traditioneller oder habitualisierter Sorgehierarchien bei.

Diese Erkenntnisse unterstreichen, dass Hilfebeziehungen in funktionalen, sozialen und räumlichen Kontexten verankert sind. Besonders die Rolle von sozialräumlichen Netzwerken und die Bildungsdimensionen innerhalb der Hilfebeziehungen verdeutlichen, wie eng diese Prozesse mit einer gelungenen, aber komplexen Praxis sozialer Unterstützung verbunden sind.

Die nächsten Kapitel knüpfen an diese Grundlagen an, verlagern den Fokus von der Kontextualisierung hin zur Dynamik und den Bedingungen strategischer Aushandlung bis zu den Gestaltungsprozessen innerhalb der Hilfebeziehungen selbst.

4.2 Vereinbarungen und Rahmungen zur Hilfe

Nach dem Überblick über die Rahmenbedingungen als strukturelle Voraussetzungen der Vermittlungs- und Entstehungspraxis von Hilfebeziehungen richtet sich der Fokus nun auf die initiale Hilfebeziehung zwischen Menschen, die Unterstützung benötigen, und jenen, die solidarische Hilfe leisten. Die zentrale Dynamik der Hilfebeziehungen entfaltet und zeigt sich in der alltäglichen Interaktion der Beteiligten, in der Aushandlung von Bedürfnissen und Erwartungen sowie in der Gestaltung der konkreten Hilfeleistungen. Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass sowohl die Hilfesuchenden als auch die Hilfebietenden eine entsprechende Initiative kontaktiert haben und sich zu Beginn der Hilfebeziehung in der Regel noch nicht kennen. Die klare Festlegung von Rahmenbedingungen und Vereinbarungen zu Beginn schafft zunächst eine transparente Basis für die Vermittlungsstellen, die in der Regel vor allem eine administrative Funktion haben. Aber auch für die Hilfepaare wird damit eine Basis geschaffen, auf der sie die Hilfe beginnen können. Bereits bei der Beschreibung dieser Vereinbarungen wird jedoch deutlich, dass ein Großteil der potentiellen Hilfebedarfe und -angebote inhaltlich, zeitlich, räumlich und kommunikativ erst entwickelt und in diesen Rahmungen hergestellt werden muss.

Sozialräumliche Aspekte spielen dabei eine entscheidende Rolle, denn sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen entfalten sich in sozialen, privaten und (halb)öffentlichen³⁶ Räumen als Aushandlung von sozialen Positionierungen, Ressourcen und Bedürfnissen. Sie sind aber durch ihre Privatheit davon eher ausgeschlossen, nicht sichtbar und auch wenig interessenbezogen organisiert. Solche Räume können einerseits veränderungsrelevante Potenziale bergen, indem sie neue biografische Wege und Reflexionsprozesse ermöglichen, aber auch Kompetenzen fördern und soziale Bindungen stärken. Andererseits sind sie von (sozial)politischen Diskussionen ausgeschlossen. Vielmehr müssen die subjektiven Bedürfnisse und Möglichkeiten der hilfesuchenden Personen und der hilfebietenden Personen stets an die Herausforderungen angepasst werden. Die Flexibilität dieser Prozesse und die Bereitschaft zur Aushandlung sind dabei zentrale Voraussetzungen für das Gelingen der Hilfebeziehung und zeigen, dass die Hilfe selbst – wie andere Hilfen auch – in privaten Räumen verbleiben.

³⁶ Der Begriff der Öffentlichkeit wird im sozialwissenschaftlichen Diskurs unterschiedlich verhandelt. Bei Jürgen Habermas (1990) geht es um Räume öffentlicher Aushandlung und damit bürgerlicher Mitbestimmung. Feministische u.a. Diskurse thematisieren exkludierende Strukturen für Menschen, die keine Gelegenheiten haben, an diesen Prozessen teilzunehmen (z.B. Fraser 1990, 1994; Lefebvre 1968). Die mit der staatlichen Aktivierung von Engagement verbundenen Fragen der Anerkennung, Dezentralisierung, Selbstorganisation, Partizipation und Koproduktion (vgl. Evers et al.: 28) und die sozialräumlich organisierten Hilfen drücken sich auch als zu klärendes Verhältnis von lebensweltlichen Milieus (Privatheit) zu sozial geöffneten Funktionsräumen (Öffentlichkeit) aus (vgl. Böhnisch 2015: 157ff.).

Das vorliegende Kapitel nimmt diese Dynamiken genauer in den Blick und stellt die Ergebnisse entlang zentraler Kategorien vor: Erwartungen an die Hilfebeziehungen (4.2.1), Rahmenbedingungen der Hilfeleistungen (4.2.2), zeitlicher Umfang (4.2.3), räumliche Aspekte (4.2.4) und kommunikative Arrangements (4.2.5). Dabei soll auch schon das transformative Potenzial der Hilfebeziehungen angedeutet werden – also die Frage, inwiefern solche Beziehungen über die konkrete Hilfe hinaus zu Lern- und Reflexionsräumen werden können, die sowohl die hochaltrigen und die engagierten Personen als auch die sozialräumlichen Strukturen nachhaltig beeinflussen.

4.2.1 Erwartungen an die Hilfebeziehungen

In den Hilfepaargesprächen wird deutlich, dass es trotz explizit genannter Hilfebedarfe unausgesprochene Bedürfnisse geben kann, die von den Beteiligten möglicherweise nicht benannt werden können oder die ihnen nicht bewusst sind. Diese unausgesprochenen Bedürfnisse können sich als implizite oder explizite Erwartungen in der Hilfebeziehung selbst manifestieren. Zum Beispiel wird der Bedarf nach sozialen Kontakten oft unterschätzt. Möglicherweise wird er von den Hilfesuchenden oder den Hilfebietenden implizit mitgedacht, aber in der Planung des Hilfesettings eher nicht berücksichtigt.

Ein Beispiel dafür findet sich in den Aussagen von Frau Becker in den Interviews. Sie betont, dass es bei der Hilfe nicht nur um das Einkaufen und das Bringen von Dingen geht, sondern auch um die Begegnung mit anderen Menschen. Sie beschreibt dies als einen willkommenen Nebeneffekt der eigentlichen Hilfe. Es mutet allerdings grotesk an, dass sie als jemand, der gerne redet, diese Begegnung nur alle 14 Tage zum Erzählen nutzen kann und darf:

*„...man kann auch alle 14 Tage ein bisschen erzählen. Ich rede ja gerne.“
(int_bhl, 55-56).*

Diese Aussagen verdeutlichen, dass soziale Interaktionen und der Austausch in Gesprächen für die Hilfesuchenden und möglicherweise auch für die Hilfebietenden einen hohen Wert haben können, der über die rein praktische Unterstützung hinausgeht. Es zeigt sich also grundlegend, dass solche Bedürfnisse nicht immer explizit geäußert werden, sondern eher als implizite Erwartungen mehr oder weniger in die Hilfebeziehung einfließen. Daher ist es zunächst wichtig, dass Hilfesuchende und Hilfebietende für solche Bedürfnisse sensibel sind und diese als Unterstützungsleistung thematisiert werden, um den Hilfeprozess ganzheitlich zu gestalten.

Eine deutliche Erwartungshaltung an die Hilfebeziehung, die weit über die ursprünglich vereinbarte Aufgabe des wöchentlichen Einkaufs hinausgeht, wird bei der Hilfesuchenden Frau Bachmann sichtbar (Kap. 4.1). Die Hilfebietende Frau Alt wird regelrecht in Beschlag genommen, indem sie mit einer

Vielzahl unbearbeiteter Post und damit verbundenen wichtigen Anrufen konfrontiert wird. Frau Bachmann geht davon aus, dass Frau Alt auch für andere, nicht explizit besprochene Aufgaben zur Verfügung steht. Diese Situation verdeutlicht auch, wie sich im Laufe der Hilfebeziehung implizite Erwartungen erst entwickeln können, die über die ursprüngliche Vereinbarung hinausgehen.

Die stringente Erfüllung der Bedürfnisse der Hilfesuchenden und die damit steigende Belastung der Hilfebietenden erzeugen eine Unausgeglichenheit. Aufgrund der Komplexität dieser Hilfearrangements ist es kaum möglich, im Erstgespräch Aufgaben und Grenzen der Hilfe klar zu definieren, um Missverständnisse und Überforderung zu vermeiden. Zudem hat es sich als schwierig erwiesen, Gespräche und soziale Kontakte planbar zu gestalten und zu thematisieren. Aber auch auf Seiten der Hilfebietenden sind die Erwartungen manchmal zu hoch. So nutzt Frau Müller unser gemeinsames Interview, um Herrn Schmidt zu sagen:

M: „Obwohl Sie ja eigentlich nicht so oft anrufen.“

S: „Ich habe eben etwas, was Sie mir gleich noch eventuell erledigen können.“

M: „Ja, natürlich, klar. Jetzt bin ich mal da. Und das klappt eigentlich recht gut über das Telefon.“

S: „Das geht relativ – also ich muss immer noch suchen hier, weil ich ja – Sie sehen ja, was hier alles so rumliegt. (M: Ja.) Die Lupe und so weiter. Aber im Augenblick klappt es noch.“ (int_sm, 82-92)

Hier zeigt sich ein Muster dieser Hilfebeziehung. Die Erwartungen liegen auseinander, denn Herr Schmidt will Frau Müller gar nicht so oft anrufen, schließlich war es nicht seine Idee, sondern die „seiner Tochter“. Frau Müllers Aussage, dass Herr Schmidt nicht so oft anruft, kann bedeuten, dass sie verstanden hat, dass er gar nicht so viel Hilfe braucht. Es könnte aber auch sein, dass sie erwartet, dass er öfter anruft. Im Gesamtzusammenhang des Gesprächs ist die zweite Interpretation wahrscheinlicher, da Frau Müller ihr gesamtes Angebot mehrmals wiederholt und auch der Meinung ist, dass Herr Schmidt mehr Unterstützung bräuchte. Ihr Hilfeangebot, „auch abends“, „egal wohin“ und die inhaltliche Offenheit, „was eben so anfällt“, wirkt grenzenlos:

„Ja. Wenn man, ich bin ja mobil. Auto ist da, und ich kann auch abends Fahrt machen, egal wohin. (int_sm, 62-63) [...] Ja, also man kann ja viel machen. Einkaufen, oder dies oder jenes. Also alles, was eben so anfällt, ja, also. Obwohl Sie noch sehr zurückhaltend sind, aber-.“ (int_sm, 121-122)

Frau Müller stellt ihre Ressource in den Mittelpunkt – „das Auto ist da“ – und präsentiert ihre entsprechende Verfügbarkeit. Herr Schmidt reagiert auf diese Aussagen mit eher ausweichenden Äußerungen: „ich habe gleich was für sie“, er müsse eigentlich immer das Telefon und die Lupe suchen, was hier als mühsam interpretiert und legitimiert wird. In der Interaktion werden unterschiedliche Erwartungen deutlich. Frau Müller greift seine „Zurückhaltung“

erneut auf, vielleicht will sie ihn auch ermutigen, sich bei (aktuellem oder erhöhtem) Bedarf ruhig zu melden. Dass die Hilfebeziehung überhaupt aufrechterhalten werden kann, wird in der wiederholten Aussage von Herr Schmidt deutlich: er will sich diese Option offenlassen, da er nicht weiß, ob er vielleicht doch mehr Unterstützung braucht. So können beide in einem sich neu ausbalancierenden Einvernehmen ihre Erwartungen angleichen, sind aber in ihren sozialen Handlungen und Entscheidungen voneinander abhängig.

In der Hilfebeziehung zwischen Frau Boll und Frau Mecking war es nicht möglich, ihre grundlegend unterschiedlichen Erwartungen an die Hilfeleistung miteinander abzustimmen. Dies führte schnell zu einem Bruch in der Beziehung und letztlich zum Scheitern der Hilfe. Ähnlich erging es auch Frau Bachmann und Frau Alt, deren Hilfebeziehung aufgrund unterschiedlicher Erwartungen endete.

Diese Beispiele verdeutlichen zunächst, dass zu Beginn einer Hilfebeziehung diese Erwartungen an das Hilfeangebot und den Hilfebedarf nicht ausreichend abgestimmt und kommuniziert wurden, um Missverständnisse und Unklarheiten zu vermeiden. Dies gilt insbesondere für soziale Hilfen wie Gespräche und Unterhaltungen. Bedürfnisse in diesem Kontext werden aber oft nicht nur explizit nicht benannt, sondern entweder gar nicht wahrgenommen, verdrängt oder scheinen nicht legitimiert zu sein. Hier zeigt sich eine besondere Schwierigkeit, da beispielsweise gemeinsame Gespräche in der Priorisierung der Hilfeangebote weit hinten stehen, während der Einkauf zunächst existenziell wichtiger ist. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass Gespräche im Kontext dieser Hilfebeziehung sehr unterschiedliche Funktionen haben. Zunächst geht es um die Klärung von Bedarfen auf beiden Seiten, um Absprachen und die Thematisierung von Alltagshürden. Je nach Bedarf oder Ausgestaltung der Beziehung sind aber auch weit mehr Gespräche denkbar, die allein zeitlich kaum planbar sind. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang, dass das Soziale und dessen Thematisierung sowie Aushandlung eine zentrale Grundlage für die Gestaltung von Hilfebeziehungen bildet und letztlich auch die Bedingungen für ihr Scheitern oder Gelingen mitbestimmt – oft, ohne dass dies von den Beteiligten bewusst reflektiert wird. Dies kann dazu führen, dass die Hilfeleistung nicht immer den zeitlichen und räumlichen Bedürfnissen der Hilfesuchenden und Hilfebietenden entspricht, wodurch krisenhafte Situationen entstehen können. Die Hilfebeziehung zwischen Frau Scholz und Frau von Lockwitz-Buchner, die durch das Telefon-Tandem-Projekt vermittelt wurde, zeigt ein Beispiel für eine gelingende Aushandlung dieser Rahmenbedingungen. Hier war von Anfang an klar, dass es sich um Gespräche handelt, die feste gemeinsame Gesprächszeiten voraussetzen, wodurch eine strukturierte und wechselseitig abgestimmte Form der Unterstützung entstehen konnte. In den anderen Hilfesettings war das Thema gemeinsamer Gespräche überhaupt nicht relevant und zeigte sich thematisiert und reflektiert erstmalig in den Hilfefaarinterviews.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Beteiligten in der Hilfebeziehung zwar erfahrungsbasiertes Wissen über hilferrelevante Regeln biografisch erwerben, ihnen aber kaum Möglichkeiten oder Ermöglichungsräume zur Verfügung stehen, Erwartungen und Bedürfnisse klarer abzustimmen. Eine offene und reflektierte Kommunikation, die individuelle Bedürfnisse und eine entsprechende Anpassung der Hilfeleistung hervorbringt, erweist sich aber als Grundvoraussetzung für eine gelingende Hilfebeziehung, die den Erwartungen und Bedürfnissen beider Seiten (auch nachhaltig) gerecht wird.

4.2.2 Formen und Art der vereinbarten Hilfe

Hilfen im Kontext organisierter Vermittlung sind alle sozial konstruierten Handlungen, die in der Hilfebeziehung eine Rolle spielen. Vereinbarte Hilfen in den von mir beforschten Hilfebeziehungen sind in der Regel Alltagsunterstützungen, die sich von pflegerischen Leistungen und anderen wiederkehrenden Dienstleistungen unterscheiden. In den sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen geht es darum, für und mit Hilfesuchenden einzukaufen und Besorgungen zu erledigen, gemeinsame Zeit beim Spielen, Vorlesen und Erzählen zu verbringen, Post zu erledigen, Behördengänge und Arztbesuche zu begleiten. In diesem Fall handelt es sich größtenteils um sichtbare Hilfeleistungen, die sich dokumentieren und thematisieren lassen. Diese Hilfen finden sich u.a. auch im Vermittlungsbogen der Hilfeinitiativen wieder, der zu Beginn der Hilfebeziehung erstellt wird.

Im Verlauf der Interviews werden weitere Hilfen benannt, die nicht auf den Vermittlungsbögen zu finden sind, die sich erst im Verlauf der Hilfebeziehung ergeben haben und deren Thematisierung bisher keine Rolle gespielt hat, wie z.B. gemeinsames Kochen und Handarbeiten, lange gemeinsame private Gespräche und Cafébesuche, „stellvertretende“ Organisation von familiärer oder professioneller Hilfe, Planung zukünftiger/weiterer Hilfen für die Hilfesuchenden, Anrufe bei Behörden und Krankenkassen oder die Organisation von Ausflügen. Dabei handelt es sich in der Regel um Hilfen, die sich erst im Laufe der gemeinsamen Hilfepraxis entwickeln, weil im gemeinsamen Gespräch deutlich wird, dass weitere Hilfen möglich sind, an die vorher noch nicht gedacht wurde.

Einige dieser Hilfen werden von den Hilfesuchenden zunächst nicht kommuniziert und thematisiert, weil das Fragen nach Hilfe (insbesondere nach dem „Sozialen“) nicht nur per se eine Hürde darstellt, sondern auch davon abhängt, um welche individuelle Hilfe es geht, welche Erfahrungen mit dem Nachfragen nach Hilfe bereits gemacht wurden und in welchen situativen und legitimierten Kontexten diese nachgefragt werden können. Dabei kann es sich um Bedarfe handeln, die sich erst aus der Hilfepraxis ergeben. Grundsätzlich zeigt sich in

den Interviews, dass in der Regel eine vertrauensvolle, freundschaftliche, kollegiale oder familiäre Beziehungsform förderlich ist. Darüber hinaus kann sich der Gegenstand der Hilfe immer wieder verändern und muss von Zeit zu Zeit neu ausgehandelt werden. In den Interviews wird deutlich, dass diese Neuaushandlungsprozesse in der Regel ohne eine dritte Person stattfinden, die diesen Prozess begleitet, gleichwohl in Gesprächen aus den sozialräumlichen Netzwerken.

Anhand der folgenden Interviewsequenz mit Frau Hofmann als Hilfesuchende und Frau Wagner als Hilfebietende soll verdeutlicht werden, wie unterschiedlich die Hilfebeziehungen gestaltet werden und welche unterschiedlichen Bedeutungen ihnen auch zugeschrieben werden. Es wird vereinbart, dass die Hilfebietende Frau Hofmann zwei- bis dreimal wöchentlich in ihrem neuen Zuhause im Ambulant Betreuten Wohnen besucht und sie vor allem mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgt. Frau Hofmann ist in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt, kann sehr schlecht atmen und benötigt ständig ein Beatmungsgerät. Zudem hört Frau Hofmann sehr schlecht und hatte während des Interviews Schwierigkeiten, ihr Hörgerät so einzustellen, dass wir uns ausreichend verstehen konnten.

„I: Und wenn Eva kommt, was passiert dann?“

H: Unterhalten wir uns.

W: Manchmal versuche ich ein bisschen-.

H: Das ist ja Sinn der Sache.

W: Manchmal versuche ich so ein bisschen mir Stricken oder Häkeln dann wieder anzueignen, wenn sie das macht. Aber da bin ich meistens dann-, (H: Das machst du nicht so gern.) meistens zu ungeduldig.“ (int_hw, 60-66)

Auf die Nachfrage, was passiert, wenn Eva Wagner als Hilfebietende zu ihr kommt, antwortet sie mit dem zunächst banal klingenden „unterhalten wir uns“, was auf einen offenen, ungeplanten, zeitlich nicht eingegrenzten Zeitvertrieb hindeutet und darauf, dass sich diese Gespräche etabliert haben. Frau Wagner beginnt kurz darauf, ihre Perspektive darzulegen, als Frau Hofmann hinzufügt, dass das „Unterhalten“ der „Sinn der Sache“ ist, der Grund, warum Frau Wagner da ist. Die „Sache“, dass Frau Wagner da ist, dass möglicherweise überhaupt jemand da ist und ihr Gesellschaft leistet, wird damit zur individuellen und auch situativen Perspektive. Die Besorgungen, die Frau Wagner vereinbarungsgemäß für sie erledigt, werden in diesem Moment nicht erwähnt und stehen nicht im Mittelpunkt. Dagegen thematisiert Frau Wagner die Tätigkeiten „Stricken oder Häkeln“, einerseits um Frau Hofmann dabei Gesellschaft zu leisten, andererseits aber auch, um sich „ein bisschen [...] anzueignen“, indem sie ein Lerninteresse signalisiert. Möglicherweise passt sie sich damit aber auch dem Freizeitverhalten von Frau Hofmann an. Dies kann einerseits bedeuten, dass Frau Wagner ein Gefühl des Vertrauens oder der Gemeinschaft anregen möchte, andererseits aber auch, dass sie sich auf die Lebenswelt

von Frau Hofmann einlassen möchte. Ihre Motivation liegt auch darin begründet, dass Frau Wagner in ihrem Praktikum Erfahrungen mit älteren Menschen sammeln möchte. Sie stellt sich also ganz auf Frau Hofmann ein, was sich auch darin zeigt, dass sie sich selbst als „meistens zu ungeduldig“ einschätzt. Frau Hofmann begründet dies damit, dass sie das „nicht so gern“ mache. Die Situation erinnert an eine Art Lehrbeziehung von Lehrerin zu Schülerin, verdeutlicht aber auch die Asymmetrie der Beziehung (Frau Wagner stellt sich auf Frau Hofmann ein) und zum anderen die Vielfalt der Möglichkeiten in der Hilfebeziehung, die weit über das hinauszugehen scheint, was in einem Vermittlungsbogen dokumentiert werden kann.

In den Interviews zeigt sich, dass Art und Form der Hilfe sehr routiniert sein können, wenn z.B. jede Woche zur gleichen Zeit ein Einkauf nach den gleichen Regeln übernommen wird. Die Form wechselt aber auch häufig, indem durch die gemeinsame Begegnung beim Einkaufen immer wieder andere Hilfepraktiken entstehen. In der Hilfebeziehung von Frau Wagner und Frau Hofmann ist ein wesentlicher Faktor die zeitliche Verfügbarkeit von Frau Wagner während der Covid-19-Pandemie, als sie ihr Studium unterbrechen musste, um ein Praktikum zu absolvieren. In dieser Zeit konnten gemeinsam ganz andere Formen der Hilfe entwickelt werden.

4.2.3 Zeitlicher Umfang der Vereinbarungen

Der zeitliche Umfang wird in der Regel im Erstgespräch vereinbart, d.h. in welchem zeitlichen Rahmen die Hilfe geleistet wird. Meist geht es dabei, wie das vorangegangene Beispiel zeigt, weniger um den zeitlichen Umfang der Hilfe an sich, sondern um den Wochentag bzw. die Uhrzeit, d.h. um die zeitliche Vereinbarung der notwendigen Termine. Dabei kann es sich um regelmäßige Termine handeln, einen Modus des *jour fixe* (1), auch zusätzliche Hilfen umfassen, einen Modus des „dazwischen“ (2), oder sich nach dem aktuellen Bedarf oder der Gelegenheit richten (3), einem situationsabhängigen Modus.

(1) Der Modus des *jour fixe* weist auf eine kontinuierliche, gleichbleibende Terminvereinbarung hin. Der zeitliche Rahmen wird im Erstgespräch geklärt, z.B. wie oft eingekauft werden soll, wann die Einkaufsliste durchgegeben wird, an welchem Wochentag und zu welcher Uhrzeit die Übergabe stattfindet.

Frau Becker und Frau Hofer-Lutz haben eine klare zeitliche Regelung vereinbart:

„und dann haben wir ausgemacht, dass sie alle 14 Tage kommt“ (int_bhl, 36).

(2) Im Modus des „*zwischen*drin“ kann Hilfe auch als latentes Potenzial gesehen werden, z.B. wenn Frau Hofer-Lutz ergänzt:

„Aber das ist klar zwischen uns, ich sage das ja oft, wenn etwas zwischen-drin nötig wäre oder wenn sie krank wäre, da habe ich schon auch immer mal

Bedenken, dass sie, weiß ich nicht, zwischendurch mal was braucht eben aus der Apotheke oder so oder auch was anderes zum Einkaufen, dass sie mich–, natürlich dann auch sich melden kann. Wann immer ich kann, mache ich das gerne“ (Int_bhl, 75-80)

Frau Hofer-Lutz deutet hier an, dass es etwas bereits klar Besprochenes („klar zwischen uns“) gibt, dass sie ihr „oft“, also immer wieder anbietet, dass Frau Becker sich auch bei zwischenzeitlichen Bedürfnissen („zwischendurch“) und Notfällen („krank“) immer melden kann, auch wenn zeitliche Absprachen getroffen wurden. Ihre Beispiele zeigen vor allem zeitliche Flexibilität. Die Besorgung von Lebensmitteln und Medikamenten, die sie normalerweise erledigt, würde sie auch außerhalb der üblichen Zeiten erledigen, wenn sich Frau Becker meldet. „Wann immer ich kann“ drückt eine große Bereitschaft aus und dass sie es „gerne“ macht, ist ein zusätzliches Zeichen für Frau Becker, sich in diesem Fall auch zu „melden“, denn es drückt aus, dass es auch für Frau Hofer-Lutz ein Gewinn ist.

(3) Der Modus einer *situationsabhängigen Absprache* findet sich in der Hilfebeziehung von Frau Müller und Herrn Schmidt, die eine Einkaufspatenenschaft vereinbart haben. Vereinbart ist, dass sich Herr Schmidt bei Bedarf meldet und Frau Müller dann den Einkauf oder einen Fahrdienst übernimmt.

„Also, der Herr Schmidt ruft an, ich habe einen Arzttermin dann und dann. Und dann gucke ich, ob ich kann und dann fahren wir los.“ (int_sm, 67-68)

Die Hilfe richtet sich in erster Linie nach den Bedürfnissen von Herrn Schmidt, der zunächst den Termin vereinbart. Wenn Frau Müller auch Zeit hat, ist das kein Problem und Herr Schmidt kann seinen Termin wahrnehmen. Wenn sie keine Zeit hat, muss er den Termin verschieben oder jemand anderen finden, der den Fahrdienst übernimmt. Die Formulierung „und dann fahren wir los“ drückt zum einen eine inszenierte Unkompliziertheit von Frau Müller aus, zum anderen wird das Abhängigkeitsverhältnis von Herrn Schmidt von der Hilfeleistenden deutlich, ob sie auch wirklich Zeit für seinen Termin hat („wenn ich kann“).

Vereinbarungen in der Hilfebeziehung über zeitliche Rahmungen werden individuell je nach Hilfebedarf und Hilfeangebot im Erstgespräch getroffen. Dabei kann es sich um regelmäßig wiederkehrende Termine, flexible oder situativ vereinbarte Kontaktzeiten handeln. Die Tatsache, dass Hilfebietende die Hilfesuchenden immer zur gleichen Zeit aufsuchen, sagt noch nichts darüber aus, wie lange sie sich dann gemeinsam in dieser Hilfesituation und in dieser Hilfebeziehung beschäftigen. Die Dauer der Hilfezeit bzw. der Zeiteinheiten wird zwar in der Regel im Vorfeld geschätzt, aber nicht im Detail besprochen. Entscheidend ist daher insbesondere, welches zeitökonomische Potential die Hilfebietenden haben und gleichzeitig, welche zeitlichen Erwartungen die Hilfesuchenden haben. So verständigen sich die Hilfefpaare immer wieder über die zeitliche Verfügbarkeit, müssen diese aber auch je nach Bedarf immer wieder

neu definieren. Dass der Zeitfaktor auch von den gemeinsam getroffenen Vereinbarungen, dem Hilfebedarf, dem Hilfeangebot und den damit verbundenen Erwartungen, dem zeitlichen und kommunikativen Potenzial der Beteiligten, den situativen Bedingungen und Möglichkeiten, die die Hilfebeziehung betreffen, bestimmt wird, zeigt, dass er auch davon abhängt, welche Möglichkeiten das Hilfepaar hat, um die zeitliche Komponente gemeinsam zu gestalten und auszuhandeln.

4.2.4 *Hilfebeziehungsräume*

Räume der Hilfebeziehungen werden aufgrund von Vereinbarungen, aber auch in Abhängigkeit von Hilfebedarfen und -angeboten immer wieder neu hergestellt und verfestigt. Die vereinbarte räumliche Hilferahmung der Hilfebeziehung konzentriert sich im Wesentlichen auf wenige räumliche Begrenzungen: auf das häusliche Umfeld der hilfesuchenden Person als deren privater Raum (1), auf das Auto der hilfebietenden Person als deren privater Raum (2) und auf eher öffentliche Räume (3), die für beide und weitere Personen zugänglich sind. Zu unterscheiden sind außerdem die zeitlichen Situationen der Hilfebeziehungen. So können Begegnungs-, Kennlern- und Aushandlungsprozessen jeweils räumliche Bedeutungen zugeschrieben werden, die keinen direkten Einfluss auf die Hilfeleistung selbst haben.

(1) Das *häusliche Umfeld der Hilfesuchenden* bildet den zentralen räumlichen Rahmen, der durch den Hilfebedarf definiert wird. Dies hängt auch damit zusammen, dass die Hilfesuchenden häufig in ihrer Mobilität eingeschränkt sind und die Unterstützung im häuslichen Umfeld benötigen, da die Einkäufe dorthin gebracht werden müssen oder auch das gemeinsame Kaffeetrinken oder der Besuchsdienst dort stattfindet. Auffallend ist in jedem Fall, dass die privaten Räumlichkeiten der Hilfesuchenden beiden in der Hilfebeziehung bekannt sind – im Gegensatz zu den privaten Räumen der Hilfebietenden. Dies ist auch deshalb bedeutsam, weil hier eine soziale Kontrolle stattfinden kann, die von den Hilfesuchenden nicht beeinflussbar ist. Nicht wenige Äußerungen in den Hilfepaargesprächen und Interviews beziehen sich auf den Zustand und die Ordnung der Wohnung der Hilfesuchenden, obwohl dies nicht Gegenstand der Hilfe(vereinbarung) ist. Solange keine ausreichend vertrauensvolle Hilfebeziehung entstanden ist, wird die angebotene Hilfe oft lieber abgelehnt, als einen tieferen Einblick in die eigene Privatwohnung zu gewähren. In solchen Situationen stehen Hilfesuchende vor der Entscheidung, entweder die damit verbundene soziale Kontrolle zu akzeptieren oder auf Unterstützung zu verzichten. Nicht wenige ältere Menschen schämen sich dafür, dass sie ihre Wohnung nicht mehr so in Ordnung halten können, wie sie es eigentlich möchten, und dass sie auch hier ständig auf Hilfe angewiesen sind.

Vorteilhaft ist der private Raum in der Rolle der Gastgeber:innenschaft, wenn machtvollte Beziehungsverhältnisse nicht ausgeglichen sind. Die Hilfesuchenden können ihr Zuhause gestalten, in dem sie bestimmen und entscheiden und Hilfebietende sind dann eben nur zu Gast. So wirkt sich die räumliche Zuständigkeit auch auf die Aushandlungsdynamik der Hilfebeziehung aus. Es entstehen Hilfebeziehungsräume – je nach Hilfesituation, gemeinsamer Gespräche, in denen Vertrauen aufgebaut wird und der Möglichkeit und Absprache, auch private Räume der Hilfesuchenden zu teilen und gemeinsam zu gestalten.

(2) *Das Auto der Hilfebietenden.* Im Gegensatz zu den privaten Räumen der Hilfesuchenden findet ein Großteil der Hilfeleistungen im Rahmen von Fahrdiensten der Hilfeleistenden und damit in deren privaten PKWs statt. Der Hilfebeziehungsraum Auto stellt eine räumliche Besonderheit dar und das Autofahren einen mobilen Prozess, in dem sich dieser gemeinsame Hilfebeziehungsraum bewegt. Die Gründe für das Autofahren im Hilfekontext sind vielfältig. Aufgrund körperlicher Beeinträchtigungen der Hilfesuchenden und mangelnder infrastruktureller Voraussetzungen in ländlichen Regionen ist die Mobilität der Hilfesuchenden stark eingeschränkt. Hinzu kommt, dass die Betroffenen selbst kein Auto oder keinen Führerschein (mehr) besitzen und somit nicht in der Lage sind, notwendige Bedürfnisse zu befriedigen, sei es die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, die Nutzung von Gesundheitsangeboten oder die Erledigung von Bankgeschäften.

Nicht immer können Angehörige oder professionelle Dienstleistungen wie Taxis oder Pflegedienste diese Fahrdienste übernehmen, so dass das Auto bzw. das Autofahren in mehreren der Hilfebeziehungen zentral sind. Hier finden entscheidende Aushandlungen und Gespräche statt, die außerhalb des Autofahrens vermutlich nicht in diesem Maße möglich wären. Diese Perspektive ist noch einmal zu unterscheiden in den *Prozess des Kennenlernens* und in den *Prozess der Hilfeleistung*.

Im *Prozess des Kennenlernens* kann erprobt werden, ob „Sympathie“ vorhanden ist, wie viel Gegenseitigkeit möglich ist, wie Grenzen oder Macht- und Anerkennungsverhältnisse abgesteckt werden. Diese Einschätzungen stellen zwar einen Vorgriff auf die Analyse der Aushandlungsmodi dar, sollen aber bereits als Analysemodell für die spezifische räumliche Beschreibung des Autofahrens dienen. Der Prozess des Kennenlernens beim Autofahren wird in Kap. 4.1.4 von Frau Schu beschrieben:

„Und dann war ich auf einem zweiten Treffpunkt. [...] Das war dann der erste Treffpunkt, wo ich mit ihr gefahren bin. [...] Und da haben noch wir auf dem Heimweg uns ein bisschen unterhalten. Also da fand ich-, mit der Sympathie-, entweder man hat so jemanden-, und so ist es bei Martina und mir.“ (Int_sj, 50-52).

Das Auto(fahren) bietet hier eine besondere räumliche Perspektive: Frau Schu stellt einen Zusammenhang her zwischen der Möglichkeit des Unterhaltens während der Autofahrten und der Feststellung, dass sie für Martina „Sympathie“ empfindet bzw. davon ausgeht, dass dies auch Martina so geht. Sie hatte ausreichend Gelegenheit, dies zu testen und ist sich nun sicher, dass sie mit Martina „so jemanden hat“. Sie geht auch davon aus, dass Sympathie die Grundlage für die Idee einer Hilfebeziehung ist, wie sie sie sich diese vorstellt und mit der eine mögliche Passung der Bedürfnisse erreicht werden kann.

Ein weiteres Beispiel für die Bedeutung des Auto(fahren)s findet sich in der Hilfebeziehung zwischen Frau Boll als Hilfesuchende und der hilfebietenden Frau Mecking. Beide befragte ich nach der ersten Hilfesituation einzeln, ob und wie die Einkaufshilfe funktioniert hat. Sie haben unabhängig voneinander berichtet, wie demütigend dieser vereinbarte Tag war. Ihre erste gemeinsame Hilfeaktion stellte sich so dar, dass Frau Boll nun Frau Mecking bat, mit dem Auto mitgenommen zu werden und nicht nur einen Einkauf gebracht zu bekommen. Frau Mecking hat eingewilligt und sich darauf eingelassen. Nach dieser Autofahrt, die eine kleine Stadtrundfahrt zu mehreren Geschäften beinhaltete und viel mehr Gespräche, als von Frau Mecking erwartet, war ihnen klar, dass sie nicht zusammenpassten – im Gegenteil, sie wollten nichts mehr miteinander zu tun haben. Sie führten fast alle Gespräche an diesem Tag im Auto und nutzten diesen Raum als Verhandlungsraum. Das Gespräch im Auto ist eskaliert und am Ende haben sie sich nur noch im Auto angeschrien, bis Frau Mecking Frau Boll nach Hause gebracht hat und beide Frauen sich tief gekränkt fühlten. Dieses Erlebnis stellte eine Überforderung für beide Personen dar. Das Auto als ein abgeschirmter Raum ließ die Aushandlungen unerträglich werden und setzte eine räumliche Begrenzung dieser Aushandlungspraxis.

Das gemeinsame Autofahren kann also ein Brennglas sein, in dem die Hilfebietenden zunächst eine Dienstleistung für andere (Mitfahrende) erbringen, aber gleichzeitig auch die Macht des Steuerns haben. Es gelten im Auto andere Kommunikationsregeln und es gibt andere Kommunikationszwänge. Als fahrende Person kann das Gespräch jederzeit beendet werden, wenn man sich auf den Verkehr konzentrieren muss. Als Beifahrerin kann man sich in der Rolle der Alleinunterhalterin fühlen. Es zeigt vor allem, dass es ein geeigneter Raum sein kann, um das Hilfematching in verschiedenen Phasen zu testen bzw. zu bestätigen. Es wird dadurch zu einer besonderen Möglichkeit, da es ein unverbindliches Abwägen ermöglicht und dennoch auf Verbindlichkeit ausgelegt ist. Man ist aufeinander und auf die Art der Kommunikation angewiesen. Die Machtverhältnisse können ausgelotet werden, um zu wissen, ob die Hilfe nach eigener Gestaltung oder zumindest mit welchen Abstrichen erfolgen kann. Für die Hilfesuchenden ist es möglich herauszufinden, ob das Hilfeangebot so ge-

staltet ist, dass sie ihren Hilfebedarf ohne Scham äußern können. Für die Hilfebietenden ist möglich abzuwägen, ob sie diese Hilfe leisten können und welche Grenzen sie sich selbst setzen wollen.

Im anderen Fall lernten sich Herr Häfner-Meier und Herr Richter im Auto besser kennen. Herr Richter wurde einmal im Monat nach dem Spieletreff von Herrn Häfner-Meier nach Hause gefahren. Meistens saßen sie noch sehr lange im Auto und unterhielten sich. Da in diesem Fall zunächst nur ein Fahrdienst organisiert wurde, gab es noch keinen Zugang zum häuslichen Umfeld von Herrn Richter. So wurde das Auto genutzt, um weitere Gespräche zu führen, sich anzufreunden, gemeinsame Freizeitpläne zu entwickeln, bevor Herr Richter in seine Wohnung ging. Erst zu einem späteren Zeitpunkt besuchte Herr Häfner-Meier Herrn Richter zu Hause.

Die räumliche Besonderheit im Auto kann sehr geeignet sein, um herauszufinden, ob es Möglichkeiten für eine angemessene Verständigung und ein gemeinsames Aushandlungspotential gibt. Für Frau Boll und Frau Mecking war der Raum im Auto jedoch ein traumatisches Ereignis. Beide waren nicht mehr bereit, sich aufeinander einzulassen, aber auch nicht bereit, sich so schnell auf eine andere Hilfebeziehung einzulassen.

Aber auch *während der Hilfeprozesse* kommt es in der Hilfebeziehung zu Gelegenheiten im Auto, die in den Gesprächen benannt werden. Frau Müller bezieht sich auf das Autofahren bei der Beantwortung meiner Nachfrage nach einem „Schwätzchen“:

„I: Haben Sie auch manchmal Zeit, so miteinander dann noch ein Schwätzchen zu halten?“

M: Nein, das passiert eigentlich während des Autofahrens mal, ansonsten, dass er mal sagt, man könnte sich mal zum Kaffee treffen oder so.“ (int_sm, 97-98)

Interessant ist hier die klare Verneinung der Frage nach der Zeit für ein „Schwätzchen“. Eine interviewkritische Frageperspektive zeigt zunächst, dass es in erster Linie darum geht, ob überhaupt Gespräche außerhalb des Hilfekontextes stattfinden. Der Begriff des „Schwätzchens“ ist so gewählt, dass er informelle Aspekte aufgreift, die in anderen Hilfebeziehungen, wie im vorangegangenen Beispiel, sehr stark betont werden. Frau Müller grenzt den Gelegenheitsraum „Schwätzchen“ auf das Autofahren ein. Durch das „passiert eigentlich“ nimmt sie eine passive Haltung ein. Verstärkt wird diese durch die Aussage, dass Herr Müller völlig unverbindlich entscheidet („sagt“): „man könnte sich mal zum Kaffee treffen oder so“. An dieser Stelle soll die Aufmerksamkeit auf den räumlichen Aspekt des Autos gelenkt werden, das aus Frau Müllers Sicht den einzigen Ort für informelle Gespräche darstellt, um sich kennen zu lernen, von sich zu erzählen und Themen der Hilfebeziehung zu besprechen.

(3) *Eher öffentliche Räume*: Selten berichten die Hilfepaare davon, dass sie sich von Anfang an für gemeinsame Treffen auf öffentlichen Plätzen oder im

häuslichen Umfeld der Hilfebietenden entschieden haben. Auch die Vermittlungsgespräche, fast alle Interviews mit den Hilfepaaren und die Besuche meiner teilnehmenden Beobachtung fanden im häuslichen Umfeld der Hilfesuchenden statt. Eine Ausnahme bildete das Interview bei der Hilfebietenden Frau Jäger zu Hause, zu dem ich die Hilfesuchende Frau Schu zuvor selbst mit dem Auto abgeholt hatte. Zudem besteht hier die Besonderheit darin, dass sie sich bei einem öffentlichen Treffpunkt kennengelernt haben und somit diese Räume auch als Kennlernräume für vernetzte Beziehungen genutzt haben, ohne jedoch gezielt Unterstützung für oder von jemandem zu suchen. Angebot und Bedarf haben sich erst aufgrund der gemeinsamen Bekanntschaft entwickelt. Es wird aber auch von Räumen erzählt, bei denen sich die an der Hilfebeziehung Beteiligten schon einmal begegnet sind, z.B. Frau Becker und Frau Hofer-Lutz in der Kirchengemeinde.

Räume, die sich für die Hilfebeziehung als geeignet herausstellen, werden von den an der Hilfebeziehung Beteiligten immer wieder passend hergestellt. Sie werden in Abhängigkeit von der Hilfesituation, der Funktionalität und insbesondere vom Hilfebedarf als Räume der Hilfebeziehung bestimmt und genutzt. Die häusliche Umgebung der Hilfesuchenden ist meistens der zentrale Hilferaum, nicht zuletzt, da die Hilfesuchenden meist in ihrer Mobilität eingeschränkt sind. Er ist aber auch der Raum, in dem eher funktionale Absprachen getroffen werden. Gesprächsräume, die die individuelle Hilfesituation oder die Hilfebeziehung selbst thematisieren, sind eher Aushandlungsräume, in denen Zeit überbrückt wird und es Möglichkeiten des Austauschs gibt, z.B. beim Autofahren. Obwohl das Auto der Hilfeleistenden auch als temporärer, funktionaler Raum dient, entstehen während der Autofahrten Gespräche, Verhandlungen und Absprachen, die über die Funktionalität hinausgehen können. Solche Situationen verdeutlichen, dass Räume in der konkreten Hilfepraxis und vielleicht in veränderten Hilferwartungen neu hergestellt und genutzt werden. Sie sind Orte der Begegnung, des Aushandelns und der Verhandlung von Bedürfnissen.

Im Gegensatz dazu spielen öffentliche Räume in der Hilfebeziehung eine geringere Rolle. Dies liegt vor allem daran, dass die Privatsphäre der hilfesuchenden Person geschützt werden soll und die öffentliche Sichtbarkeit von Hilfe oftmals vermieden wird. Dennoch können öffentliche Räume in bestimmten Konstellationen zur Erweiterung der Hilfebeziehung beitragen, beispielsweise als neutrale Begegnungsorte oder zur Einbindung weiterer sozialer Ressourcen.

Die hier beschriebenen Dynamiken der Raumgestaltung liefern zentrale Erkenntnisse zur Forschungsfrage: Hilfebeziehungen können veränderbare, soziale und bedürfnisorientierte Räume hervorbringen, die funktional, kommunikativ und transformativ wirken, insbesondere wenn solche Räume von den Beteiligten gemeinsam bewusst gestaltet und weiterentwickelt werden. Gleich-

zeitig zeigt sich jedoch, dass die geschaffenen Räume nicht immer zum Fortbestehen der Hilfebeziehung beitragen. Vielmehr bieten sie auch den notwendigen Rahmen, um gemeinsam auszuhandeln, ob die Unterstützung weiterhin passend ist oder beendet werden sollte. Damit erfüllen sie selbst dann eine wichtige Funktion, wenn die Hilfebeziehung endet. Dieses Spannungsfeld wird im weiteren Verlauf der Analyse weiter untersucht.

4.2.5 Kommunikationswege in der Hilfebeziehung

Für ein Kennenlernen, gemeinsame Gespräche, Begegnungen und Austausch sind vorhandene Kommunikationswege entscheidend. Kommunikation ist dabei einerseits ein organisatorisches Mittel, andererseits ein strukturierendes Element der Hilfebeziehung selbst. Insbesondere bei der Vereinbarung zeitlicher und räumlicher Hilfen nehmen Kommunikationswege eine zentrale Rolle ein. Sie sind somit Ausdruck gemeinsamer Aushandlungsprozesse und offenbaren gleichzeitig potenzielle Barrieren und Ressourcen der Beteiligten.

In den von mir analysierten und aktiv begleiteten Hilfebeziehungen erfolgte die Kommunikation überwiegend in synchronen, persönlichen Begegnungen vor Ort sowie – in asynchroner Form – über das Festnetztelefon. Teilweise werden auch Mobiltelefone oder andere digitale Kommunikationswege genutzt. Auffällig ist jedoch, dass die durchweg hochaltrigen Hilfesuchenden kaum Zugang zu digitalen Anwendungen haben, zudem aufgrund von Hör- oder Sehschwächen vielfach eingeschränkt sind. Im Vergleich zu den sonst üblichen Kommunikationspraktiken sind die Wege hier sowohl quantitativ (weniger Kommunikationsformen) als auch qualitativ (Barrieren beim Hören und Sehen) eingeschränkt.

Ein besonders anschauliches Beispiel für die enge Verzahnung von räumlicher und zeitlicher Bedingungen zeigt sich in der Hilfebeziehung zwischen Frau Hofmann und Frau Wagner. Aufgrund ihrer Schwerhörigkeit organisiert Frau Hofmann weitere Termine ausschließlich in direkter physischer Anwesenheit von Frau Wagner, die dafür eigens noch einmal persönlich vorbeikommt. Dies verdeutlicht, wie der physische Raum – in diesem Fall Frau Hofmanns Appartement im Betreuten Wohnen – als zentraler kommunikativer Ort fungiert. Durch technische Barrieren wird dieser Raum notwendig und verbindlich und stabilisiert die Kommunikation.

Ein weiteres Beispiel bietet Frau Becker, die ihre Vorgehensweise klar strukturiert und regelmäßig an einem festen Wochentag durchführt:

B: „Und ich gebe ihr per Telefon so einen Einkaufszettel durch.“ (int_bhl, 37)

Frau Becker beschreibt hier nicht nur die Kommunikation, sondern auch deren zeitliche Einbettung: Ein bestimmter Tag und eine bestimmte Uhrzeit werden festgelegt. Dieser verabredete Rhythmus schafft Verbindlichkeit und

Orientierung für beide Seiten. Er wird durch den Anrufbeantworter unterstützt, der als technisches Medium fungiert und die physische Abwesenheit überbrückt. Interessant ist hierbei, dass die schriftliche Dimension der Kommunikation – in Form von Einkaufszetteln – nicht von den Hilfesuchenden, sondern von den Hilfebietenden übernommen wird. Dies verdeutlicht wiederum die organisatorische Verantwortung der Hilfebietenden.

Frau Schu bietet in ihrer Hilfebeziehung zu Frau Jäger ein weiteres Beispiel, das die räumliche Verzahnung und auch organisatorisch-funktionale Aspekte verdeutlicht:

„Ach ja, dann die Gerda... Dann macht sie mir Zettelchen, Gott sei Dank, manchmal macht sie mir auch Ausschnitte aus der Zeitung. Dann macht sie mir das alles in ein Beutelchen. Und dann Geld in der Geldbörse, so kleine Geldbörse. Und dann muss ich nur noch mit Zettel-, und dann noch gucken“ (int_sj, 427-432)

Hier zeigt sich ein bewusst strukturierter Ablauf: Frau Schu schneidet Sonderangebote aus der Zeitung aus, erstellt Zettel und übergibt alles geordnet in einem Beutel. Frau Jäger deutet dies als eine deutliche Erleichterung, auch wenn sie den Weg zu Frau Schu auf sich nehmen muss. Durch den Besuch bei Frau Schu wird Frau Jäger in die Organisation des Hilfebedarfs involviert und hat es einfacher beim Einkaufen, bei dem sie sich dann überfordert fühlen würde, wenn sie nicht genau wüsste, was Frau Schu wirklich eingekauft haben möchte.

Die Art der Kommunikation hängt stark von den technischen Möglichkeiten, den Bedürfnissen und Einschränkungen der Hilfesuchenden ab. Gleichzeitig wird sie durch die Fähigkeit der Hilfebietenden bestimmt, sich diesen Bedingungen anzupassen. So werden individuelle Kommunikationswege ausgehandelt, die Barrieren „umgehen“ und dennoch Verbindlichkeit schaffen. Regelmäßige Treffen und feste Zeiten wirken dabei strukturierend und schaffen soziale Sicherheit für beide Beteiligten. Die physische Begegnung dabei kann zwar aufwändig sein, aber auch technische Hürden überwinden und die Beziehungsbindung stärken.

Durch die Absprachen der Gestaltung von Kommunikationsabläufen lernen die Beteiligten möglicherweise nicht nur von anderen, wie Abläufe organisiert und strukturiert werden können, sondern auch, wie man sie im Gespräch aushandelt und auf individuelle Bedürfnisse eingeht. Hilfesuchende und Hilfebietenden entwickeln im Idealfall soziale und technische Anpassungskompetenzen und erleben eine Stabilisierung der Hilfeorganisation durch verlässliche Rhythmen.

Kommunikationswege sind so nicht nur Mittel zum Zweck, sondern strukturieren aktiv soziale Räume und zeitliche Rhythmen. Gleichzeitig werfen die Ergebnisse Fragen nach der Beteiligung und Autonomie älterer Menschen mit Einschränkungen auf und lassen vermuten, dass die genaue Absprache über die Art der Kommunikation im Laufe der Vermittlung zentral ist und diese sich

an den Ressourcen bzw. Beeinträchtigungen der Hilfesuchenden richtet. Hier zeigt sich eine mögliche Herausforderung, der vielleicht potenziell Hilfesuchenden gegenüberstehen, die ihre kommunikativen und technischen Möglichkeiten als derart eingeschränkt erleben, dass sie keine sozialräumlich organisierte Hilfebeziehung in Anspruch nehmen würde: Welche Möglichkeiten bestehen somit, die Eigeninitiative der Hilfesuchenden stärker zu fördern und ihre Autonomie zu erweitern? Die hier aufgezeigten Kommunikationswege offenbaren strukturelle Herausforderungen. Sie bringen aber auch Potenziale für bildungs- und beziehungsrelevante Prozesse in und außerhalb sozialräumlicher Hilfebeziehungen hervor.

4.2.6 Der vereinbarte und potenziell veränderliche Hilfegegenstand in der Hilfebeziehung

Der vereinbarte Gegenstand in der Hilfebeziehung wird im ersten gemeinsamen Vermittlungsgespräch hergestellt. Orientierungsleitend sind dabei vor allem die Erwartungen Hilfesuchender und Hilfebietender, die Art der Hilfe und die zeitlich, räumlich und kommunikativ hergestellte Rahmung. Hier zeigt sich ein dialogischer Prozess, in dem die Beteiligten gemeinsam aushandeln, was unter Hilfe verstanden wird und wie diese praktisch umgesetzt werden kann. Dabei sind die Vereinbarungen nicht nur Ergebnis eines ersten Gesprächs, sondern vielmehr der Ausgangspunkt für eine dynamische Entwicklung, die sich innerhalb der Hilfebeziehung entfaltet. Vereinbarungen sind dabei nicht Abschluss, sondern Ausgangspunkt einer dynamischen Entwicklung, in der der Hilfegegenstand kontinuierlich ausgehandelt und neu definiert wird.

Für die weitere Bearbeitung der Forschungsfragen zu gelingender Hilfe in sozialräumlichen Kontexten sind folgende Erkenntnisse zentral:

(1) *Passung von Hilfeangebot und Hilfebedarf*: Die Erwartungen, Bedarfe und Angebote der Beteiligten erweisen sich häufig erst im Verlauf der Beziehung und in bestimmten Situationen als passend oder unpassend. Das bedeutet, dass die ursprüngliche Vereinbarung oft nur einen Ausgangspunkt darstellt, der im gemeinsamen Prozess weiter verfeinert wird. Zeitliche und räumliche Rahmungen – wie feste Besuchszeiten oder konkrete Treffpunkte – fungieren dabei als erste Strukturen, die Orientierung und Stabilität schaffen, aber auch überarbeitet werden können und müssen, wenn sie Irritationen oder Barrieren hervorrufen.

(2) *Relationale Raumgestaltung*: Die Hilfebeziehungen sind (sozial)räumlich eingebettet, eingegrenzt und geformt durch Begegnungsorte, Hilfsmittel und Wege. Diese Räume – etwa das Wohnzimmer, das Auto, das Telefon oder die physische Wegstrecke zu einem anderen Haushalt – werden zu sozialen Orten der Aushandlung. Als ein relationaler Raum betrachtet, der durch die Handlungen und Interaktionen der Beteiligten „produziert“ wird, kann er zu

verlässlicher Sicherheit und Vertrautheit führen, aber auch zu Irritation, Fremdheit oder Orientierungslosigkeit, wenn etwa Erwartungen nicht erfüllt werden, die notwendige gegenseitige Wertschätzung und Anerkennung fehlen oder Bedarfe unklar bleiben.

(3) *Reziprozität und Krisen als Bildungspotenziale*: Die Hilfebeziehung ist durch eine wechselseitige Dynamik gekennzeichnet, in der sowohl Orientierung als auch Orientierungslosigkeit entstehen können – und zwar in beiderlei Rollen: als hilfeschender hochaltriger Mensch oder als hilfebietender engagierter Mensch. Krisenmomente, Missverständnisse oder unpassende Hilfeangebote zwingen die Beteiligten dazu, den Hilfegegenstand und die Kommunikationsprozesse anzupassen. Beispielsweise kann das Fehlen klarer räumlicher oder zeitlicher Strukturen zu Unsicherheit führen, die wiederum den Wunsch nach neuen, stabileren Vereinbarungen auslösen.

(4) *Veränderbarkeit des Hilfegegenstands*: Die Hilfebeziehung erweist sich als flexibel und wandelbar, da der Hilfegegenstand im Laufe der Zeit immer wieder angepasst wird. Durch das gemeinsame Aushandeln von Bedarfen und Angeboten entstehen sozial strukturierte Räume, in denen Hilfe als prozesshaftes Geschehen sichtbar wird. Der Hilfegegenstand – ob Einkaufshilfe, soziale Begleitung oder informelle Gespräche – kann sich erweitern, scheitern, transformieren, bleibt aber meistens nicht statisch. Dies zeigt, dass die Dynamik der Hilfebeziehung nicht auf funktionale Bedarfe beschränkt bleibt und sich zudem auf die Gestaltung von Lern- und Bildungsräumen auswirkt.

Dynamische Hilfebeziehungen als Ergebnis gemeinsamer Konstruktion. Insgesamt wurde deutlich, dass Hilfen sehr viel mehr sein können als die in den Vermittlungsstellen dokumentierten Leistungen. Die im ersten Gespräch vereinbarten Hilfen bilden zwar eine legitimierte Grundhilfe, sie sind jedoch in ihrer Praxis gestaltbar und veränderbar. Diese Dynamik offenbart sich in einer relationalen Raumperspektive, in der Hilfesuchende und Hilfebietende gemeinsam Orientierung suchen und notwendige Veränderungen gestalten müssen. Damit wird der Raum durch die Interaktionen immer wieder neu definiert.

Die grundsätzliche Dynamik hängt daher davon ab, welcher konkrete Hilfegegenstand (z.B. Einkaufen, soziale Kontakte, emotionale Begleitung) im Mittelpunkt steht, wie Bedarfe und Angebote aufeinander abgestimmt werden, welche Rolle Reziprozität und wechselseitige Anpassung spielen und inwieweit der Raum und die Zeit als gestaltbare Faktoren verstanden und verändert werden können. Die Erkenntnis, dass Hilfebeziehungen nicht von Beginn an feststehen, sondern durch räumliche und zeitliche Aushandlungen entstehen, ist von besonderer forschungsrelevanter Bedeutung. Im sich nun anschließenden Kapitel wird genauer untersucht, wie diese Veränderungsdynamik in den Hilfebeziehungen entsteht und welche Faktoren sie begünstigen oder behindern.

4.3 Dynamische Anpassung und Gestaltung von Hilfebedarf und Hilfeangebot: Veränderungen des Gegenstandes, der Rollen und des Beziehungscharakters

Nach der formalen Festlegung der Hilfevereinbarungen zwischen hilfesuchender, hilfebietender und vermittelnder Person sowie der Klärung von Zeit, Raum und Kommunikationsmitteln wird gezeigt, wie Hilfebietende und Hilfesuchende in gemeinsamen Erhebungsgesprächen und Interaktionen die Unterstützung fortlaufend aushandeln. Dies ist notwendig, da sich die Hilfe iterativ und dynamisch entwickelt und dadurch immer wieder verändert. Ursprüngliche Vereinbarungen können dauerhaft nicht wie einmal geplant umgesetzt werden und es können sich im Laufe der Interaktion zusätzliche Hilfebedarfe und Hilfeangebote ergeben. Eine sich hier anschließende Analyse der Veränderlichkeiten in den Hilfebeziehungen offenbart weitere Handlungsweisen, die das Hilfeangebot, den Hilfebedarf und die Beziehungsdynamik beeinflussen. Die Hilfebeziehungen befinden sich in einem kontinuierlichen Prozess der Konstitution, (Re)Konstruktion, Transformation und damit verbundener krisenauslösender und krisenhafter Ereignisse. Es kommt zu vorübergehenden Verschiebungen in den Rollen der Beteiligten und zu entsprechenden Anpassungsstrategien sowie zu Veränderungen im Charakter der Beziehung, die mit neuen Erwartungen einhergehen. Die Protokollierung und Analyse, insbesondere der gemeinsamen Gespräche zu dritt ermöglicht auch die Rekonstruktion prozessualer und situativer Veränderungen, die verschiedene Handlungen und Entscheidungsprozesse sichtbar machen, welche letztlich über das Fortbestehen oder das Gelingen bzw. das Beenden oder Scheitern der Hilfen bzw. der Hilfebeziehungen entscheiden können.

In einem ersten Teil werden die veränderten Rahmungen des Hilfegegenstandes und die damit verbundenen Erwartungen skizziert (4.3.1), danach die Phänomene, die Rollenverschiebungen und Rollenwechsel mit sich bringen (4.3.2) und schließlich werden Gelingen und Scheitern anhand unklarer und unpassender Erwartungen an die Beziehungsformate analysiert (4.3.3). Am Ende folgt eine Zusammenfassung und ein Ausblick auf ein mögliches transformatives Potenzial organisierter Hilfebeziehungen, die sich bereits aus dem gesamten Kapitel 4 ableiten lässt (4.3.4).

4.3.1 Veränderte Rahmungen der Hilfegegenstände

Die Rahmungen und Formate der Hilfebeziehungen werden von den Hilfe-paaren in verschiedenen Zusammenhängen thematisiert. Zu unterscheiden sind

hier noch einmal Perspektiven auf aktuelle, situative, gegenwärtige Hilfeleistungen (1) und den Perspektiven, die sich auf mögliche zukünftige Szenarien innerhalb und außerhalb der bestehenden Hilfebeziehung beziehen (2).

(1) *Dynamische Veränderungen aktueller Hilfen.* Der Dreh- und Angelpunkt der Hilfebeziehung ist die Hilfe für die Hilfesuchenden. Die Ausgestaltung der Hilfebeziehung orientiert sich daher in erster Linie am Hilfebedarf. Die Art der Hilfen wurde bereits in Kap. 4.1 beschrieben. Dort wurden bereits grundlegende Verschiebungen von sichtbaren (üblichen) Dienstleistungen hin zu Hilfeleistungen mit einem hohen Anteil an sozialer Kommunikation, wie z.B. das gemeinsame Erzählen beim Kaffeetrinken, deutlich. Die Bedeutung dieser Veränderungen und ihr Gestaltungspotential werden im Folgenden dargestellt.

In der Betreuungsbeziehung von Herrn Häfner-Meier und Herrn Richter gab es zu Beginn eine Vereinbarung, die „nur“ die Fahrt zum Spieletreff und zurück beinhaltete. Als es Herrn Richter so schlecht ging, dass er nicht mehr zum Spieletreff fahren konnte, fuhr Herr Häfner-Meier zu ihm nach Hause. Der Hilfebietende Herr Häfner-Meier schildert die Situation wie folgt:

„Also, obwohl das mit Herrn Richter nie so war mit Hilfe und so. Das lief ja über den Spieletreff, das Schachspiel, das hat ihn ja interessiert, da hat er mit mir einen Partner gehabt... jetzt ist es eigentlich [...] Schach spielen wir gar nicht mehr, wir reden eigentlich nur...“ (prot_rhm, 11).

Herr Häfner-Meier benennt die gemeinsame Basis als „das mit Herrn Richter“ und interpretiert dies gleich zu Beginn als etwas, das „nie so war mit Hilfe und so“. Er distanziert sich von einer Dichotomie von Hilfebedarf und Hilfeangebot, in der dann auch der Begriff der Hilfe überflüssig wird. Der Fahrdienst für Herrn Richter, die eigentlich vereinbarte Hilfe, entwickelte sich zu einem gemeinsamen Schachspiel, d.h. bei dem Spieletreff, zu dem Herr Richter gefahren werden wollte, spielte Herr Häfner-Meier mit ihm Schach. Als Schachpartner hat Herr Häfner-Meier eine gleichberechtigte Rolle in einem gemeinsamen Spiel zu zweit. Er hat jedoch nie gewonnen und sich auf die Bedürfnisse von Herrn Richter konzentriert. Im Interview bezieht er sich auf das gemeinsame Spiel und die Zeit, die sie zusammen verbringen, anstatt zu spielen. Obwohl er in Frage stellt, ob es sich bei seiner Tätigkeit tatsächlich um Hilfe handelt, zählt Herr Häfner-Meier mehrere Hilfeangebote auf, die er für Herrn Richter übernommen hat. Dieser wurde zwar zu Hause von seinem Sohn gepflegt, hatte aber in Herrn Häfner-Meier eine zusätzliche Vertrauensperson gefunden. Der Hilfebietende besuchte Herrn Richter später in der Kurzzeitpflegereinrichtung und bemerkte dort, dass sich Herr Richter in einem „Austrocknungszustand“ befand. Er übernahm daraufhin das Beschwerdemanagement für Herrn Richter und setzte sich stark dafür ein, dass die Einrichtung mehr auf die Bedürfnisse von Herrn Richter einging. Später unternahm er mit Herrn Richter Ausflüge und setzte sich dafür ein, dass ein Open-Air-Konzert barrierefrei gestaltet wurde, damit Herr Richter daran teilnehmen konnte. Herr

Häfner-Meier interpretiert seine Leistung nicht als Hilfe, da diese Zeit auch für ihn sehr gewinnbringend war. Entscheidend bei diesen Hilfen ist, dass Hilfesuchende und Hilfebietende diese Entwicklung gemeinsam gestalten und letztlich als Handlungsweisen beschreiben, die das Wort Hilfe nicht benötigen. Aus der rekonstruierten Perspektive der Hilfeleistungen möchte ich es aber als Hilfe bezeichnen, um die Veränderungen zu zeigen, die in den (vielleicht ursprünglichen) Hilfebeziehungen stattgefunden haben. So finden sich hier grundlegende Veränderungen in zeitlicher und räumlicher Hinsicht und auch in der Art der Kommunikation.

Auch in allen weiteren Gesprächen wird deutlich, dass sich Hilfebedarf und Hilfeangebot verändert haben. So kommt es zu Situationen, in denen die Hilfebietenden einen viel größeren Bedarf der Hilfesuchenden bemerken, der bisher in der Hilfebeziehung keine Rolle gespielt hat. Frau Alt begann eine Hilfe für Frau Bachmann, die mit einem wöchentlichen Einkauf verbunden sein sollte, mit einer klaren Vorstellung. Dabei ging es nicht nur um die Art der Hilfe, sondern auch um zeitliche, räumliche und kommunikative Absprachen. Nachdem Frau Alt die Lebensmittel gebracht und das Geld dafür kassiert hatte, bekam sie weitere Anfragen von Frau Bachmann und merkte, dass noch vieles offen und ungeklärt war. Sie hat dann begonnen, immer mehr Aufgaben für Frau Bachmann zu übernehmen, da diese dringend erledigt werden mussten und keine andere Person dafür zur Verfügung stand. Frau Bachmann wiederum brauchte eine Person, die noch viel mehr für sie erledigen sollte, bat aber nur um eine Einkaufshilfe. Im Laufe der gemeinsamen Hilfebeziehung hat sie gemerkt, dass Frau Alt die Dinge zuverlässig erledigt und hat ihr immer mehr Aufträge übertragen:

„Den regelmäßigen Einkauf hat seit über einem Jahr Frau Alt übernommen... Frau Bachmann ruft freitags abends an und spricht ihren Einkaufszettel auf den Anrufbeantworter. Dann erledigt Frau Alt diese am Samstag im Rewe und bringt die Sachen zu Frau Bachmann. Danach unterhalten sie sich jedes Mal noch ein bisschen. Für Frau Bachmann scheint dies eine wertvolle Routine zu sein. Frau Alt hakt dann bald ein und sagt, aber ‚dann komme immer noch so viel dazu‘ und sie bleibt oft ‚viel zu lange‘ da. Auf die Anfragen von Frau Bachmann erledigt Frau Alt manchmal auch die Post, ein Bankgeschäft oder einen Antrag bei der Krankenkasse. Frau Alt sagt, dass sie das manchmal macht, aber dass ihr das eigentlich zu viel ist, es müsste sich jemand anderes darum kümmern. (prot. ba, 124-132).

Hier wird eine veränderte Situation sichtbar, als Frau Bachmann mehr Aufgaben einfordert als ursprünglich geplant. Der Hilfebedarf ist viel größer als geplant und es müssten neue Absprachen getroffen werden. Dazu ist Frau Alt aber nicht bereit und so bleibt es dabei, dass Frau Bachmann immer wieder nachfragt und Frau Alt immer wieder situativ – möglicherweise entgegen ihrer eigenen Absichten – reagiert und die Aufgaben doch übernimmt. Frau Alt berichtet, dass es ein klärendes Gespräch gegeben hat, in dem sie Frau Bachmann

angedroht hat, dass sie nicht mehr kommen wird, wenn sie mehr als das Einkaufen erledigen soll. Frau Bachmann hat dies zunächst akzeptiert. Die gemeinsame Hilfe ist aber gefährdet, als Frau Bachmann ins Krankenhaus kommt und Frau Alt aus dem Krankenhaus angerufen wird:

„Es ist alles viel zu viel. Das Krankenhaus hätte angerufen, Frau Bachmann wäre gestürzt und bräuchte frische Wäsche. Sie wüssten dort nicht, an wen sie sich wenden sollten. Frau Bachmann hat dem Krankenhaus wie selbstverständlich ihre Telefonnummer gegeben, da diese sich ja um sie kümmert. Frau Alt weiß nicht, was sie machen soll. Sie will das nicht übernehmen, aber sie will auch nicht, dass Frau Bachmann ohne Hilfe ist. Frau Alt sagt, dass sie völlig am Ende ist.“ (prot_ba, 183-188)

Frau Alt wird hier in eine Situation gebracht, der sie sich von Beginn an entziehen wollte, denn diese Rolle der Kümmerin um alle Angelegenheiten von Frau Bachmann wollte sie auf keinen Fall ausüben. Sie hat zwar erkannt, dass Frau Bachmann sonst hilflos wäre und hat sich immer wieder über ihre eigenen Grenzen hinweggesetzt. Der Anruf aus dem Krankenhaus war für sie allerdings das Zeichen, dass Frau Bachmann diese Grenzen entweder nicht ausreichend akzeptiert oder so hilflos ist, dass sie diese ignoriert, um sich in ihrer ausweglosen Situation selbst zu retten. Dieses Phänomen, was vor allem mit Hilfesuchenden auftritt, die nur sehr wenige oder gar keine nahen An- und Zugehörigen haben und allein leben, tritt in den Vermittlungen der Hilfeinstitutionen oft auf. Hier zeigt sich die Überforderung auf allen Ebenen: bei der hilfesuchenden und dabei bereits hilflosen Person selbst, bei der Hilfebietenden, bei der sozialräumlich organisierten Vermittlung, bei den professionellen Dienstleistungen, bei zuständigen Behörden und im gesamtgesellschaftlichen Sorgesystem. Sie sind „Systemsprengende“. Ständen nicht Hilfebietende (in diesem Zusammenhang alle engagierten Sorgeleistenden) zur Verfügung, die sich entweder ständig kümmern oder über ihre Grenzen hinweggehen, gäbe es viel mehr solcher „Fälle“, insbesondere ältere hilfesuchende Menschen. An und mit ihnen ist die gesellschaftliche Sorgeprekarität erkennbar.

In den Portfolios der Hilfeinitiativen kann damit nur die Spitze des Eisbergs abgebildet sein. Jegliche Veränderungen im Hilfebedarf bzw. beim Hilfeangebot oder mögliche unausgesprochene oder noch nicht thematisierte Erwartungen können zu Beginn nicht abgebildet werden. Dazu gehört, dass es schwierig ist zu thematisieren, in welchem Maße eine längere soziale Kontaktzeit erwünscht sind. Möglicherweise wird davon ausgegangen, dass diese ohnehin immer mitgedacht werden. Aber gerade gemeinsame Gespräche, Spaziergänge oder andere Treffpunkte sind zeitlich und räumlich zunächst nicht abschätzbar. Diese ebenso wie einen Einkauf einzugrenzen, ist in den Sorgebeziehungen nicht üblich. So kommt es dann zu dem Phänomen, dass sozialräumlich organisierte Hilfe entweder auf ihre reinen Funktionen und starren Regeln reduziert wird, dass sie alle zeitintensiven und kostspieligen Aufgaben übernimmt und

dass diese aufgrund dieser komplexen Lage sehr viel Aushandlungsarbeit erfordert. Bei Frau Alt hat sich eine ständige Unzufriedenheit mit der Hilfesituation gezeigt, die schließlich eine Beendigung jeglicher Hilfe nach sich zog, obwohl sie den ursprünglich geplanten Einkauf noch gerne weiter übernommen hätte.

Hier wird deutlich, dass auch Erwartungen, Entscheidungen und Situationen einem ständigen Wandel unterliegen. In den Gesprächen zeigt sich, dass nicht nur – wie letztlich vereinbart – der Einkauf oder die Fahrt zum Arzt anstehen, sondern weitere Aufgaben hinzukommen. Mit der Vorstellung der (Hilfe)Rolle, sich bereit erklärt zu haben, sich doch um diese Person zu kümmern, können sich diese Aufgaben ständig erweitern: Briefe vorlesen, bei Behörden anrufen, stellvertretende Rollen übernehmen, zwischendurch mehrmals/ täglich anrufen, erzählen, Zeit miteinander verbringen. Auffällig ist die Verschiebung von Besorgungen und Dienstleistungen zu sozialen Begegnungen bis hin zur Übernahme von stellvertretenden Aufgaben. Es kommt also darauf an, wie und mit welchen Motivationen und Erwartungen Hilfesuchende und vor allem Hilfebietende damit umgehen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass es nicht nur die Hilfesuchenden sind, deren Bedürfnisse sich verändern, sondern auch die Hilfebietenden entwickeln weitere Angebote, was bei Herrn Häfner-Meier, aber auch bei Frau Müller (Kap. 4.3) sehr deutlich wurde. Hilfebietende können ihr Angebot verändern, wenn sie merken, dass sie eigentlich noch mehr für die Person tun möchten. Letztlich hängt es von der gemeinsamen Passung, Aushandlung und Gestaltung ab, ob die Hilfebeziehung weiterhin gelingt. Herr Richter und Herr Häfner-Meier konnten dies immer wieder gemeinsam klären. Auch Frau Müller und Herr Schmidt können die Hilfebeziehung aufrechterhalten, da sie sich aufeinander einstellen und jeweils zurücktreten, um die Passung zu erhalten. Die Beziehung zwischen Frau Bachmann und Frau Alt war durch die Unmöglichkeit einer gemeinsamen Klärung stark gefährdet und wurde beendet.

Auch die Hilfebeziehung von Frau Mecking und Frau Boll scheitert an der veränderten Hilfebedarfssituation, da sie sich beide kaum aufeinander einstellen können. In einem Protokollauschnitt ist die Perspektive von Frau Boll festgehalten. Sie hat Frau Mecking gebeten, mit ihr einkaufen zu gehen und verschiedene Geschäfte aufzusuchen:

„Frau Boll sagt daraufhin, dass sie Frau Mecking gebeten hat, sie mit dem Auto mitzunehmen und sie waren bei verschiedenen Geschäften. Frau Boll meint, dass sie Frau Mecking nicht nochmal fragen wird bzw. um Hilfe bitten wird, denn ‚die war völlig überfordert. Die braucht nicht mehr zu kommen. Es war ganz schrecklich.‘ Sie hätte keine Geduld gehabt und die ganze Zeit gedrängt.“ (prot_bm, 16)

Frau Mecking war in ihren Augen „völlig überfordert“, hatte „keine Geduld“, „drängte die ganze Zeit“ und ging nicht so auf ihre Bedürfnisse ein, wie

Frau Boll es sich erhofft hatte oder wie sie es bisher von anderen Hilfebietenden erfahren hatte. Frau Boll war sehr gekränkt über die Art und Weise, wie Frau Mecking mit ihr umgegangen ist.

Die Hilfebietende hatte ein ganz anderes Angebot erwartet. Sie wollte für Frau Boll einkaufen gehen, wie vereinbart. Dass sie mit zum Einkaufen kommt, damit konnte sie sich noch anfreunden. Das lange „Schauen“ und Leute treffen und mit ihnen reden, das wollte sie nicht.

„... die wollte in alle möglichen Geschäfte und überall lange schauen und mit anderen Menschen reden. Frau Mecking meint, dass sie das nicht aushalten würde und sich auch nicht mehr bei Frau Boll melden wird. Das wäre ‚nicht zum Aushalten‘ gewesen.“ (prot_bm, Absatz 18)

Auch sie wird sich nicht mehr bei Frau Boll melden. So kommt es zu dem Phänomen, dass zwei Menschen, von dem der eine Zeit, ein Auto und ein Hilfeangebot hat und der andere Hilfe braucht, zwar vermittelt werden und sich treffen, dies zunächst auch aushandeln können, aber nicht in der Lage sind, die Hilfe entsprechend ihren Bedürfnissen weiter zu organisieren. Beide waren mit der Situation überfordert. Sie meldeten sich auch nicht bei der Hilfeinitiative zurück, weder mit ihrem offenen Hilfebedarf noch mit dem Hilfeangebot. An diesem Beispiel werden die Grenzen der Hilfe im Kontext des freiwilligen Engagements besonders deutlich. Noch nicht analysiert ist in diesem Zusammenhang die Rolle der Vermittlungsstelle. Sie wird auch von beiden nicht erwähnt. Das Scheitern ist aus der jeweiligen Perspektive auf das Verhalten der anderen Person zurückzuführen oder letztlich die Scham über das Scheitern. Um sich dieser negativen Erfahrung nicht aussetzen zu müssen, wird Frau Boll hilflos bleiben und Frau Mecking muss versuchen, ihre Hilfe möglicherweise an anderer Stelle anzubieten. Dieses Ungleichgewicht zeigt wiederum, dass es im Kern um die Hilflosigkeit der Hilfesuchenden geht.

Grundsätzlich können sich Hilfebeziehungen im Laufe der Zeit so verändern, dass auch professionelle Hilfen die Situation gut entlasten könnten, aber diese Hilfen nicht in Anspruch genommen werden. Es gibt Hilfebeziehungen, wie bei Herrn Häfner-Meier und Herrn Richter, in denen solche Lösungen von den Beteiligten immer mitgedacht werden. Andere Hilfebeziehungen arbeiten an ihren Grenzen. Manche Hilfesuchende scheuen sich, professionelle Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen, wollen nicht, dass noch mehr Menschen in die Hilfe einbezogen werden oder befürchten, dass professionelle Dienstleistungen nicht gut finanzierbar, sehr begrenzt und auch kontrollierend sind. Hilfebietende scheuen sich u.a. davor, zu zeigen, dass sie an ihre Grenzen stoßen und der Aufgabe nicht gewachsen sind, melden sich auch aus diesem Grund nicht wieder bei der Vermittlungsstelle oder finden partout kein professionell passendes Angebot für die Hilfesuchenden, was den wirklichen Bedarf deckt.

Was deutlich werden sollte, ist, dass der Hilfegegenstand in den Hilfebeziehungen immer einen dynamischen Charakter hat und daher immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Dabei spielen auch die Zugänge, Erwartungen,

Motive und Interessen eine große Rolle, die möglicherweise zu Beginn nicht thematisiert wurden. Gerade der Bedarf an sozialen Kontakten und Gesprächen wird meist nicht als solcher formuliert oder es wird zunächst die Entwicklung der Hilfebeziehung abgewartet. Die Art der Hilfe verändert sich in Aushandlungsprozessen, wenn Hilfebietende mehr oder weniger oder andere Hilfe anbieten möchten oder Hilfesuchende mehr oder weniger oder andere Hilfe nachfragen. Es kommt zu ständigen Neuaushandlungen, die zu irritierenden, orientierungslosen und krisenhaften Konflikten führen können und gelöst werden müssen.

(2) *Perspektiven auf zukünftige Hilfen innerhalb und außerhalb der Hilfebeziehung.* Ein besonderes Phänomen im Hinblick auf veränderte Hilferahmung zeigt sich, wenn gemeinsam auf individuelle oder gemeinsame Perspektiven zukünftiger Hilfen geschaut wird, d.h. wenn mögliche kommende Hilfebedarfe oder -angebote in der Hilfebeziehung thematisiert werden. Im Falle des Hilfeangebots geschieht dies, wenn gemeinsame Gespräche über Zukunftsszenarien geführt werden, in denen bereits mögliche Bedarfe und Angebote ausgehandelt werden, so z.B. wenn Hilfebietende schon wissen, dass sie die Hilfe in naher oder ferner Zukunft nicht mehr leisten können oder wollen oder sich dies mit Blick auf Veränderungen nicht zutrauen, wenn Hilfebietende Vertretungen im Urlaubs- oder Krankheitsfall organisieren (Schlüsseldepot, Notfälle) oder wenn Hilfebietende mit einer veränderten Rahmung die Hilfe nicht mehr leisten wollen. Frau Hofer-Lutz reflektiert als Hilfebietende im gemeinsamen Gespräch mit Frau Becker:

„Also rein ich jetzt von meiner Person merke auch, dass ich auch Grenzen habe. Aber nicht mit diesem Einkaufen, nur so. Also zum Beispiel, so zurzeit, wie Sie im Moment drauf sind könnte ich mir das schon vorstellen. Aber wenn Sie zum Beispiel gebrechlicher würden, dann zum Beispiel eine alte Dame zum Arzt begleiten, sowas. Da bin ich vom Typ her schnell ängstlich.“ (int_bhl, 96-100)

Hier entwickelt Frau Hofer-Lutz ein Szenario, das sie mit einer eigenen Deutung ihrer Grenzen einleitet. Dass sie „jetzt von meiner Person“ spricht, zeigt, dass sie von ihrer eigenen persönlichen Leistungsfähigkeit ausgeht, in der noch keine weiteren alltäglichen Anforderungen gemeint sind, eher eine qualitative als eine quantitative Grenze ihrer Möglichkeiten. Hier betont sie, dass es sich nicht um ihre eigentliche Aufgabe handelt, sondern um ein Szenario mit dem Titel: „eine alte Dame zum Arzt begleiten“. Dies scheint in ihren Augen eine Aufgabe zu sein, die sie sich nicht zutraut. Mit der Formulierung „vom Typ her“ stellt sie wieder den Bezug zu ihrer qualitativen Fähigkeit bzw. „Angst“ her. Sie nutzt damit auch das gemeinsame Gespräch, um diese Abgrenzung noch einmal vorzunehmen bzw. auch sich selbst bewusst zu machen. In einer weiteren Sequenz spricht sie von einer „Notvertretung“:

„Diese Woche haben wir eine Vertretung gebraucht, eine interne, weil ich hier wirklich eine schlimme Entzündung im Handgelenk habe, ich weiß immer

noch nicht, was es ist. Und dann habe ich meinen Mann als Notvertretung engagiert. Das macht er dann auch mal gerne und wenn es nächstes Mal auch noch so wäre, dann würde er das -. Das ist eine gute Vertretung. Also da werden wir uns einig. Ja und das läuft sehr easy zwischen uns.“ (int_bhl, 80-85)

Auch hier nimmt Frau Hofer-Lutz mit dem Begriff „interne“ eine Unterscheidung vor, die zum einen bedeutet, dass sie sich selbst darum gekümmert hat, zum anderen, dass die Vertretung von ihrem Mann übernommen wurde, der sozusagen zum zuverlässig-informellen Kreis gehört. Sie hat sich nicht an die Vermittlungsstelle gewandt, sondern hat ihren Mann „engagiert“. Dass er dies gerne tut und auch wieder tun würde, bewertet sie als eine gute Lösung für Frau Becker und für sich selbst. Die Zusammenfassung, der Abschluss dieser Sequenz, stellt wieder einen Bezug zur Beziehung zu Frau Becker her, die mit „einig“ sein und „das läuft sehr easy zwischen uns“ bewertet. Mit dieser abschließenden Einschätzung stellt sie die Sicherheit im Gespräch wieder her.

Frau Becker und Frau Hofer-Lutz antizipieren mögliche weitere Szenarien, in denen Frau Becker mehr Unterstützung brauchen könnte. Frau Hofer-Lutz erwähnt auch, dass sie einen Pflegeantrag stellen könnte. Diese Gedanken entwickeln sich vor allem im gemeinsamen Gespräch und gehen über den Einkaufsservice hinaus.

Auffällig ist in fast allen Gesprächen die gemeinsame Auseinandersetzung mit der Situation eines möglichen höheren Hilfebedarfs und damit die Thematisierung einer bevorstehenden Pflegebedürftigkeit, so z.B. bei Herrn Schmidt und Frau Müller:

„M: Man möchte ja immer noch so lange für sich selbst sorgen, wie es geht. Ist ja klar.“

S: Wobei ich allerdings vielleicht sagen muss, ich habe im Rahmen dieses Umbaus, den die Firma Pflege Wohnen, dort am Kino macht. Da habe ich ja gelesen, ganz am Anfang, dass die auch Betreutes Wohnen einrichten wollen. Und da hatte ich mich dann gleich beworben. Und ich stehe also bei denen auf der Liste. Das heißt, wenn die fertig werden, ja, und ich es mir noch erlauben kann, dann werde ich also wahrscheinlich dort hingehen zum Betreuten Wohnen. Solange ich also selbst noch auf den Beinen bin und selbst, sagen wir mal, mich bewegen kann, notfalls muss man ins Pflegeheim, ist ganz klar. [...] das betreute Wohnen hat natürlich den Vorteil, dass ich mich um gar nichts mehr kümmern muss. Also weder um meine Wäsche noch um meine Sachen, weil ich das ganz einfach zahlen kann an die Leute, die dann diese Wohnung betreuen, ja. Inwieweit ich das in Anspruch nehmen muss oder inwieweit diese Hilfe überhaupt notwendig ist, das weiß ich natürlich nicht, ja. Und inwieweit das auch finanzierbar ist von meiner Seite aus, weiß ich auch nicht. Das wird sich noch herausstellen. Ja, das ist also meine Situation.“ (int_ms, 205-222)

Frau Müller versucht hier zunächst, sich in Herrn Schmidts Situation hineinzuversetzen und Verständnis für seine Überlegungen zu zeigen, dass er so

lange wie möglich selbständig wohnen möchte. Sie stellt dies sehr verallgemeinernd dar und geht nicht auf ihn ein, sondern bewertet ihre eigene Erkenntnis. Herr Schmidt bringt nun seine Idee und seine aktive Strategie ins Spiel, von der Frau Müller bisher nichts wusste. Er stellt einen Plan vor, den er mit verschiedenen Abwägungen untermauert: „wenn ich es mir erlauben kann“, „wenn die fertig werden“, „solange ich selbst noch auf den Beinen bin“, „inwieweit ich das in Anspruch nehmen muss“, „inwieweit diese Hilfe überhaupt nötig ist“, „inwieweit das finanzierbar ist“, „das wird sich noch herausstellen“ - alles Unklarheiten. Aber er hat eine Vorstellung davon, dass eine veränderte Situation eintreten könnte, in der er sich „um nichts mehr kümmern muss“. Damit bereitet er einen Gegenentwurf zur Idee seiner Tochter, seines Schwiegersohnes und auch zur Hilfe von Frau Müller vor: seine eigene „Bewerbung“ und die selbstwirksame Aussage, „weil ich das ganz einfach zahlen kann an die Leute“. Am Ende schließt er seinen Bericht und evaluiert seine „Situation“. Obwohl er diese Gedanken einer zukünftigen Idee nicht vordergründig mit Frau Müller teilt und sie auch nicht darum bittet, mit ihm gemeinsam darüber nachzudenken, lässt er sie und mich als Interviewerin an seiner Idee teilhaben und präsentiert uns sein eigenes Konzept. Später im Gespräch wird das Thema nochmals aufgegriffen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass, wenn die Konstitution des Hilfegegenstandes bzw. die Konstellationen des Hilfebedarfs und Hilfeangebots eher dynamische Prozesse darstellen, diese von beiden Seiten kontinuierliche Anpassung erfordern. Diese Anpassungen, sei es durch Über/Unterforderung, Konflikte oder gemeinsame Reflexion, können die Hilfebeziehungen gefährden, aber auch als Chance zur Weiterentwicklung und Neuausrichtung dienen.

Die in den Hilfepaargesprächen erkennbaren Erzählungen über zukünftige Hilfszenarien und deren Grenzen verdeutlichen dabei, wie Hilfesuchende und Hilfebietende ihre Rolle und die gegenseitigen Erwartungen aushandeln. Dies zeigt einerseits die Komplexität der persönlichen Interaktionen, andererseits auch die Bedeutung der sozialräumlichen Einbettung der Hilfebeziehungen. Damit wird sichtbar, dass die Aushandlung von Hilfebedarfen und -angeboten immer in einem Netz aus Ressourcen, Strukturen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verortet ist. Eine sozialräumliche Perspektive kann daher helfen, die wechselseitige Gestaltung von Hilfeprozessen besser zu verstehen und die Potenziale zu erkennen.

4.3.2 Situative Veränderung der Hilferollen und ihre Auswirkungen auf die Hilfebeziehung

In den Interaktionen von Hilfebeziehungen zeigt sich, dass sich die Rollen der Hilfesuchenden und Hilfebietenden situativ verändern können. Insbesondere übernehmen die Hilfebietenden verschiedene Rollen, wie etwa die einer

Dienstleisterin, einer engen Vertrauensperson oder einer stellvertretenden Bezugsperson – ähnlich einer gesetzlichen Betreuerin oder eines Familienmitglieds. Diese Vielschichtigkeit der Rollen ist besonders ausgeprägt in Hilfebeziehungen, in denen die Hilfesuchenden keine direkten Bezugspersonen wie Kinder oder (Ehe-)Partner:innen haben und stellt eine Besonderheit für Hilfebeziehungen mit einem sozialräumlich organisierten Charakter dar.

Interessant ist, dass sich die Rollen der Hilfesuchenden und der Hilfebietenden in bestimmten Situationen umkehren können. In den Hilfepaargesprächen wird der Umgang der Beteiligten mit diesen Umkehrungen sichtbar. Wie bereits thematisiert, kann es zudem vorkommen, dass das Hilfeangebot größer ist als der tatsächliche Hilfebedarf, wodurch paradoxerweise aus dem anfänglichen Hilfeangebot der Hilfebietenden ein eigener Hilfebedarf entstehen kann. Infolgedessen entwickeln sich wechselseitige Abhängigkeiten und soziale Strukturen, die die Hilfebeziehung stärken oder schwächen – abhängig davon, wie die Beteiligten diese Veränderungen interpretieren, akzeptieren, aushandeln und reflektieren.

Die zugewiesenen Rollen der Hilfesuchenden und Hilfebietenden sind maßgeblich der Dokumentationslage der Vermittlungsstellen geschuldet, welche diese Zuordnung von Beginn an festlegen. Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass diese Rollen nicht statisch sind, sondern im Verlauf der Interaktionen flexibel und dynamisch bleiben können.

In diesem Kapitel werden drei verschiedene Phänomene vorgestellt, in denen eine situative Umkehrung der Rollen nachvollziehbar ist. Es werden Situationen mit reziprokem Charakter und flexiblen Rollenmöglichkeiten (1), Situationen mit irritativem Charakter und reflektierten Rollenmöglichkeiten (2) sowie Situationen mit starrem Othering-Charakter und festen Rollenzuschreibungen (3) vorgestellt.

(1) *Reziproker Charakter und flexible Hilferollen.* Eine flexible Hilferollenänderung, die Reziprozität, Veränderung und einen situativen Rollentausch zulässt, zeigt sich in einer Gesprächssituation der Hilfebeziehung von Frau Jäger und Frau Schu. Frau Jäger als Hilfebietende erzählt im Gespräch von einem Wasserrohrbruch mit anschließendem Stromausfall in ihrem Zuhause in der Woche zuvor. Dabei berichtet sie, dass sie als erstes „ihre Hilfesuchende“ Frau Schu anruft und fragt, was zu tun sei. Dabei ging es vor allem darum, dass der Gefrierschrank kaputt sei. Sie weiß, dass Frau Schu aufgrund ihrer Haushalts Erfahrung vielleicht eine Idee hat, was zu tun ist. Frau Schu stellt sich als Organisatorin dar, die das Kühlproblem für Frau Jäger gelöst hat, indem sie sagt, dass das, was gekühlt werden soll, erst einmal für ein paar Stunden ohne Probleme kühl genug bleibt, dass sie aber verschiedene Leute fragen kann, ob sie etwas aufnehmen – natürlich könnte sie auch etwas zu ihr bringen. Sie wirkt auf Frau Jäger sehr beruhigend, deeskalierend und verständnisvoll. Frau Jäger wirkt erleichtert, als sie diese Situation schildert und betont immer wieder, wie gut es ihr tut, Frau Schu kennengelernt zu haben:

J: „Und die Gerda erzählt mir von ihr, so interessante Geschichten. Sie erzählt mir, sie bringt mir bei, welche Waschpulver es ist und wie entferne ich welche Flecken von Kuchen. Nun werde ich 65 Jahre und ich weiß gar nicht, dass es solche Dinge gibt. Und dann gebe ich natürlich weiter alles an meine Freundin...“ (int_sj, 48)

Im gemeinsamen Hilfepaargespräch berichtet Frau Jäger, dass sie von Frau Schu „interessante Geschichten“ und viel über die lokalen dörflichen Zusammenhänge und Strukturen erzählt bekommt, die sich Frau Jäger durch ihren Zuzug erst aneignen muss. Sie bekommt Haushaltstipps und kann damit vor ihren Freund:innen besonders gut dastehen. Sie verstärkt damit das Narrativ der Lerngelegenheiten zwischen den Generationen. Gleichzeitig stellt sie sich als Lernende dar, die auch mit 65 Jahren manches nicht weiß und sich von Frau Schu inspirieren lässt. Beide nehmen keinen bewussten Rollenwechsel vor, präsentieren sich als voneinander Profitierende. Der Wechsel der Rollen, der sich hier in einer Lernbeziehung ausdrückt, aber auch zeigt, dass Frau Jäger sich in diesem Kontext als unterstützungsbedürftig darstellen kann, wird nicht nur als unproblematisch, sondern als eine Stärkung der Hilfebeziehung dargestellt. Dies kann damit erklärt werden, dass Frau Schu nicht gerne um Hilfe bittet und so die Möglichkeit hat, in einer reziproken Beziehung zu agieren, indem sie etwas zurückgeben kann und so ihren grundlegenden Hilfebedarf annehmen kann. Für die Hilfesuchende ist es also leichter, Hilfe anzunehmen, wenn die Hilfebeziehung flexible Rollen zulässt, die einen reziproken Charakter haben.

Herr Häfner-Meier deutet die Hilfebeziehung zu Herrn Richter aus einer ähnlichen Perspektive. Durch die Gespräche mit Herrn Richter ist er so inspiriert, dass er sich lange mit gemeinsam diskutierten Themen beschäftigt und diese dann beim nächsten Treffen weiter bearbeitet. Besonders interessant findet er, dass Herr Richter aus der Generation seiner Eltern stammt und viel aus dieser Zeit erzählen kann. Herr Häfner-Meier versucht so, die Vergangenheit seiner Eltern zu verstehen. Obwohl Herr Richter als Hilfesuchender seine Bedürfnisse eher thematisieren kann als Frau Schu, profitiert auch er von der wechselseitigen Beziehung. Er freut sich, in Herrn Häfner-Meier einen Schachpartner zu haben, dem er das Schachspielen näher bringen und dies mit ihm trainieren kann. Für Herrn Richter bedeuten diese Situationen nicht nur Hilfe in Anspruch zu nehmen, sondern sich mit seinen eigenen Bedürfnissen selbstwirksam mit anderen auszutauschen und später, als er nicht mehr zum Spielertreff kommen kann, den Kontakt zu Herrn Häfner-Meier weiter zu pflegen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es je nach Perspektive zu einem häufigen Wechsel der Hilferollen kommt. In einer reziproken Hilfebeziehung, die flexible Rollen zulässt, erscheint eine kompensatorische Passung nicht relevant. Vielmehr passt sie sich situativ und harmonisch an und wird nicht als Irritation empfunden. Hier scheint die Chance am größten zu sein,

dass sich vor allem vertrauensvolle Beziehungen entwickeln, die völlig unabhängig von den Hierarchien der Helfenden sind, die die Bedürfnisse beider Beteiligter berücksichtigen und die sich auf wechselseitige Absprachen verlassen können.

(2) *Irritativer Charakter*: Der situative Rollenwechsel mit einem irritativen Charakter wird ersichtlich in der Reflexion der Rollen, was als krisenhaft interpretiert, aber zugelassen wird und in einer Gesprächssituation der Hilfebeziehung mit Frau Hofer-Lutz und Frau Becker im gemeinsamen Hilfepaargespräch thematisiert wurde:

„I: Könntest du dir denn auch sowas vorstellen? Dass du dich dann auch irgendwo meldest und sagst, du bräuchtest jetzt Hilfe?“

HL: Ich glaube, dass mir das auch sehr schwer fallen würde. Ich glaube, mir fällt das sehr schwer Hilfe anzunehmen. Das merke ich, gerade, wenn ich lahm mit dem rechten Arm und mir von meinem Mann das Brot schmieren lassen muss. Oder eben hat mir Frau Becker aus der Jacke geholfen. Ja, das kenne ich überhaupt nicht. Ich war alltags, nicht im juristischen Sinne, aber im pragmatischen Sinne, alleinerziehend mit drei Kindern und war berufstätig. Ich glaube, ich war schon immer sehr aktiv und ja. Also ich meine, ich habe schon mal eine Putzhilfe gehabt ein paar Jahre, aber ich meine, die hat man ja bezahlt, das war ja was Anderes. Das ist was ganz Anderes. Aber so um Hilfe bitten, glaube ich, fällt mir schwer, würde mir schwerfallen. Aber vielleicht auch dadurch, dass das jetzt so läuft zwischen uns kann ich mir später auch eine kleine Scheibe von abschneiden.“ (int_bhl, 214-226)

Frau Hofer-Lutz reflektiert hier eine grundlegende Selbsteinschätzung („mir fällt das sehr schwer Hilfe anzunehmen“), die sie mit einer aktuellen Situation („das merke ich gerade“) – dem gebrochenen Arm – verknüpft. Sie musste sich von ihrem Mann das Brot schmieren lassen und sich von Frau Becker in die Jacke helfen lassen. Diese Situationen stellt sie als befremdlich dar – und untermauert dies mit biografisch relevanten Daten einer berufstätigen Mutter, die sich neben der Berufstätigkeit allein um drei Kindern kümmerte. Die einzige Unterstützung, die sie dabei suchte und bekam, war eine bezahlte Haushaltshilfe.

Diese Leistung trennt sie aufgrund der monetären Voraussetzung von einer Hilfe, die sie einfordern müsste und die unentgeltlich geleistet wird. Im Interview selbst hat sie die Möglichkeit, dies intensiver zu reflektieren und, schließt ihren Beitrag wieder mit der Aussage, dass ihr das „um Hilfe bitten“ „schwerfallen würde“. Diese neue Rollenperspektive beinhaltet eine Irritation, die durch die komplexe Gesprächssituation verstärkt wird. So kann sie sich ein Stück davon lösen („eine kleine Scheibe von abschneiden“), was sie damit begründet, dass („das jetzt so läuft zwischen uns“) eine besondere Beziehung vorhanden sein muss, um eventuell um Hilfe bitten zu können. Dies kann auch bedeuten, dass ein besonderes Vertrauen und Verlässlichkeit besteht, dass sie die Erfahrung gemacht hat, dass „um Hilfe bitten“ nicht so schwer ist oder dass

sie dies als einen wichtigen Schritt der Ermöglichung interpretiert, um Hilfe zu bekommen. Obwohl sie das Wort „später“ verwendet, was auf eine zukünftige Vorstellung einer Situation hinweist und nicht ihrem aktuellen Bewusstseinsstand entspricht, interpretiert sie das „Hilfe annehmen“ von Frau Becker als Lernimpuls für sich.

Interessant ist in dieser Sequenz zur „Putzhilfe“, dass Frau Hofer-Lutz zwischen einer monetären Dienstleistung und einer Hilfe auf freiwilliger Basis unterscheidet. Es wäre auch eine Interpretationsmöglichkeit, dass Frau Hofer-Lutz selbst so viel Hilfe leisten muss, dass sie dabei Unterstützung braucht und dies eigentlich zu viel für eine Person ist und dies nicht aufgrund einer Einschränkung geschieht. So fühlt sie sich als diejenige, die anderen hilft, für sie verantwortlich ist und kann es nur schwer ertragen, wenn sie dazu nicht mehr in der Lage ist oder sein sollte. Entscheidend bei ihrer Positionierung ist aber, dass sie einen Rollenwechsel reflektiert und in Erwägung zieht. Dadurch, dass sie Frau Becker als Vorbild präsentiert, stellt sie trotz der grundsätzlich asymmetrischen Hilfebeziehung ein Stück situativer Reziprozität her und bietet damit der Hilfebeziehung Stabilität. Da es sich um eine durch Irritation ausgelöste Reflexion handelt, bezeichne ich die Situation als eine Situation mit Irritationscharakter mit reflexiven Rollenmöglichkeiten.

(3) *Starrer Otheringcharakter*. Ein starres Othering³⁷ mit unflexiblen Rollen und einer (Un-)Möglichkeit der Hilferollenänderung erweist sich als krisenhaft, da Veränderungen eher nicht zugelassen, sondern verstärkt werden. Er zeigt sich in einer Gesprächssituation der Hilfebeziehung von Frau Müller und Herrn Schmidt.

„I: Und haben Sie die umgekehrte Erfahrung gemacht, und sich auch irgendwie, gesagt, jetzt bräuchte ich eigentlich auch mal Hilfe. Jetzt muss ich mal sagen, komm.“

B2: Selten. Aber natürlich auch, klar. Durch Freunde und so weiter, nimmt man– Aber ich muss auch sagen, ich bin jemand, der nicht so, Hilfe, also so leicht, annimmt. Weil, solange man noch selber kann. Aber natürlich kommt man mal in Situationen und braucht Hilfe von jemandem. Manche Dinge gehen nicht alleine. Aber das ist dann auch sehr, naja, man hat irgendwie so das Gefühl, man stiehlt dem anderen die Zeit. Das ist ein komisches Gefühl so. Also, da ich einfach immer selbst der Macher bin. [zu Herrn Schmidt gewandt:] Aber man muss das lernen, die Hilfe anzunehmen, gell?“ (int_sm, 471-485)

³⁷ „Othering“ beschreibt den Prozess, durch den Menschen oder Gruppen als „anders“ kategorisiert werden, was oft zur Ausgrenzung und Diskriminierung führt. Ursprünglich im Kontext des Orientalismus von Edward Said geprägt, wird der Begriff heute auch auf allgemeine Prozesse des Andersseins übertragen, etwa in der Wahrnehmung von Personen, die als weniger leistungsfähig oder „abweichend“ betrachtet werden. Naika Foroutan (2019) betont, dass „Othering“ nicht nur historisch, sondern auch in aktuellen gesellschaftlichen Diskursen wirksam ist, indem es soziale Ungleichheiten reproduziert (vgl. Said 1978; Foroutan 2019).

Die Frage nach der Rollenumkehr zielt schon darauf ab, dass sich Frau Müller positionieren muss. Sie erinnert sich durchaus an Situationen, in denen sie Hilfe erfahren hat „durch Freunde und so weiter“, die sie aber nicht weiter thematisiert. Auch sie reflektiert, dass sie „nicht so, so leicht Hilfe, also so leicht, annimmt“ und wechselt dabei immer wieder zwischen der Verwendung des „man“ und einer Verwendung des „ich“. Die Verwendung des „man“ verstärkt die Argumentation für allgemeine Erzählungen („solange man noch selber kann“, man stiehlt dem anderen die Zeit.“, „natürlich kommt man mal in Situationen und braucht Hilfe von jemandem“). Das „ich“ wird für die Begründung genutzt: „ich bin jemand“, „da ich einfach immer selbst der Macher bin“, die eine Form von Othering darstellt: die Macher und die Nicht-Macher. Dies wird im letzten Satz zugespitzt, in dem sie sich an Herrn Schmidt wendet und ihm zuschreibt, dass er derjenige ist, der Hilfe annehmen muss. Durch die Überbetonung dieser Szene verstärkt sie die Dichotomie der Rollen von Hilfesuchenden und Hilfebietenden. Hier kann das Modell des Othering zum Tragen kommen, das Menschen aufgrund ihrer Abhängigkeit von anderen als „anders“ und „nicht normal“ markiert und ausgrenzt und ihnen möglicherweise auch Bedürfnisse und Rechte abspricht. Diese Rollenveränderungen sind kontext- und situationsabhängig, werden aber durch grundlegende Erzählungen und Erfahrungen von Hilfe unterstützt. Die Ordnung der Interaktionen kann dadurch entweder gar nicht gestört oder aber extrem irritiert werden. Je nach Reflexionsfähigkeit bzw. -möglichkeit können Asymmetrien, Reziprozität oder ein Othering verstärkt werden, die in den Hilfebeziehungen ausgehandelt werden müssen. Hilfegebende und Hilfesuchende müssen sich individuell und gemeinsam damit auseinandersetzen, um insbesondere irritierende Situationen zu bearbeiten, da sie sich auf das Gelingen oder Scheitern von Hilfebeziehungen auswirken können.

Anhand der drei analytischen Rollenveränderungen in der Hilfebeziehung wurde aufgezeigt, wie vielfältig und dynamisch die Rollen in diesen Beziehungen sind und wie sie immer wieder neu aufeinander abgestimmt werden müssen. Der Wechsel von Rollen birgt sowohl Konfliktpotenziale als auch die Möglichkeit konflikthafter Irritationen, die häufig nicht mit den ursprünglichen Vereinbarungen und den damit verbundenen Erwartungen an Rollen und Aufgaben übereinstimmen. Entscheidend für das Gelingen der Hilfebeziehung ist, ob es den Beteiligten gelingt, diese Veränderungen zumindest allein, besser noch gemeinsam zu klären und zu reflektieren.

Darüber hinaus lässt sich erkennen, dass diese Rollenveränderungen nicht isoliert betrachtet werden dürfen, sondern eng mit sozialräumlichen Bedingungen und reziprozitätsrelevanten Dynamiken verknüpft sind. Hilfebeziehungen entstehen und entwickeln sich innerhalb sozialräumlicher Kontexte wie z.B. durch die institutionellen und in anderen gemeinschaftlichen Angeboten sowie auch an der Orientierung von Hilfebedarf und Hilfeangebot: alle stellen Ressourcen und Begrenzungen für die Interaktion bereit. Gleichzeitig können sie

Bildungspotenziale freisetzen, indem die Beteiligten ihre eigenen Rollen, Erwartungen und sozialen Positionen reflektieren und neu aushandeln. Hierdurch entstehen nicht nur individuelle Lern- und Veränderungsprozesse, sondern auch Möglichkeiten zur Weiterentwicklung des gesamten Hilfesystems.

4.3.3 Prozesshafte Beziehungsveränderungen

Von besonderem Interesse sind hier die Handlungsweisen, die zu einer gemeinsamen Aushandlung der Passung dieser Beziehungsform führen. Die bisherigen Ergebnisse haben den Begriff der Hilfebeziehung genutzt, um Hilfeleistungen und gemeinsame Hilfearrangements zu beschreiben. Es zeigt sich jedoch, dass die Bedeutung von Hilfebeziehungen differenzierter betrachtet werden muss, insbesondere, wenn sich die Beziehungsdynamik durch die Entwicklung des Hilfegegenstandes und der damit verbundenen Erwartungen verändert. Der Fokus liegt nun auf beziehungsrelevanten Vorstellungen und Verständnissen, die in den Interaktionen sichtbar werden und von den Beteiligten aktiv eingebracht werden.

Ausgangspunkt dieser Analyse ist die freiwillige, ehrenamtliche und solidarische Leistung, die dem Charakter einer Nachbarschaftshilfe entsprechen soll und sozialräumlich organisiert ist. Eine Besonderheit dieser Konstellation besteht darin, dass die räumliche Nähe, die ein Nebeneinanderwohnen wie bei einer Nachbarschaft üblicherweise vorausgesetzt wird, fehlt. Stattdessen findet die Hilfeleistung durch eine zwar territorial eingegrenzte, aber institutionelle Vermittlung statt, die Personen mit passendem Hilfebedarf und Hilfeangebot zusammenbringt. Zu Beginn wird ein gemeinsamer grundlegender Rahmen für die Hilfe ausgehandelt.

Das Besondere an dieser Form der Hilfebeziehung ist, dass die Beteiligten sich zu Beginn fremd sind. Erst durch die Gestaltung und Entwicklung der Beziehung kann die Hilfebeziehung nachhaltig stabilisiert werden. Hier soll – ähnlich wie bei der Analyse der Rollenwechsel – eine Kategorisierung vorgenommen werden, die die Dynamik im Spannungsfeld zwischen Gelingen und Scheitern aufzeigt. Durch Hinzunahme verschiedener hierarchisierender Hilfebeziehungsformen, wie z.B. Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft, Nachbarschaft, professionelle Dienstleistungen, soll diese Unterscheidung zeigen, dass Hilfebeziehungen auf sehr unterschiedlichen Ebenen stattfinden können und eine (sozial)räumliche Aussage wie Nachbarschaft noch keine Aussage zur Qualität oder Quantität der Beziehung aussagt. Die Vermutung liegt nahe, dass auch Nachbarschaft unterschiedlich gelebt und interpretiert wird, dass sich aber zwei benachbarte Menschen fremd oder nicht fremd sein können und auch zu kleineren gegenseitigen Unterstützungsprozessen bereit sind, sie möglicherweise aber gar auch keinen weiteren Kontakt haben.

In komplexen sozialen Kontexten führen diese Diskurse zu verfestigten, aber sich stets veränderbaren Regeln, die das Hilfeanbieten und Hilfeannehmen beeinflussen. Hierbei spielen nicht nur die Verlässlichkeit und Qualität der geleisteten Hilfe eine Rolle, sondern auch, wie öffentlich und sichtbar eine Hilfe ist (z.B. Angst vor Scham oder Stigmatisierung), in welchem Maße Abhängigkeiten entstehen und wie das Verhältnis von Geben und Nehmen gestaltet wird, welche Erwartungen das soziale Umfeld an die Akteure hat oder welche Regeln in bestimmten Kontexten gelten (z.B. Angst vor Nicht-Zugehörigkeit oder Exklusion).

Ziel dieses Kapitels ist es zu rekonstruieren, welche Thematisierungen von Beziehungsformen und deren Veränderungen in den Hilfegesprächen sichtbar wurden. Dabei wird auch deutlich, welche Konflikte sich in diesem Aushandlungsprozess ergeben. Die zentralen Fragen lauten daher, welche Handlungsweisen sich in den Hilfebeziehungen zeigen, welche Konsequenzen entstehen, wenn Hilfebietende oder Hilfesuchende eine andere Beziehungsform benötigen oder wünschen, welche Bedeutungen die Beteiligten der Hilfebeziehung zuschreiben und wie gemeinsam mit diesen Veränderungen umgegangen wird.

Im Mittelpunkt steht das Spannungsfeld zwischen Scheitern (1) und Gelingen (2) solcher Hilfebeziehungen.

(1) *Scheitern im Spannungsfeld* von Einkaufsdienstleistung und sozialer Beziehung. Die Ergebnisse zeigen, dass trotz der Vereinbarung einer begrenzten Dienstleistungsbeziehung zwischen Hilfebietenden und Hilfesuchenden in bestimmten Momenten soziale Beziehungsmuster entstehen, die über eine rein transaktionale Beziehung hinausgehen, und die ich hier noch einmal vorstelle. Besonders deutlich wurde dies in der Begegnung zwischen Frau Bachmann (Hilfesuchende) und Frau Alt (Hilfebietende). Obwohl Frau Bachmann zunächst nur nach einer Einkaufshilfe fragte (Regelfall, siehe Kap. 4.1), entwickelte sich im Laufe der Zeit eine intensivere Beziehung. Frau Bachmann begann, Frau Alt mit zusätzlichen Aufgaben zu betrauen und sah in ihr eine Vertrauensperson. Sie verzichtete sogar auf die Beantragung einer gesetzlichen Betreuung, da sie davon ausging, dass Frau Alt diese Rolle übernehmen würde, obwohl diese ihr immer wieder deutlich machte, dass sie dies nicht übernehme. So kam es in dieser Beziehung zu Konflikten und Unstimmigkeiten. Während sich Frau Bachmann eine engere Beziehung als die reine Dienstleistungsbeziehung vorstellte, war Frau Alt darauf bedacht, bei der ursprünglichen Vereinbarung zu bleiben, die sich um den wöchentlichen Einkauf drehte, und vielleicht kleinere anfallende Aufgaben vor Ort zu erledigen. Für Frau Alt wird es immer schwieriger, die geforderten Aufgaben abzuwehren. Frau Bachmann benötigt dringend mehr Hilfe und übt Druck auf Frau Alt aus. Obwohl beide ihre Bedürfnisse äußern, gelingt es ihnen nicht, eine gemeinsame Lösung zu finden. Insbesondere bei einem Krankenhausaufenthalt gibt Frau Bachmann ohne Wissen von Frau Alt selbstverständlich Frau Alt als erste Bezugsperson an. Dies führte zu Spannungen und schließlich zum Scheitern der Hilfebeziehung.

Der Modus des Scheiterns gemeinsamer Aushandlungsmöglichkeiten innerhalb einer Hilfebeziehung wird in der Beziehung zwischen Frau Boll und Frau Mecking deutlich. Ihre anfänglichen Hilfeerwartungen schienen passgenau, da sie auf den konkreten Bedarf einer Einkaufshilfe ausgerichtet waren. Frau Mecking, die über ein Auto und Zeit verfügte, erklärte sich bereit, diese Hilfe anzubieten. In einem ersten Gespräch betonte sie, dass es für sie kein Problem darstelle und die Absprachen ausreichend seien, da es sich ja „nur um eine Einkaufshilfe“ handle, die nicht allzu kompliziert sein könne. Dennoch endete der gemeinsame Einkauf für beide Frauen in einem Desaster, da Frau Mecking nicht damit gerechnet hatte, dass Frau Boll sich den Einkauf ganz anders vorgestellt hatte. Die Interpretation einer „unkomplizierten Einkaufshilfe“ (Kap. 4.1.3) macht deutlich, wie unterschiedlich und individuell die Voraussetzungen für Hilfe und Unterstützung sein können. Unterschiedliche Erfahrungen und Bedürfnisse sind mit dem Charakter dieser Hilfebeziehung verbunden. In dieser Hilfebeziehung fehlte von Anfang an eine geeignete soziale Basis, um Aushandlungen überhaupt zu ermöglichen. Dies führte zu einem Eklat, der sowohl Frau Boll als auch Frau Mecking verletzt und ratlos zurückließ, ohne dass sie diese Hilfsituation für sich ausreichend bearbeiten konnten. Im Gegenteil – beide lehnten in der Folge ein gemeinsames Gespräch ab. Dies führte zu der paradoxen Situation, dass Frau Boll keine Einkaufshilfe mehr hatte und auch nicht mehr nachfragte. Institutionell organisierte Unterstützung kam für sie nicht mehr in Frage und stellte nun eine größere Herausforderung dar, ausreichend versorgt zu sein. Scham führt zu einem Rückzug beider Beteiligten, der auch durch die Vermittlungsinstitution nicht adäquat aufgefangen werden konnten.

Die beiden dargestellten Hilfesituationen verdeutlichen, warum Hilfebeziehungen scheitern können: Die zentralen Gründe stellen sich als unausgesprochene oder widersprüchliche Erwartungen, ungleiche Vorstellungen von Rollen und mangelnde Aushandlungsmöglichkeit heraus. In der Beziehung von Frau Bachmann und Frau Alt zeigt sich, dass das unausgeglichene Verhältnis zwischen der gewünschten Nähe von Frau Bachmann und der bevorzugten Distanz von Frau Alt zu einem unüberwindbaren Konflikt führt, der schließlich zum Abbruch der Beziehung führt. Auch in der Situation von Frau Boll und Frau Mecking wird deutlich, dass das Scheitern durch nicht übereinstimmende Erwartungen und mangelnde Kommunikation vorprogrammiert, weil die Beteiligten unterschiedliche Vorstellungen von der Beziehung und ihrer Dynamik haben. Es fehlt an einer gemeinsamen Basis, um Konflikte zu thematisieren und Missverständnisse zu klären. Die daraus resultierende Verletzung beider Seiten führt nicht nur zum Ende der Hilfebeziehung, sondern auch zur Ablehnung weiterer Hilfen.

Das Scheitern dieser Beziehungen lässt sich auf mehrere Faktoren zurückführen: Erstens fehlt es an klaren und offenen Absprachen über die Erwartungen und Rollen der Beteiligten. Zweitens sind beide Seiten nicht in der Lage

oder bereit, Veränderungen und Spannungen konstruktiv zu verhandeln. Drittens verstärken ungleiche Machtverhältnisse – etwa die Abhängigkeit der Hilfesuchenden oder die emotionale Distanz der Hilfebietenden – die Konflikte, ohne dass ein gemeinsamer Reflexionsprozess stattfindet. Darüber hinaus spielen sozialräumliche Kontexte eine wichtige Rolle, die das Gelingen oder Scheitern von Hilfebeziehungen beeinflussen können. Die räumliche und soziale Verortung der Hilfebeziehungen – etwa das Fehlen gemeinsamer Bezugspunkte oder grundlegender verlässlicher Unterstützungsnetzwerke – erschwert die Etablierung stabiler Beziehungen. Gleichzeitig kann die institutionelle Vermittlung zwar Begegnungen ermöglichen, bleibt jedoch häufig unzureichend, wenn keine weiterführenden Ressourcen oder strukturelle Anbindungen vorhanden sind, die die Beziehung unterstützen könnten.

Dennoch liegt in diesen Prozessen ein transformatives Potenzial: Auch wenn Hilfebeziehungen scheitern, können sie als Lernräume dienen, in denen sowohl Hilfesuchende als auch Hilfebietende neue Einsichten über Erwartungen, Rollen und Grenzen gewinnen. Hilfesuchende könnten genauer überlegen, was sie eigentlich wirklich brauchen und sie könnten ermutigt werden, diese Hilfen auch einzufordern. Hilfebietende könnten genauer überlegen – was Frau Alt letztlich gemacht hat –, was sie eigentlich machen möchten und sich nicht unter Druck setzen aufgrund der Annahme, dass es keine andere Hilfe für die Hilfesuchenden gibt. Dieses Potenzial zur Veränderung wird jedoch nur ausgeschöpft, wenn die Beteiligten zu einer Reflexion und einem Austausch bereit sind und auch in diesem gefördert werden – sei es durch die Beteiligten selbst oder durch eine institutionelle Begleitung. Hier zeigt sich besonders, dass die sozialräumliche Einbettung und Begleitung sowie die Gestaltung der Beziehungsdynamik Ansatzpunkte für eine Weiterentwicklung bieten.

(2) *Gelingende Grundlagen für Beziehungsveränderungen.* Im Kontrast zu den Kategorien des Scheiterns sollen Bedingungen und Faktoren dargestellt werden, die dazu beitragen, dass Hilfebeziehungen erfolgreich gestaltet und angepasst werden können, wenn sich die Erwartungen an die Hilfebeziehung und die Beziehungsformen selbst verändern.

Ein Beispiel für gelingende Beziehungsveränderungen wird in der Geschichte von Frau Becker und Frau Hofer-Lutz ersichtlich. Obwohl die ursprüngliche Vereinbarung lediglich eine Einkaufsdienstleistung umfasste, äußert Frau Becker den Wunsch nach mehr gemeinsamen Gesprächen. Da Frau Hofer-Lutz dies aber nicht leistet bzw. leisten kann und dies von Frau Becker auch so akzeptiert wird, ermöglicht diese Art der Kommunikation und des gemeinsamen Reflektierens eine nachhaltige Perspektive des Gelingens in ihrer Hilfebeziehung.

Ein ähnliches Beispiel zeigt sich in der Beziehung zwischen Herrn Richter und Herrn Häfner-Meier. Ursprünglich wurde lediglich ein Fahrdienst vereinbart, im Laufe der Beziehung entwickelte sich jedoch eine freundschaftliche

Bindung und der Wunsch, diese Beziehung aufrechtzuerhalten. Dies zeigt, dass auch in Beziehungen, die von ihrer ursprünglichen Struktur abweichen, ein Gelingen der Hilfebeziehung möglich ist, wenn beide Seiten bereit sind, die Beziehung anzupassen und gemeinsam abzuwägen.

Die erfolgreiche Bewältigung von Beziehungsveränderungen erfordert ein kompetentes gemeinsames Abwägen und Aushandeln der Bedürfnisse und Erwartungen der Beteiligten. Das bedeutet, dass Beziehungsformen immer wieder reflektiert und neu geordnet werden müssen, um den sich verändernden Anforderungen gerecht zu werden. Es wird permanent Ordnung hergestellt. In einigen Fällen sind auch Deutungen und Interpretationen der Beziehung relevant. Wenn die Beziehung auf einer gemeinsamen Basis von Sympathie und Verständnis beruht, kann dies das Gelingen der Hilfebeziehung unterstützen. Jedoch muss selbst in solchen Fällen die Form der Hilfebeziehung regelmäßig und situativ geklärt und kommuniziert werden.

Im Fall von Frau Schu und Frau Jäger wird deutlich, dass auch Deutungen eine Rolle für das Gelingen einer Hilfebeziehung spielen. Obwohl sich ihre Beziehung nicht wesentlich verändert, basiert sie auf einer gemeinsamen Basis von Sympathie (Kap. 4.1). Diese Sympathie wird als performativer Akt thematisiert und von beiden Seiten übereinstimmend wahrgenommen. Die Deutung der gemeinsamen Sympathiebasis trägt dazu bei, dass die Hilfebeziehung erfolgreich ist und funktioniert. Die positive Ausgangsbasis ermöglicht eine vertrauensvolle und harmonische Zusammenarbeit. Dennoch ist es wichtig zu betonen, dass auch in dieser Beziehung die Form der Hilfebeziehung immer wieder geklärt werden muss. Auch wenn es keine großen Veränderungen gibt, ist es wichtig, dass beide Seiten regelmäßig kommunizieren und sich über ihre Erwartungen und Bedürfnisse austauschen, um sicherzustellen, dass die Hilfebeziehung weiterhin angemessen ist und beiden Seiten gerecht wird. Diese Interpretation verdeutlicht, dass erfolgreiche Hilfebeziehungen auch davon abhängen, wie die Beteiligten die Beziehung interpretieren und verstehen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass gelingende Hilfebeziehungen auf mehreren Ebenen entscheidende Voraussetzungen erfüllen müssen: Flexibilität, offene Kommunikation und die Bereitschaft zur Anpassung stehen dabei im Mittelpunkt. Entscheidend ist, dass die Beteiligten in der Lage sind, unterschiedliche Erwartungen und Bedürfnisse zu erkennen, anzusprechen und in einem gemeinsamen Prozess auszuhandeln. Insbesondere die Fähigkeit, Veränderungen in der Beziehung aktiv zu bewältigen und Konflikte konstruktiv zu lösen, spielt eine zentrale Rolle.

Darüber hinaus profitieren gelingende Hilfebeziehungen von einer klaren sozialräumlichen Verankerung. Wenn die Beziehung in ein unterstützendes Netzwerk oder eine förderliche Infrastruktur eingebettet ist, wird nicht nur ihre Stabilität erhöht, sondern auch ihr Potenzial zur sozialen Integration gestärkt. Die sozialräumliche Perspektive ermöglicht es, Ressourcen und strukturelle

Rahmenbedingungen gezielt mitzudenken um die Beziehung zu stärken und nachhaltiger zu gestalten.

Auch in diesem Prozess liegt ein starkes transformatives Potenzial: Gelingende Hilfebeziehungen fördern nicht nur die Erfüllung unmittelbarer Bedürfnisse, sondern bieten beiden Seiten die Möglichkeit, sich durch Reflexion und gegenseitige Anpassung weiterzuentwickeln. Anpassung meint hier keinen Prozess, der sich an andere Menschen und deren Interessen anpasst, sondern sie bedeutet, sich selbst an eigene Bedürfnissen und Interessen zu orientieren und mit diesen Perspektiven gemeinsame dialogische Lösungen zu finden. Die Hilfebeziehungen selbst können als Räume der Veränderung wirken, in denen individuelle Rollen und Erwartungen weiterentwickelt werden. Gleichzeitig wird das Verständnis von Solidarität, Verantwortung und Unterstützung im sozialen Kontext neu definiert, wodurch sich die Chance auf eine nachhaltige, wechselseitig bereichernde Dynamik ergibt, die weit über die ursprüngliche Hilfeleistung hinauswirken kann.

4.3.4 Dynamische Veränderungen in der Hilfebeziehung als transformatives Potenzial – eine Zusammenfassung

Gesellschaftliche Wandlungsprozesse, die mit den dynamischen Veränderungsprozessen in den Hilfebeziehungen einhergehen, wirken sich stark auf die kontextuellen Bedingungen der Hilfestrukturen, -systeme und -beziehungen, aber auch auf -bedarfe und -angebote aus. In der Mikroperspektive der Hilfebeziehungen bilden sich unterschiedliche Erwartungen, Bedürfnisse und Rollenverständnisse der Beteiligten ab, die zudem einer Veränderung im Verlauf der Beziehung unterliegen. Das transformative Potenzial von Hilfebeziehungen zeigt sich genau in diesen unterschiedlichen Prozessen, da sie nicht nur die Beziehung selbst, sondern ebenso die beteiligten Personen und auch wiederum das unterstützende Umfeld, gesellschaftliche Diskurse, sozialpolitische Entscheidungen und auch grundsätzliche globale sorgerelevante Strukturen verändern können. Sollen sozialräumliche Hilfestrukturen verändert werden, dann müssen alle Ebenen mit einbezogen werden. Anhand der bisherigen empirischen Ergebnisse zeigen sich Richtungen, Spannungsfelder und Herausforderungen in der Hilfebeziehung selbst, aber auch die veränderlichen Potenziale.

Wenn Hilfesuchende und Hilfebietende mit spezifischen Vorstellungen in die Beziehung eintreten, wird ein zentrales Spannungsfeld in den unterschiedlichen Verständnissen von Hilfe, die oft nicht gleich übereinstimmen, sichtbar. Wird z.B. eine intensive Unterstützung und emotionale Nähe erwartet, die andere Person aber klare Grenzen zeigt und eine eher funktionale Rolle einnimmt, wird dies besonders herausfordernd – ebenso, wenn sich der Hilfege-

genstand, die Rollen oder die Beziehung dynamisch und situativ (weiter)entwickeln – etwa durch neue Bedürfnisse, Interessen oder Konflikte, die nicht im ursprünglichen Rahmen vereinbart waren. Solche Ungleichgewichte können zu emotionaler und praktischer Überforderung führen, insbesondere wenn die eine Seite intensivere Bindungen sucht und die andere Seite Distanz wahren möchte. Hilfesuchende befinden sich häufig in einer abhängigen Position, die es erschwert, ihre Bedürfnisse klar zu formulieren oder Grenzen zu setzen. Gleichzeitig können Hilfebietende – bewusst oder unbewusst – diese Abhängigkeit verstärken, was zu Konflikten und einem Ungleichgewicht in der Beziehung führt. Gelingende Hilfebeziehungen leben damit von der Fähigkeit, solche Spannungen aktiv zu reflektieren und zu bewältigen. Das Fehlen gemeinsamer reflektierter Aushandlungsprozesse trägt das Potenzial von Missverständnissen, Überforderung oder Enttäuschungen in sich, die die Beziehung belasten oder scheitern lassen.

Trotz der Herausforderungen bergen diese Spannungsfelder ein erhebliches transformatives Potenzial. Auf individueller Ebene bieten sie beiden Seiten die Möglichkeit, durch die Beziehung zu wachsen. Hilfesuchende können durch die Beziehung lernen, ihre Autonomie zu stärken und neue Wege für ihre Hilfepraxis zu entwickeln und ihre Interessen stärker nach außen zu vertreten. Hilfebietende hingegen können durch ihr Engagement ihre soziale Verantwortung hinterfragen und persönliche Zufriedenheit und Anerkennung in den Mittelpunkt stellen. Auch die Beziehung selbst kann transformativ wirken. Die Bereitschaft, sich auf Veränderungen einzulassen, Rollen anzupassen und Konflikte zu klären, ermöglicht eher eine nachhaltige Zusammenarbeit, die über die unmittelbare Hilfeleistung hinausreicht.

Diese Prozesse werden jedoch stark von strukturellen und sozialräumlichen Rahmenbedingungen beeinflusst. Vermittlungsstellen und unterstützende Netzwerke spielen eine zentrale Rolle dabei, Hilfepaare zusammenzubringen und deren Beziehung zu stabilisieren. Fehlende Kapazitäten oder die Schließung solcher Einrichtungen erschweren die Beziehungsgestaltung erheblich. Gleichzeitig wird deutlich, dass die räumliche Nähe und die Verfügbarkeit von Ressourcen – wie Mobilitätsangeboten oder Begegnungsräumen – entscheidend dafür sind, wie stabil und nachhaltig Hilfebeziehungen gestaltet werden können.

Das transformative Potenzial von Hilfebeziehungen wird schließlich auch auf gesellschaftlicher Ebene rekonstruierbar. Solche Beziehungen fördern Solidarität und sozialen Zusammenhalt, indem sie neue Formen von Unterstützung und Partizipation schaffen. Gleichzeitig haben sie das Potenzial, gesellschaftliche Diskurse über Hilfe, Abhängigkeit und Autonomie kritisch zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Damit dieses jedoch ausgeschöpft werden kann, braucht es unterstützende strukturelle und passgenaue sozialräumliche Bedingungen und bildungspolitische Gelegenheiten zur Beteiligung. Zusammenfassend zeigt sich, dass dynamische und krisenhafte Veränderungen in

Hilfebeziehungen Potenziale für individuelles und gemeinschaftliches Wachstum sowie für eine nachhaltige Stärkung des sozialen Zusammenhalts mit sich bringen.

Wesentlich für die Auseinandersetzung in Hilfebeziehungen ist daher auch die Fähigkeit, sich mit den eigenen, aber auch unterschiedlichen Verständnissen und Konzepten von Hilfe auseinanderzusetzen, diese zu reflektieren und in die Gestaltung der Beziehung einzubringen. Auch die dabei unterstützenden Rahmenbedingungen, wie sozialräumliche Anbindungen und bildungsrelevante und -unterstützende Aspekte in diesem Reflexions- und Gestaltungsprozess gilt es genauer anzuschauen, v.a. in Bezug auf die Arbeit in den Vermittlungs- und Organisationsstellen.

Im weiteren Verlauf der Ergebnisdarstellung wird nun rekonstruiert, wie biografische Hintergründe und habitualisierte Vorstellungen von Hilfe die Praxis der Hilfebeziehungen prägen. Besonders relevant ist die Frage, wie diese individuell geprägten Konzepte die Passung und Gestaltung der Hilfebeziehungen beeinflussen und welche herausfordernden und auch krisenhaften Potenziale in diesen Prozessen liegen. Die Betrachtung der Hilfebeziehungen soll dabei nicht nur die Ebene der Interaktionen umfassen, sondern noch stärker in ihre sozialräumlichen und bildungsrelevanten Dimensionen eingebettet werden.

5. Biografisch begründete Konzepte als Orientierungen für Hilfestrategien

Die bisherigen Analysen haben verdeutlicht, dass Hilfebeziehungen durch individuelle Bedürfnisse und Erwartungen der Beteiligten geprägt sind, aber auch durch Strategien und Handlungsmuster, die sie in ihrer Hilfepraxis entwickeln. Dabei wird sichtbar, dass die Gestaltung von Hilfebeziehungen in einem komplexen Wechselspiel von Anforderungen an Hilfebedarf und Hilfeangebot und deren situativen Aspekten, sozialräumlichen Kontexten und gesellschaftspolitischen Bedingungen erfolgt. Ein zentrales Ergebnis der vorangegangenen Kapitel ist, dass Hilfebeziehungen auch als Bildungs- und Lernräume wirken, in denen die Beteiligten ihre Rollen, Grenzen und Erwartungen zu ihren Hilfebedarfen und Hilfeangeboten aushandeln und reflektieren. Besonders in sozialräumlich organisierten Kontexten, in denen Unterstützung durch Nachbarschaft, institutionelle Vermittlung oder regionale Netzwerke eingebettet ist, entstehen spezifische Dynamiken, die die Hilfepraxis prägen. Dazu gehören auch biografisch geprägte Orientierungen, die die Hilfepraxis als mehr oder weniger habitualisierte Hilfeverständnisse und -konzepte beeinflussen. Solche Konzepte, die auf vergangenen Erfahrungen basieren, bieten Orientierung in der Hilfepraxis und bilden sich in den Handlungsweisen der Beteiligten in der Hilfebeziehung ab, z.B. wie sie in bestimmten Situationen reagieren, Entscheidungen treffen und bereit sind, die Beziehungen gestalten zu wollen.

Vor diesem Hintergrund untersucht dieses Kapitel, wie biografisch begründete Konzepte von Hilfe die Praxis der Hilfebeziehungen prägen und welche Bildungs- und Veränderungsprozesse daraus entstehen. Dabei wird folgenden Fragen nachgegangen: Wie prägen biografische Erfahrungen die Hilfeeorientierungen und Handlungsstrategien der Beteiligten? Welche Rolle spielen sozialräumliche und sozialraumtheoretische Kontexte bei der Entwicklung und Umsetzung dieser Konzepte? Welche Strategien und Kompetenzen entwickeln Hilfesuchende und Hilfebietende, um biografische Differenzen zu gestalten? Und inwieweit zeigen sich unter dieser Perspektive bildungsrelevante Prozesse und deren transformative Potenziale?

Zunächst werden Hilfeerfahrungen und biografische Verknüpfungen analysiert (5.1), um zu verstehen, wie frühere Ereignisse und Prägungen die Orientierung und Strategien der Beteiligten beeinflussen. Darauf aufbauend werden die Rahmungen von Hilfeverständnissen betrachtet, die als eigentheoretische Orientierungen in der Praxis wirksam sind (5.2). Im nächsten Schritt werden die Potenziale zur Gestaltung von Hilfebeziehungen beleuchtet (5.3) – mit dem Fokus auf Strategien zur Bearbeitung von Grenzen sowie den notwendi-

gen Kompetenzen und Ressourcen. Hier geht es auch darum, die vielschichtigen Aspekte von Hilfekonzepten aufzuzeigen, die letztlich als in sozialen Interdependenzen konstruiert gelesen werden. Abschließend wird das transformative Potenzial biografisch begründeter Hilfekonzepte reflektiert (5.4), um ihre Bedeutung für Bildungsprozesse und soziale Transformationen herauszuarbeiten. Das Kapitel zeigt, wie biografische Prägungen die Weiterentwicklung von Hilfebeziehungen ermöglichen.

Das Ziel dieses Kapitels ist es, die vielfältigen Aspekte biografisch begründeter Hilfekonzepte zu rekonstruieren und aufzuzeigen, wie diese Konzepte in sozialen Interaktionen konstruiert, verhandelt und transformiert werden können. Damit wird eine Grundlage für die Entwicklung praxisnaher, sozialraumorientierter und bildungsrelevanter Ansätze gelegt, die das transformative Potenzial solcher Konzepte fördern können.

5.1 Hilfeerfahrungen und biografische Verknüpfungen

Bevor verschiedene biografische Erfahrungshorizonte im Kontext individueller Sorge dargestellt werden, wird zunächst der Zusammenhang von Hilfeerfahrungen und deren biografischen Verknüpfungen eingeführt und deren Relevanz begründet (1). Im Anschluss werden exemplarisch vier unterschiedliche biografisch begründete Hilfeerfahrungszusammenhänge nachgezeichnet, die kontrastierende Sorgeerfahrungen illustrieren: lebenslange außerfamiliäre Sorgeerfahrung (2), Sorgeerfahrung in der Begegnung mit Einschränkungen (3), familiäre Sorgeerfahrung als „Macherin“ (4) sowie Sorgeerfahrungen mit Zugangshürden für das Hilfeangebot (5). Die Analyse basiert auf Interviewmaterialien von zwei Männern und zwei Frauen, die aus zwei Hilfepaargesprächen und zwei narrativ-biografischen Einzelinterviews stammen. Diese Beispiele dienen dazu, Kategorisierungen und Spannungsfelder aufzuzeigen, in denen sich biografische Sorgeerfahrungen bewegen und wie sie das Verständnis und die Praxis von Hilfe prägen.

(1) *Einführung.* Bestimmte Personen, typischerweise Eltern, kümmern sich um eigene Kinder oder pflegebedürftige Eltern sowie weitere Zu- und Angehörige. Diese Fürsorgepersonen unterschiedlicher Generationen begleiten sich in verschiedenen Lebensphasen in unterschiedlichen Konstellationen und treten dann besonders in Erscheinung, wenn Hilfe und Unterstützung benötigt werden. Auch wenn es hierarchische Orientierungen darüber gibt, wer letztlich für die Sorge verantwortlich ist, z.B. zunächst Personen aus dem familiären Umfeld, sind Sorgeleistungen nicht ausschließlich von diesen abhängig und können prinzipiell von jeder anderen Person erbracht werden. Da Hilfe- und

Care-Situationen in sozialen Interaktionen hergestellt werden, können Personen mit besonders starken biografischen Bezügen zu Care auch als deren „signifikante Andere“ (Mead 1980) betrachtet werden.

Diesen Sorgezusammenhang gibt es auch in der Rolle der Sorgenden. So gibt es vielfältige eigene Sorgeerfahrungen und Erfahrungen von Care-Interaktionen, die Denken, Fühlen und Handeln (vgl. Conradi 2001: 59) einschließen. Da Care sowohl das „Zuwenden als auch das Annehmen der Zuwendung“ (ebd.: 51) umfasst, zählen zu biografischen Care-Erfahrungen sowohl Sorgeerfahrungen für sich selbst als auch Sorgeerfahrungen für andere. Dazu zählen neben familiärer und gemeinschaftlich orientierter Unterstützung auch ehrenamtliche Tätigkeiten in institutionellen Kontexten wie Kindertagesstätte, Schule, Pflegeheim und Vereine, zudem berufliche Sorgeerfahrung, aber auch informelle Unterstützungsnetzwerke. Die Frage „wer sorgt für wen?“ (Brückner 2008) bildet sich in sichtbaren und unsichtbaren Hilfepraxen ab und die Antwort darauf verdeutlicht die ungleiche Verteilung dieser gesellschaftlichen Sorgeverantwortung. Individuelle Hilfe- und Sorgeerfahrungen als Hilfebietende und Hilfesorgende sind entscheidend für die Konstituierung und Entwicklung eigener biografischer Hilfskonzepte.

Nachdem ich im Zuge meiner Samplingstrategie bemerkt habe, dass ich vor allem Menschen mit überdurchschnittlicher Sorgeerfahrung für eine Erhebung gewinnen konnte, suchte ich vermehrt nach kontrastierenden Hilfebeziehungen, insbesondere nach männlich gelesenen Personen, die nicht aus sorgenden Berufen kamen und auch keine Familienmitglieder versorgt haben. Dabei bin ich auf Herrn Werner gestoßen, der bei einer hilfesuchenden Frau im Garten geholfen hat. Dieser erwies sich als ausgebildeter Handwerker und wollte hilfesuchenden Menschen bei Kleinigkeiten im Haus oder Garten aus helfen. Später stellt sich heraus, dass auch Herr Werner eine Zeit lang erkrankt war und viel Sorgeerfahrung durch Professionelle und in der Begegnung mit anderen psychisch erkrankten Menschen gesammelt hat. So nehme ich an, dass es für ein biografisch begründetes Hilfskonzept nicht nur um die Sorgeerfahrung als Hilfebietende geht, sondern auch um die Sorgeerfahrung als Hilfesuchende. Zum einen war erkennbar, dass vor allem Menschen mit dieser eigenen Sorgeerfahrung wiederum Hilfe und Sorge für andere leisten können, zum anderen fällt es Menschen mit diesem Hintergrund möglicherweise leichter, ein Hilfebedürfnis zu äußern oder Hilfe anzunehmen.

Da auch Herr Häfner-Meier Sorgeerfahrung als „Hausmann“ hatte, nahm ich an, dass sich zwar auch männlich gelesene Hilfebietende mit einer Idee eines Hilfeangebotes bei den Vermittlungsstellen melden, diese aber grundsätzlich schon Sorgeerfahrung mitbringen. In den gemeinsamen Gesprächen zeigte sich, dass biografische Hilfe- und Sorgeerfahrungen sehr vielschichtig sein können und sich auch sehr unterschiedlich entwickeln, für eine Orientierung in der Hilfepraxis aber bedeutsam sind. So nehme ich nach den ersten

Ergebnissen weiterhin an, das veränderte Lebenssituationen, die zu einer Hilfesuche oder einem Hilfeangebot führen, auch als biografische Übergänge zu konstruieren sind. Dies deutet auf eine Perspektive hin, die sich nicht mit standardisierten Lebensabschnitten in Übergangsprozessen beschäftigt (vgl. Wanka et al. 2020: 15). Auch wenn sich diese Phänomene in den individuellen Hilfebedarfen und Hilfeangeboten zeigen und biografisch begründet werden, zeigen sie doch auch veränderte gesellschaftliche Bedingungen, Begrenzungen und Orientierungen im Care-Kontext.

So knüpfen die Motivationen und Interessen für Hilfesuche und Hilfeangebote an bereits erfahrene Konzepte an, werden aber auch mit biografischen Übergängen begründet, die auch als Auslöser für weitere Sorgeerfahrungen dienen können. Die Hilfesuchenden befinden sich z.B. in Lebenssituationen, in denen sie durch eigene Erkrankungen, neue infrastrukturelle Barrieren in ihrer Mobilität und sich stärker verändernde soziale Netzwerke eingeschränkt werden. Deutliche Übergangssituationen zeigen sich in grundlegend veränderten Lebenssituationen, in denen sie auf viel mehr Unterstützung angewiesen sind. Biografische Erfahrungsmuster, subjektive Möglichkeiten und situative Chancen bestimmten ihre Entwicklungsressourcen und Möglichkeiten, um den Hilfebedarf zu kompensieren.

Hilfebietende zeigen Ideen, eigene Konzepte, zeitliche und fachliche Ressourcen sowie persönliche Bedürfnisse nach Kontakten und einer sinnhaften Alltagsgestaltung. Obwohl diese Angebote auch als Bedürfnisse gelesen werden können (hier eignet sich besonders auch die Analyseperspektive veränderter Rollenwechsel in der Hilfebeziehung), sind sie vor allem als Konstruktion eines Gegenkonzepts zur Hilfesuche dargestellt. Auch die Hilfebietenden deuten ihre Idee für ein Engagement mit biografischen Erfahrungen, Möglichkeiten und Gelegenheiten, die sie im Zusammenhang mit biografischen Übergängen begründen.

(2) *Lebenslange außerfamiliäre Sorgeerfahrung für andere.* Die Erfahrung, selbst Hilfe zu geben und zu erleben, wie andere Menschen erhalten, hat Frau Becker, die ihr gesamtes Leben für andere Menschen gesorgt hat, besonders geprägt. Sie war mit ihrer Familie aus dem jetzigen Polen geflohen und wurde dann für längere Zeit interniert, blieb ledig und kinderlos und lebte während ihrer diakonischen Ausbildung in einer diakonischen Einrichtung für Menschen mit Behinderungen in Deutschland. Um sich zu verändern, ist sie in eine diakonische Einrichtung nach Stadt X gezogen und hat dort ihr Leben lang gearbeitet. Sie lebt allein und hat noch viele Kontakte durch ihre frühere Arbeit und ihre Verbindung zur Kirchengemeinde. Frau Becker hat die Entwicklung der diakonischen Einrichtungen vor allem aus der Perspektive einer Professionellen erlebt und damit viel Berufserfahrung und letztlich auch viel Engagementerfahrung gesammelt. Aus ihrer Sicht auf Ehrenamt betont sie, dass dies erst mit dem Eintritt in den Ruhestand erfolgte. Aus der Perspektive, dass sie

ihr gesamtes Leben für eine diakonische Arbeit und die Sorge um andere Menschen gelebt hat, könnte auch dies als Engagement gedeutet werden, denn Frau Becker hat diese Arbeit freiwillig, aus Überzeugung und ohne rechtliche Verpflichtung über eine übliche Arbeitszeit hinaus geleistet. Ihre Aussage, dass sie mit ihrer Berufstätigkeit bei der Diakonie kein „Ehrenamt“ ausüben konnte (*„Wir haben ja früher keinen acht Stunden Tag gehabt.“*, Int_bhl, 149-150), bestätigt dieses lebenslange persönliche Engagement. Auch hier wird deutlich, wie abgrenzend die Begriffe Ehrenamt und Engagement verwendet werden und welche Auswirkungen dies auf die Deutungen der jeweiligen Aktiven hat. Auch nach ihrem Eintritt in den Ruhestand ist sie weiterhin in der Diakonie aktiv und hält Kontakt zu den Menschen, mit denen sie gearbeitet hat:

„Ich besuche die nur und erzähle. Aber die kommen zu mir noch lieber. Dann spielen wir hier Spiele, machen Spiele oder sie erzählen aus der Werkstatt. Oder sie sagen, weißt du noch, wie es früher war.“ (int_bhl, 132-134)

Frau Becker beschreibt hier gewachsene Beziehungen zu den Menschen, die sie betreut und versorgt hat, deren Beziehung sie weiter aufrechterhält und die jenseits einer Dienstleistung einzuordnen sind. Einzig das „nur“ deutet auf die Veränderung hin. Sie ist nicht mehr an geregelte Abläufe gebunden, sondern kann sich nun zum Spielen treffen und von gemeinsamen Erfahrungsräumen erzählen. Für sie ist diese Sorgearbeit auch damit verbunden, dass die Menschen, zu denen sie noch den Kontakt hat, sie zu Hause besuchen kommen, was diese „noch lieber“ tun. Seit dem Eintritt in den Ruhestand engagiert sie sich auch für andere Menschen aus ihrem Umfeld:

„ich habe aber im Altenheim 1 habe ich—. Wie lange war das? Fast sechs Jahre ehrenamtlich gearbeitet. Und dann nachher nochmal vier Jahre habe ich im Seniorenhaus einer Freundin von mir geholfen, die hatte Demenz und da bin ich dann öfter hin. Das war ehrenamtlich.“ (int_bhl, 143-146)

Frau Becker hat somit auch Einblicke in die Arbeit von Pflegeeinrichtungen für ältere Menschen bekommen. Diese Tätigkeit bezeichnet sie im Kontrast zu ihrer vorherigen Berufstätigkeit als „ehrenamtlich“. Im ersten Beispiel führt sie diese Arbeit als sozialräumlich organisierte Aufgabe ein, im zweiten Fall hilft sie einer an Demenz erkrankten Freundin und unterstützt damit eine private Kontaktperson. Frau Beckers gesamte Sorgearbeit lässt auf eine Berufung und Lebensaufgabe schließen. Dass sie mit diesem Leben ein „zufriedener Mensch“ ist, betont sie mehrfach und nimmt Bezug auf ihre Kriegs- und Fluchterlebnisse:

„Ich bin auch, muss ich ehrlich sagen dankbar im Nachhinein. Obwohl wir auch schweres erlebt haben, wir damals als Flüchtlinge. Aber ich bin ein zufriedener Mensch mit dem, wie ich hier lebe und so.“ (int_bhl, 530-532)

Sie begründet im Gespräch nicht, warum sie sich für diese Arbeit entschieden hat, z.B. aufgrund einer naheliegenden religiösen Orientierung, betont aber, dass sie diese Arbeit sehr erfüllt. Interessant ist, dass sie mehrere Situationen anspricht, in denen sie selbst Unterstützung benötigt, die aber mit Hürden

für die Selbstsorge verbunden sind, z.B. Arztbesuche („*Manchmal muss man kämpfen beim Arzt.*“, int_bhl, 512), Leistungen der Sozialstation („*Ja und die Sozialstation, die würde einen auch zum Arzt begleiten, aber die haben sehr stolze Preise sage ich mal.*“, int_bhl, 113-114) oder die Schließung der Hilfeinitiative („*Ich war sehr traurig.*“, int_bhl, 274), ohne dass sie kritisiert, dass sie selbst ein Recht auf eine ausreichende Versorgung haben sollte, die über die üblichen Leistungen hinausgeht. Im Gegenteil: Ihre Überzeugung, dass sie doch viel schlimmere Zeiten hinter sich hat, gibt ihr eine gewisse Zufriedenheit.

Als sie selbst in eine Situation kam, in der sie Hilfe brauchte oder in der sie Hilfe brauchen könnte, entschließt sie sich, bei der Hilfevermittlung anzufragen, ob ihr jemand beim Einkauf helfen könnte. So beschreibt sie im Interview, wie sie sich zunächst in der Nachbarschaft umgehört hat, bevor sie sich an die Hilfevermittlung wandte. Sie wurde an eine Hilfebietende vermittelt, mit der die Unterstützung ein Jahr lang gut funktionierte, dann aber relativ schnell beendet werden musste. Danach kontaktiert sie erneut die Hilfevermittlung:

„*Naja, ich habe es dann akzeptiert, aber ich habe dann auch Frau Karl gesagt, ich fand das sehr gut. Es ist ja auch so, dass ich mal nicht einkaufen kann, dass ich krank bin oder so, nicht raus kann.*“ (int_bhl, 41-43)

Die Tatsache, dass sie diesen Abbruch erst einmal akzeptieren musste, spricht für eine eigene reflektierte Auseinandersetzung, in der sie die Notwendigkeit dieser Hilfe erkannt hat bzw. dies „sehr gut“ fand. Die Erfahrung, dass die Unterstützung jederzeit beendet werden könnte, war für Frau Becker mit ihrer fortschreitenden Augenerkrankung schwer zu akzeptieren. Deutlich wird auch, dass es Frau Becker nicht nur um eine regelmäßige Einkaufshilfe ging, sondern auch darum, in schwierigen Situationen, in denen sie nicht einkaufen kann, z.B. wenn sie krank ist oder nicht ausgehen kann, trotzdem versorgt zu sein. Dabei fiel es Frau Becker anfangs auch nicht leicht, Hilfe in Anspruch zu nehmen und sie orientierte sich an den Erfahrungen aus ihrem sozialen Umfeld:

„*Das war erst nicht so leicht. Ich habe das von anderen immer gehört, ach, die Frau Karl hat mir die und die geschickt. Und dann habe ich immer gefragt, wie geht das denn? Wie macht ihr das? So Leute die hier wohnen, so ältere. Und da hat sie gesagt, ich mache das alle 14 Tage, das reicht mir und da habe ich das so auch mit Frau Karl angesprochen und das reicht auch jetzt.*“ (int_bhl, 159-163)

Das Wort „geschickt“ deutet auf eine Dienstleistungs- oder Serviceidee hin, die durch Frau Karl als Hilfevermittlerin ermöglicht wurde. Frau Karl wird damit nicht nur zugesprochen, dass sie genügend Hilfebietende akquiriert hat, sondern auch die Expertise, eine passende Hilfe zu finden. Frau Becker verbindet mit Frau Karl eine zuverlässige Instanz. Sie berichtet auch, dass die Hilfevermittlung mit dem Wegfall des Quartiersmanagements geschlossen wurde. Die Kritik daran wird im Gespräch sehr deutlich und verbindet sich mit einer

allgemein kritischen Perspektive auf die sich verändernde professionelle Soziale Arbeit mit Menschen, die sie selbst ihr Leben lang in diakonischen Einrichtungen erlebt hat.

Ihre biografischen Erfahrungen mit Hilfeangeboten und Hilfesuchen sind sehr vielfältig und umfassen institutionelle und außerinstitutionelle Beziehungen, familiäre und außerfamiliäre Beziehungen und explizite Erfahrungen als Hilfesuchende und Hilfebietende. So hat sie auch Angehörige, die sich für sie verantwortlich fühlen:

„Also und meine Angehörigen haben das auch sehr freudig aufgenommen, die wohnen nämlich so weit weg.“, (Int_bhl, 86-87)

Damit bezieht sie sich auf das Hilfeangebot von Frau Hofer-Lutz, das nun als Grundlage für eine Unterstützung und für Frau Becker auch als Legitimation dienen soll, dass sie sich um Hilfe kümmert und versorgt wird. Mit der Suche nach geeigneter Hilfe hat sie die Möglichkeit, selbstwirksam zu entscheiden und zu agieren. Die Angehörigen, die hier als diejenigen eingeführt werden, die sich um sie kümmern (müssten), fallen aus der Alltagsunterstützung heraus, weil sie „weit weg“ wohnen. Aus der Perspektive der Hierarchien der Hilfe sind sie diejenigen, die erst zuletzt um Unterstützung gebeten werden, wenn Frau Becker dazu nicht mehr in der Lage wäre. Ihr langjährige Expertise zu Care und Sozialer Arbeit eröffnet ihr nicht nur die Möglichkeit, passende Hilfen zu finden, sondern auch, sie zu thematisieren, zuzulassen und nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Sie orientiert sich an den konzeptionellen Erfahrungen, die sie bisher mit Hilfe gemacht hat. In Frau Hofer-Lutz hat sie eine Hilfebietende gefunden, mit der sie diese Möglichkeitsräume reflektiert und zu nutzen versucht. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Hilfesuchende ihre bisherigen hilfebiografischen Erfahrungen in die neue gemeinsame Hilfebeziehung einbringt, reflektiert und davon profitiert, da sie aufgrund ihres Status als Professionelle und aufgrund ihrer bisherigen Sorgeerfahrungen schon in Sorgeprozessen vergesellschaftet ist.

(3) *Erfahrungen, eigenen Einschränkungen zu begegnen.* Zur Kontrastierung der Hilfesuche sollen nun biografisch begründete Erfahrungen von Herrn Schmidt dargestellt werden. So beginnt auch sein dargestellter beruflicher Lebensweg nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und endet mit Eintritt in den Ruhestand in den 1990er Jahren:

„Ich bin Techniker. Ich habe also im [Team 1] gearbeitet lange Zeit. Angefangen habe ich bei den [Firma 1] 1949. Ist schon lange her, kurz nach dem Krieg. Dann habe ich mich selbst weitergebildet und habe dann 1960 in Stadt Y angefangen, bin 1975 zur [Firma 2] gekommen... Ich war dort [Team 1]leiter.“ (int_ms, 251-264)

Herr Schmidt nimmt eine starke Perspektive auf seine berufliche Position und Entwicklung ein. Aus seiner Tätigkeit lässt sich nicht ableiten, inwieweit er Erfahrungen in der Fürsorge für andere Menschen gesammelt hat. Auch in Bezug auf seine Familie wird im Interview nicht deutlich, in welcher Weise

sich Herr Schmidt in die Betreuung seiner Töchter eingebracht hat. Zwar werden die mittlerweile erwachsenen Töchter und ihre Familien im Interview als für ihn sorgende Personen thematisiert, die Sorge für andere wird von Herrn Schmidt aber erst im Zusammenhang mit der fortschreitenden Erkrankung seiner Frau in Verbindung gebracht. Hier zeigt sich der Zusammenhang mit dem Umzug aus dem gemeinsamen Haus in eine barrierefreie Wohnung:

„Ja, ich meine, wir sind damals auch her gezogen wegen des Aufzugs. Weil wir natürlich schon daran gedacht haben, dass das irgendwann ein bisschen schwieriger wird und – Wir haben ja ursprünglich noch Auf dem Hügel gewohnt.“ (int_ms, 176-180)

Das Haus, in dem er und seine Frau zuvor gewohnt hatten, war nicht nur mit Barrieren ausgestattet, sondern auch vom öffentlichen Nahverkehr der Kleinstadt abgeschnitten. Der Umzug in eine barrierearme und zentrumsnahe Umgebung ermöglichte seiner Frau eine bessere räumliche Anbindung und Teilhabe. Obwohl er sein Haus gerne behalten hätte, schätzt er die Vorteile in seiner jetzigen Situation, da er nur noch sehr schlecht sehen kann. So hat er trotz dieser Einschränkung immer noch die Möglichkeit, auch seinen Vereinstätigkeiten nachzugehen, da er auch dorthin selbstständig gehen kann:

„Ja, ich habe, ich war früher Vorsitzender in dem Verein, die Läufer, die jetzt gestern, vorgestern auch noch eine Sitzung hatten im Gemeindehaus, im evangelischen. Und da habe ich immer noch Kontakt zu den Leuten, die mich da gelegentlich auch besuchen und, ja, mir das eine oder andere auch helfen, zu richten, ja. (int_ms, 115-119)

Durch die Kontaktpflege im Ehrenamt und insbesondere durch sein früheres Engagement als Vorsitzender erfährt er Unterstützung, z.B. durch seinen ehemaligen Nachbarn „Auf dem Hügel“, zu dem Herr Schmidt einen engen freundschaftlichen Kontakt hat und diesen sehr schätzt. So ist es ihm ein großes Anliegen, sich regelmäßig mit diesem früheren Nachbarn zu treffen.

Biografische Sorgeerfahrungen hat Herr Schmidt im freiwilligen Engagement, mit seiner zu pflegenden Frau und in der Unterstützung durch andere. In diesem Zusammenhang macht er immer wieder sehr deutlich, dass er „alleine zurecht“ kommt:

„Ich bin hier alleine. Ich komme alleine zurecht. Ich wasche meine Wäsche selbst. Das einzige, wobei ich mir helfen lasse, ist also die Wohnung in Ordnung. Ne, da kommt, einmal die Woche kommt jemand für zweieinhalb Stunden, der – heute war die Dame wieder da. Jawohl, na gut, und bügeln tut sie mir auch meine Wäsche. Wenn sie also gewaschen ist, ja. Also da habe ich eine gewisse Hilfe, die sich über Jahre eigentlich als gut herausgestellt hat.“ (int_ms, 155-160)

Obwohl Herr Schmidt noch wesentlich mehr Unterstützung erhält, als nur die Wohnung zu putzen und die Wäsche zu bügeln, ist dies für ihn das Einzige, was er als Hilfe thematisiert. Es ist ihm sehr wichtig, so unabhängig wie möglich zu leben und auch seine Kontakte sehr sorgfältig auszuwählen. Wichtig ist

in diesem Zusammenhang nicht nur, dass „jemand“ die Wohnung in Ordnung hält, sondern dass sich diese Hilfe „über Jahre eigentlich als gut herausgestellt hat“. Diese Erfahrung verdankt er dem Umstand, dass seine Frau aufgrund ihrer Erkrankung schon früh auf Unterstützung angewiesen war und sich diese Hilfe im Alltag für Herrn Schmidt bewährt hat. So evaluiert er, dass diese Hilfe in der Wohnung positiv war und ist. Seine Aussage deutet darauf hin, dass er dieser Ansicht noch nicht lange ist. Im Zuge seiner fortschreitenden Augenerkrankung haben sich seine Töchter um Hilfeangebote bemüht und erwarten von ihm, dass er täglich dort anruft, was er gelegentlich vergisst. So haben sie sich auch um die Hilfevermittlung gekümmert, über die Frau Müller als Hilfebietende beim Einkauf und Arztfahrten unterstützt. Dabei stellt er klar, dass dies nicht seine Ideen waren und er diese lediglich als „vernünftig“ einstuft und mitträgt. Im gemeinsamen Gespräch ignoriert er Frau Müller als Unterstützerin.

Letztlich ist er nur unter der Perspektive, dass sich sein gesundheitlicher Zustand verschlechtern könnte, bereit, sich auf manche Vorschläge seiner Verwandten, insbesondere der Töchter, einzulassen, deren Vorschläge er zwar nicht ablehnt, aber eigentlich auch nicht gut findet. Auf der Grundlage dieser Erfahrungen entwickelt er entsprechende Strategien, um mit diesen Herausforderungen umzugehen, und entscheidet sich für Lösungen, die ihm mehr Entscheidungsfreiheit lassen bzw. seinen Vorstellungen von einem autonomen Leben eher entsprechen, da er sich selbst z.B. als sehr zurückgezogenen Menschen beschreibt. Dazu passt auch sein Gegenentwurf des Betreuten Wohnens, wo er sich bereits selbstständig angemeldet hat und wo er die enge Auswahl seiner Bezugspersonen beibehalten kann und unabhängig von aus seiner Sicht möglicherweise unpassender Hilfe ist.

(4) *Lebenslanges familiäres Sorgen für andere – Erfahrungen als „Macherin“*. Für die Hilfebietende Frau Müller ist die Sorge für andere Menschen zu einer Lebensaufgabe geworden, die nicht erst mit der familiären Care-Arbeit für ihre Familie begann. Für sie ist die Unterstützung insbesondere älterer Menschen eine „Selbstverständlichkeit“, da sie in einem Dorf mit vielen älteren Nachbarinnen aufgewachsen ist, die ihr nahestanden. Im gemeinsamen „Hilfepaar“-gespräch mit Herrn Schmidt berichtet sie darüber, dass sie auch andere ältere Menschen besucht und für sie kleinere Besorgungen erledigt. Sie erwähnt auch, dass sie ihren Beruf „aufgegeben“ hat, um sich um ihre Kinder zu kümmern. Da sich Frau Müller im gemeinsamen Interview mit ihrer eigenen Sorgeerfahrung zurückhält, spreche ich mit ihr nachträglich in einem Einzelinterview. Hier beginnt sie mit einer längeren narrativen Passage und begründet, warum sie gerne ältere Menschen unterstützt:

„Weil, die haben immer etwas zu erzählen, Interessantes zu erzählen. Die haben ja viel erlebt und deshalb habe ich heute immer noch gerne mit alten Menschen zu tun. Tante Amanda besuche ich regelmäßig im Altenheim. Bringe ihr Sachen vorbei, sie ruft ständig hier an, spricht auf den AB, bestimmt drei

Mal am Tag. Fällt ihr wieder was ein, ruft sie wieder an, spricht wieder auf den AB. (lacht) Ja, das ist schon immer ganz lustig. Und jetzt haben wir den Schwiegervater im Krankenhaus. Also mein Schwiegervater. Den versorgen wir jetzt auch mit. Da bin ich auch ständig on Tour... und der Garten meiner Eltern...“ (int_einz_m, 30-37).

Frau Müller begründet ihr Interesse damit, dass sie älteren Menschen gerne zuhört. Dass dies auch seine Grenzen hat, zeigt sich darin, dass sie den mehrmals täglichen Anruf von „Tante Amanda“ aus dem Altenheim als „lustig“ bezeichnet und damit dem Anruf die Ernsthaftigkeit nimmt. Übergangslos erzählt sie, dass auch der Schwiegervater im Krankenhaus gepflegt werden muss. Das „wir“ deutet zwar auf eine familiäre Aufgabe und Fürsorge hin – schließlich ist ein Schwiegervater der Vater ihres Mannes –, „on Tour“ ist sie allein. Direkt im Anschluss zählt sie weitere Hilfen auf, die ihre eigenen Eltern betreffen. In ihre biografische Erzählung bettet sie ihre Erfahrungen und Expertisen an den passenden Stellen ein und argumentiert zu ihren grundlegenden Eigentheorien bezüglich der Sorge um andere Menschen. Als sie von der Geburt ihrer Töchter erzählt, nimmt die narrative Darstellung eine erneute Wendung, als sie auf die Geburt ihrer jüngsten Tochter zu sprechen kommt, die eine Mehrfachbehinderung hat. Ihre eigene Geschichte verflacht sich dadurch mit der Biografie ihrer Tochter, um die sie sich bis heute kümmert, obwohl sie längst erwachsen ist und in einer Einrichtung lebt. Frau Müller hat also vielfältige Sorgeerfahrungen und sieht sich selbst als Expertin, setzt sich auch mit einer kritischen Inklusionspraxis auseinander und präsentiert sich als Person, die da ist, wenn es darum geht, anderen zu helfen. Dabei sprüht sie vor Enthusiasmus und bezeichnet sich selbst als „Macherin“, erträgt kaum eigene Unterstützung durch andere und bietet Herrn Schmidt ihre fast grenzenlose Hilfe an, fast alles und „rund um die Uhr“. Diese Hilfe endete aber beispielsweise, als Frau Müllers Tochter aufgrund der strengen Vorschriften während der Covid-19-Pandemie wieder zu Hause leben musste. Frau Müller erzählt, dass die Eltern vor der Wahl standen, ihre Kinder für mehrere Wochen nicht mehr in den Einrichtungen zu besuchen oder sie wieder zu Hause zu betreuen. Sie entschied sich, ihre Tochter nach Hause zu nehmen. In dieser Zeit konnte Frau Müller Herrn Schmidt – auch aus Angst vor einer möglichen Ansteckung – nicht unterstützen. Frau Müller hat also vor allem Erfahrungen als Sorgende gesammelt, die stark von ihren eigenen biografischen Bezügen geprägt sind. Dass sie die Rolle der potentiellen Hilfesuchenden ignoriert und sich diese in kaum einer Situation selbst zuschreiben würde, ist möglicherweise eine Strategie, um ihre enormen Sorgeaufgaben überhaupt bewältigen zu können.

(5) *Lebenslanges Sorgen für andere – Erfahrungen von Zugangshürden.* Auch Herr Häfner-Meier hat mit mir ein narrativ-biografisches Einzelinterview als Hilfebietender geführt. Er hat als „Hausmann“ und Kümmerer um seine Tochter viele Sorgeerfahrungen gesammelt. Dabei beschäftigt er sich

permanent mit seiner Vorstellung von sozialem Leben und reflektiert Beobachtungen und Erfahrungen, die er wiederum im Rahmen seiner Möglichkeiten umsetzen und verwirklichen will. Herr Häfner-Meier hat nach der Geburt seiner Tochter seinen Beruf aufgegeben und sich dann um sie gekümmert, weil seine Frau berufstätig war. Als diese verstorben ist, war er alleinerziehend und engagierte sich ehrenamtlich in Kindertagesstätte und Schule:

„jaja, ehrenamtlich, alles. Ich hatte das nicht nötig, weißt du, ich hatte ja eine Rente, meine Frau war inzwischen gestorben und ich hatte eine Rente“, (int_hm, 172-174)

Nachdem seine Tochter erwachsen war und nicht mehr in die Schule ging, suchte sich Herr Häfner-Meier neue Aufgaben. So erzählt er, wie er in einem Mietshaus Kontakte knüpfte und dort miterlebte, wie eine Bewohnerin an Demenz erkrankte und die Familienangehörigen aus seiner Sicht Unterstützung brauchten. Er hat sich an die Nichte der betroffenen Person gewandt und sie daraufhin angesprochen:

„...ich hab der gesagt, ich nehm dir die Tante Lisbeth mal ab, haste mal den Rücken frei. So konnte ich, ich hatte ein bisschen Hemmungen, mich so einzumischen, weißt du, das waren ja alles Frauen und dann, das war also, ich wurde da auch jetzt nicht gebeten, aber ich hatte so irgendwie das Gefühl, ich könnte da jetzt wirklich was machen, könnte helfen und hab dann die Gelegenheit genutzt. Und dann hab ich mich mit der Tante Lisbeth befreundet. Und dann kam es, dann wurde ich sozusagen akzeptiert, also diese Schwelle weg...“ (int_hm, 277-284)

In dieser Sequenz drückt Herr Häfner-Meier seine Bedenken, Emotionen und Gedanken aus, die er mit einer vorsichtigen Ansprache für ein Hilfeangebot, das (vor allem für ihn) zunächst völlig ungewöhnlich ist, verbindet. So hat er „Hemmungen, mich so einzumischen“, was die Hürde darstellt, letztlich einfach so nachzufragen, bei Menschen, von denen man „nicht gebeten“ wird und mit denen man nicht vertraut ist. Zunächst begründet er seine Bedenken damit, dass dies „ja alles Frauen“ sind. Möglicherweise hat Herr Häfner-Meier die Erfahrung gemacht, dass das Geschlecht in solchen Situationen eine besondere Rolle spielt. Es ist aber auch möglich, dass aufgrund üblicher bzw. gesellschaftlicher Care-Verteilung diese Situationen überwiegend bei Frauen anzutreffen sind und die Hürde eine andere ist, die sich eher daran orientiert, wie man sich in solche ja eher fremden sozialen Situationen „einmischt“, ohne bekannt, verwandt oder vertraut zu sein, was wiederum mit dem Modell der Hierarchien von Hilfen erklärbar ist. Herr Häfner-Meier war davon überzeugt („hatte das Gefühl“), dass er „wirklich was machen“ könnte und hat dann seine Hilfe angeboten. So war es ihm möglich, sein Hilfeangebot mit den Hilfebietenden zu kommunizieren und einen Zugang zu der unterstützungsbedürftigen Frau zu finden, mit der er sich dann „befreundet“ hat. Diese Beziehungserfahrung ist besonders interessant, da sie weder eine familiäre Erfahrung noch einen in-

stitutionellen Bezug aufweist, sondern aus einer Beobachtung in der Nachbarschaft entstanden ist. Herr Häfner-Meier hat diese „Schwelle“ überschritten, deren Ergebnis er mit Akzeptanz gleichsetzt und deutet. Diese Aushandlungserfahrung stellt er als einen konzeptionellen Schritt bzw. Meilenstein in seiner Care-Biografie dar.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich im Erleben von Hilfe und Sorge individuelle biografische Erfahrungen mit gesellschaftlichen und sozialräumlichen Bedingungen verbinden. Menschen, die in Hilfevermittlungsstellen Unterstützung suchen oder anbieten, bringen oft selbst Erfahrungen mit, die ihr Handeln und ihre Erwartungen prägen. Wer bereits ähnliche Hilfeprozesse durchlaufen hat, kann sich leichter auf die Situation einstellen, da bestehendes Orientierungswissen und Erfahrungsräume als Ressourcen dienen. Diese Ressourcen speisen sich aus care-relevanten Lebensgeschichten, aus einer Care-Biografie, die aus aufgeschichteten Erlebnissen, Reflexionen und Weiterentwicklungen besteht und als Grundlage für Handlungs- und Entscheidungsmuster in Hilfebeziehungen dient.

Hilfeerfahrungen setzen sich dabei aus selbst empfangenen und selbst geleisteten Hilfen zusammen, die sowohl familiäre, nachbarschaftliche als auch institutionelle Formen umfassen können. Doch es geht nicht allein um die Rahmenbedingungen oder spezifischen Situationen, in denen Hilfen erlebt wurden. Wesentlich ist auch, wie sich auf dieser Grundlage individuelle Hilfeverständnisse und Orientierungen entwickeln. Hier zeigt sich, dass Räume, in denen Hilfe und Sorge erlebt werden – sei es in privaten, sozialen oder institutionellen Kontexten – als konjunktive Erfahrungsräume verstanden werden können. Diese Räume sind nicht nur Orte der Interaktion, sondern schaffen Orientierungswissen, das Entscheidungen in Hilfeprozessen beeinflusst und individuelle Hilfekonzepte prägt.

Dieser Übergang von individuell und sozial geprägten Hilfeerfahrungen hin zu biografisch verankerten Hilfekonzepten führt in die Analyse biografischer Orientierungsmuster. Die Frage, wie diese Muster durch die Verbindung von biografischen, sozialräumlichen und strukturellen Bezügen entstehen und wie sie sich in der Praxis manifestieren, bildet den Schwerpunkt des folgenden Kapitels.

5.2 Rahmungen von Hilfeverständnissen und deren biografisch begründete Perspektiven von Hilfe

Nachdem lebensgeschichtliche Erfahrungen zu Hilfebedarf und Hilfeangeboten kategorisiert wurden, richtet sich der Fokus nun auf die dahinterliegenden biografisch begründeten Verständnisse von Hilfe. Diese Verständnisse zeigen auf, wie individuelle Erfahrungen, sozialräumliche Einflüsse und Care-

Perspektiven zusammenwirken und welche Orientierungen sie für die Praxis bieten. Das Material offenbart unterschiedliche Perspektiven, Diskurse und Vorstellungen darüber, was es bedeutet, Hilfe anzunehmen oder anzubieten. Diese Vorstellungen zeigen sich nicht isoliert, sondern werden in bestehende Hilfeverständnisse integriert, reflektiert und situativ weiterentwickelt. Sie bilden die Grundlage für biografisch gewachsene Hilfekonzepte, die als Orientierung für den Umgang mit Hilfesituationen dienen.

Strategien und Verhaltensweisen, die sich in der Vergangenheit als hilfreich erwiesen haben, betten sich ein in eigene Theoretisierungen, die essenzielle Fragen aufwerfen: Was verstehe ich unter Hilfe? Wie möchte ich Hilfe leisten oder empfangen? Welche Werte und Überzeugungen leiten mich dabei? Diese individuellen Theoretisierungen sind auch Ausdruck sozialer und kultureller Diskurse, die in biografischen Kontexten verankert sind. Sowohl Hilfesuchende als auch Hilfebietende ziehen aus ihren Erfahrungen Erkenntnisse, die ihre Handlungen und Entscheidungen in krisenhaften, fremden und orientierungslosen Hilfesituationen beeinflussen. Die dafür notwendigen Auseinandersetzungen und Reflexionen damit bieten transformative Potenziale, die über die unmittelbare Hilfesituation und Hilfebeziehung hinausweisen und die Praxis von Hilfe und Sorge flexibler und gestaltbarer machen.

Im Folgenden werden die unterschiedlichen Hilfeverständnisse rekonstruiert, die als Orientierung für eine gelingende Hilfepraxis in Hilfebeziehungen dienen. Sie werden in verschiedenen Rahmungen dargestellt, die jeweils spezifische Perspektiven und Herausforderungen aufzeigen. Zunächst wird ein pädagogisch gerahmtes Hilfeverständnis analysiert, das den Bildungsaspekt in Hilfebeziehungen hervorhebt (1). Anschließend wird ein dienstleistungsorientiertes Hilfeverständnis betrachtet, das eine klare Dichotomie zwischen Hilfebedarf und Hilfeangebot aufweist und stark funktional geprägt ist (2). Darauf folgen Hilfeverständnisse, die das Soziale und Gemeinschaftliche explizit mitdenken (3) und auf der Idee einer wechselseitigen Solidarität basieren (4). Abschließend werden zukunftsorientierte Hilfeverständnisse vorgestellt, die sich in Visionen gemeinsamer Unterstützung in der Zukunft oder in Konzepten wie Generationenverträgen manifestieren (5 und 6). Diese Rahmungen stellen keine abschließenden Kategorisierungsmöglichkeiten dar, verdeutlichen aber, wie vielfältig biografisch begründete Hilfeverständnisse sein können und welche Potenziale sie für die Weiterentwicklung von Care- und Hilfestrukturen bieten. Indem sie sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Perspektiven integrieren, tragen sie dazu bei, Hilfebeziehungen als Räume für Bildung, Entwicklung und Transformation zu begreifen.

(1) *Pädagogisch gerahmte Hilfeverständnisse* sind Handlungen in der Hilfepraxis, die sich an einer pädagogisch-professionellen Idee orientieren. Exemplarisch soll hier Herr Häfner-Meier genannt werden, der durch seine

umfangreichen Erfahrungen im freiwilligem Engagement, durch sein Ausprobieren bestimmter institutioneller und informeller Wege und Zugänge gemerkt hat, wie unterschiedlich professionelle Hilfeleistende handeln:

„...in der normalen Sozialarbeit sind so bestimmte Formen, wie man das macht und handhabt, und da bist du, da stehste eigentlich nur daneben. Und ich muss sagen, dann gefällt es mir manchmal nicht, die Form...“ (int_hm, 512-514)

Mit „normaler Sozialarbeit“ assoziiert er eine gewohnte Handlungsweise, die ihm vertraut ist und die an verschiedenen Stellen seiner Erfahrungen wiederkehrt. Damit führt er seine Vorstellung ein, dass es neben der „normalen Sozialarbeit“ auch eine solche gibt, die von der Normalität abweicht und besondere Merkmale aufweist. Die „normale Sozialarbeit“ zeichnet sich durch „bestimmte Formen“ aus, die nicht näher beschrieben werden. „Wie man das macht und handhabt“ deutet auf eine Beobachtungsweise hin, die allerdings sehr verallgemeinernd ist und alles einschließt, was nicht dem entspricht, was Herr Häfner-Meier unter einer besonderen Form der Sozialarbeit versteht. Das, was er als „normal“ bezeichnet, erzeugt eine Form des „Danebenstehens“ oder Unbeteiligtseins – möglicherweise auch Unverständnis und Fremdheit – jedenfalls etwas, was ihm in der „Form“ nicht „gefällt“.

Herr Häfner-Meier stellt in seinem Care-Konzept einen pädagogischen Bezug her und gibt damit seiner Erzählung einen pädagogischen Rahmen. Er reflektiert seinen Anspruch an Hilfe und Unterstützung für andere, kritisiert die von ihm interpretierte „Sozialarbeit“ in der Praxis, unter der er die pädagogische Arbeit mit Menschen versteht, die Unterstützung brauchen. Seine Vorstellung von adäquater Sozialarbeit besteht also nicht primär darin, sich für die musikalischen Interessen der Menschen mit Demenz einzusetzen, die dort gemeinsam betreut werden, sondern darin, dass eine andere Musik aus seiner Sicht eine pädagogische oder auch therapeutische Wirkung hat. Es geht ihm nicht darum, dass die leitenden Pflegekräfte bestimmen, was gesungen und gehört wird und dass sie sich nicht davon leiten lassen, welche Lieder die Menschen mit Demenz singen wollen und dass er, wenn ihm als Ehrenamtlichem die Musik nicht passt, dann einfach „daneben“ steht. In diesem Fall geht es nicht nur um die Passung einer habituellen Musikpräferenz in Hilfebeziehungen, sondern auch um die Vorstellung eines eigenen pädagogischen Anspruchs als Engagierter, der mit dem qualitativen Anspruch der Hilfe verbunden ist. Dabei steht für ihn nicht der partizipative, sondern der therapeutisch-pädagogische Anspruch im Vordergrund, da aus seiner pädagogischen Erfahrung heraus andere Musiken angemessener sind. Sein Lebenskonzept und sein pädagogischer Anspruch bestimmen auch sein Hilfeverständnis. Die Orientierung in seinem Hilfeverständnis drückt sich zudem auch spirituell aus, da er seine Praxis auch mit Sinn- und Bedeutungszuschreibungen aus der Anthroposophie be-

gründet. Damit ist nicht gemeint, dass er das Hilfegegenüber spirituell beeinflussen möchte, sondern dass er selbst einen spirituellen Gewinn darin sieht. Die pädagogische Rahmung ist daher auch stark normativ geprägt.

So reflektiert er, dass er in diesem Setting keine Möglichkeiten sieht, mitzubestimmen und diese ehrenamtliche Tätigkeit nach seinen Vorstellungen zu gestalten und entscheidet sich gegen eine weitere Zusammenarbeit. Sein Hilfeverständnis ist also nicht nur habituell geprägt, sondern pädagogisch gerahmt und entwickelt sich aufgrund eigener praktischer Erfahrungen und situativer Entscheidungen weiter. Auf diese Weise sucht Herr Häfner-Meier nach Hilfesettings, die auch seinem pädagogischen Verständnis entsprechen und seinem Anspruch gerecht werden. Dieser pädagogische Anspruch ergibt sich aus seinen ehrenamtlichen Erfahrungen an der Schule seiner Tochter und seinem Interesse an Theorien und Erkenntnissen über das soziale Leben und die soziale Arbeit. Es gibt ihm insbesondere um seine Rolle als Hilfebietender und die Frage, was er tun kann und vor allem in welcher Form. Ein für ihn passendes Hilfesetting steht dabei im Vordergrund, aber auch die persönliche Beziehung zu den Menschen und die soziale Teilhabe der Betreuten.

(2) *Ein dienstleistungsadäquates Hilfeverständnis* verstärkt die Rahmung in ein dichotomes Verständnis von Hilfebedarf und Hilfeangebot. Auch Frau Müller begründet ihr Hilfeverständnis und ihre Fürsorgesensibilität mit ihren grundlegenden Hilfee Erfahrungen im Kontext der Versorgung ihrer Tochter Tara, die eine Mehrfachbehinderung erfahren hat. Sie nutzt den biografischen Rückblick, um diese Sorgeherausforderung als sensibilisierendes Orientierungskonzept heranzuziehen, mit dem sie die Fürsorge für andere bzw. für das, „was um einen herum passiert“, begründet. Sie argumentiert, dass sich dadurch die „Prioritäten im Leben“ „ein bisschen verändern“. Dies zeige sich u.a. in „Respekt vor dem Alter“, so dass sie ältere Menschen und Menschen mit Behinderungen als diejenigen darstellt, die Unterstützung und Hilfe benötigen. Ihr Betreuungsangebot, zu dem sie neben ihrer Tochter, ihren Eltern, dem Hilfesuchenden Herrn Schmidt und der ehemaligen Nachbarin „Tante Amanda“ auch kleine alltägliche Hilfen zählt, bezeichnet sie als „Selbstverständlichkeiten“, die sie von sich selbst und auch von anderen in der Rolle der Hilfebietenden erwartet. Darin eingebettet ist auch die Fähigkeit zu erkennen, ob jemand offensichtlich Hilfe braucht oder nicht:

„Also jetzt so im Nachhinein betrachte ich eigentlich ganz froh, dass wir die Tara haben, weil sich die Prioritäten im Leben einfach ein bisschen verändert haben. Man hört mehr oder sieht mehr, was um einen herum passiert. Auch bei den alten Menschen jetzt. Man ist so sensibler. Ist leider schade, dass der Respekt vor dem Alter einfach irgendwo fehlt, das merke ich schon. Ob das jetzt Menschen in meinem Alter sind oder jüngere, die Jüngeren sowieso. Aber, wie gesagt, dadurch, dass wir sensibler sind für Alles um uns herum durch die Tara auch, natürlich kriege ich einfach mehr mit und gehe viel offener um mit vielen Themen, auch was eben das Alter betrifft. Ich höre

zu, wenn Leute etwas zu sagen haben und betreue sie einfach auch sehr gerne. Auch bei Herr Schmidt jetzt zum Beispiel oder jetzt auch meine Eltern, oder die Tante Amanda, oder egal wie oft habe ich älteren Menschen auch so schon geholfen, am Bankautomaten. Kamen nicht zurecht, das ist eigentlich selbstverständlich. Sollte selbstverständlich sein. Man merkt ja schon, braucht derjenige die Hilfe oder nicht. Klar, Tür aufhalten. Einfach merken, dass der im Moment nicht weiterkommt. Irgendjemand nicht weiterkommt und einfach mal nachfragen, kann man helfen. Und die sind so dankbar.“ (int_m, 80-98)

Das Hilfeverständnis von Frau Müller kontrastiert trotz ähnlicher biographischer Sorgebezüge zu den eigenen Kindern mit dem Grundverständnis von Herrn Häfner-Meier. Was für ihn selbstverständlich sein mag, hat für sie eine ganz andere Bedeutung. Die Hilfe ist von unterschiedlichen Erwartungen, Interessen und Bedürfnissen geprägt. So verstärkt Frau Müller nicht nur die Dichotomie von Hilfebietenden und Hilfesuchenden, sondern stellt Hilfe als pragmatische, instrumentelle und auch technokratische Praxis dar, die ihr die eigene Passung in der Hilfebeziehung eher erleichtert. Ihre Kritik richtet sich gegen Personen, die der Fürsorge für andere weniger Bedeutung beimessen obwohl sie aus der Perspektive von Frau Müller zu den Hilfebietenden bzw. potentiell Hilfeleistenden gehören. Im gemeinsamen Gespräch mit Herrn Schmidt wird zudem deutlich, dass ihr Rollenverständnis nicht nur die Hilfebietenden umfasst, sondern ebenso jene, die aus ihrer Sicht Hilfe benötigen. Sie sieht es in erster Linie als Aufgabe der Hilfebietenden, die richtigen Hilfen zu erkennen und entsprechend zu interpretieren. Aus der Perspektive von Frau Müller, die davon ausgeht, dass Herr Schmidt Unterstützung benötigt, sollte er sich häufiger melden und aktiv um Hilfe bitten. Seine Reaktion darauf besteht darin, in größeren Zeitabständen Besorgungen für sie zu übernehmen – eine Anpassung an ihre Erwartungen, um nicht vollständig von der Hilfe ausgeschlossen zu werden. Das Hilfeverständnis von Frau Müller, das sie selbst als allgemeingültig und selbstverständlich bezeichnet, birgt zwar die Gefahr, dem Hilfebedarf von Herrn Schmidt nicht gerecht zu werden, stellt aber ein eher gängiges Hilfeverständnis dar, das von den Vermittlungsstellen gerne reproduziert wird. Die Hilfesuchenden stellen sich darauf ein, indem sie in diesem Fall auch den Ansprüchen der Hilfebietenden entsprechen. Sie tun dies, um im Notfall oder bei selbst konstruiertem Hilfebedarf auch die Hilfe zu bekommen, die sie brauchen könnten und geben sich mit dem aktuellen Hilfeangebot zufrieden, auch wenn sie selbst andere Vorstellungen davon haben.

Frau Müller rahmt ihr Hilfeverständnis in einer Dichotomie von Menschen, die Hilfe benötigen und von denen, die sie leisten und hat bestimmte Erwartungen an diese Rollenzuschreibungen. Dieses Hilfeverständnis bedient ein defizitäres Bild von Menschen im Alter und mit Behinderungen, ist hier aber gleichzeitig Motivation und Antrieb für ehrenamtliches Engagement. Dahinter steht eine normative Orientierung, denn Frau Müller ist davon überzeugt, dass

es moralisch geboten ist, andere Menschen mit einem Hilfebedarf zu unterstützen. Voraussetzung für diese Orientierung ist für sie ein identitätsstiftendes und anerkennungswürdiges Verständnis von Hilfe, bei dem die eigene Identität und Anerkennung davon abhängt, anderen zu helfen.

(3) *Hilfeverständnisse, die das „Soziale“ stets mitdenken*, finden sich in Hilfebeziehungen, in denen insbesondere Begegnungsmomente thematisiert werden. Diese Bezüge finden sich im gemeinsamen Interview mit Frau Becker (B) und Frau Hofer-Lutz (HL). Frau Becker als Hilfesuchende begründet ihre Zufriedenheit trotz ihrer Einschränkungen mit dem Rückblick auf weniger glückliche biografisch begründete Fluchterfahrungen:

„B: Und ich bin glücklich und zufrieden. Ein glücklicher Mensch. Es ist ja nicht nur das Einkaufen und das Bringen. Es ist auch die Begegnung, die man hat.

HL: Obwohl es sehr kurz ist eigentlich.

B: Es ist kurz. Es geht ja nur ums Einkaufen.“ (int_bhl, 45-49)

Im Verlauf des Interviews äußert sich Frau Becker mehrfach, dass sie sich „glücklich und zufrieden“ fühle. Sie bezieht sich dabei auch auf das Hilfesetting, das sich ihrer Meinung nach nicht nur auf das „Einkaufen und Bringen“ reduziert, sondern auch „die Begegnungen, die man hat“ beinhaltet. Hier wird eine eigensinnige Orientierung deutlich, die für das „Soziale im Kern“ (Alisch et al. 2018: 94f.) steht. Ihr Verständnis von Hilfe beinhaltet dieses „Soziale“ und sie genießt es auch, aber sie weiß, dass es sich nur um eine Einkaufsleistung handelt. Ihr Verständnis von Hilfe beinhaltet zwar dieses „Soziale“ und sie genießt auch die Begegnungsmomente, die über das Einkaufen hinausgehen. Sie weiß aber auch, dass nur ein Einkaufsservice vereinbart wurde. Aufgrund ihrer wiederholten Betonung der Erfahrungen ihrer schwierigen Fluchtgeschichte kann sie sich auf viele andere schwierige Situationen einlassen und interpretiert dies als Möglichkeit, diese so zu gestalten, dass sie auf jeden Fall „glücklich und zufrieden“ dabei sein kann. Frau Hofer-Lutz weist darauf hin, dass diese Begegnung „eigentlich sehr kurz“ ist. Sie geht daher davon aus, dass die gemeinsame Praxis der Begegnung nicht ihren eigentlichen Vorstellungen entspricht. Die „Begegnung, die man hat“ kann auch sehr mehrdeutig sein und von den Verhandelnden sehr unterschiedlich interpretiert werden. Dennoch stimmt Frau Becker der Einschätzung von Frau Hofer-Lutz zu („es ist kurz“) und relativiert die Hilfe zurück auf das „Einkaufen“. Hier wird deutlich, dass Frau Becker sich sehr über mehr Begegnungen freuen würde und dies auch gegenüber Frau Hofer-Lutz äußern kann, dieses Bedürfnis aber nicht explizit machen muss. Sie kann sich äußern, indem sie argumentiert, dass es ihr vielleicht noch viel schlechter ginge oder dass sie schon gegangen ist, ohne sich zu schämen oder einen expliziten Hilfebedarf zu benennen. Damit wird deutlich, dass ein Hilfeverständnis für Frau Becker immer auch (soziale) Begegnung bedeutet, immer mehr ist als Dienstleistung und immer auch abwägend, ob letztlich die situative Passung stimmt. Aus eigener beruflicher Erfahrung

weiß sie, was Fürsorge für andere bedeuten kann, dass sie immer wieder neu ausgehandelt werden muss und meist nur begrenzt verfügbar ist. Das Hilfeverständnis ist gerahmt von einer sozialen Orientierung, die auch die Reziprozität in der Hilfebeziehung einschließt.

(4) *Hilfeverständnisse von Gemeinschaft* beziehen sich auf eine Idee verschiedener verlässlicher Formen, z.B. von Familie, aber auch von freundschaftlichen oder nachbarschaftlichen Beziehungskonstellationen. Das Besondere daran ist die Vorstellung einer Hilfe, die immer verfügbar ist und immer geleistet wird, weil alle Beteiligten Verantwortung in ihren Rollen, Aufgaben und Zuordnungen tragen. Der eigentliche Kern der hier zum Ausdruck kommenden Orientierung bezieht sich auf ein Zugehörigkeitsgefühl. Im Einzelinterview verwendet Frau Müller dafür den Begriff „Geheischnis“, ein wichtiger Hunsrücker Begriff, der eher eine emotionale als eine begriffliche Bedeutung hat. Frau Müller führt diesen Begriff ein, indem sie von ihrer eigenen Kindheit erzählt:

„Wenn ich heim kam von der Schule, war jemand da, mit dem ich sprechen konnte, was in der Schule vorgefallen war. Dann gab es Mittagessen warm. Das war, ich würde sagen ein ‚Geheischnis‘. Heute ist das ja nicht mehr so, viele Eltern sind berufstätig, ist klar.“ (int_einz_m, 370-373)

Es „war jemand da“ drückt einen Zustand aus, in dem man nicht allein gelassen wird, vor allem, wenn man Hilfe braucht, aber auch mit der Idee des Ansprechens, des Austauschs und des gemeinsamen Erzählens. Heimat oder Zuhause wird hier mit einem warmen Mittagessen assoziiert. Es ist also nicht nur ein Ort des Wohlbefindens, an dem die eigene Familie lebt, sondern auch ein Ort, an dem man versorgt wird. Frau Müller beschreibt diesen Begriff als ein vergangenes Gefühl, das sie in ihrer Kindheit hatte und das als Gegenentwurf zur heutigen Familiensituation dient. Auch Frau Schu spricht von einer solchen Situation, die ein Bild von Familie und Gemeinschaft mit klaren Rollen und Zuordnungen zeigt:

„Ja. Die waren immer da, Martina. Die waren immer da. Auch wenn wir aus der Schule kamen, es war immer gekocht. Es war ja immer jemand zu Hause, wenn die anderen auch auf dem Feld waren.“ (int_sj, 352-354)

Beide Autorinnen erinnern sich an eine Zeit, in der sie als Kinder von der Schule nach Hause kamen und nicht nur ein gekochtes Mittagessen bekamen, sondern auch Gesprächspersonen hatten, denen sie von ihrem Schulalltag erzählen konnten. Alle Beteiligten hatten ihre Rollen: die Kinder gingen zur Schule, Erwachsene arbeiteten auf dem Feld, jemand hat gekocht („es war immer gekocht“). Diese Erinnerungen werden nun in den Kontext aktueller Hilfesettings und -erfahrungen gestellt, die deutlich machen, wer Hilfe und Fürsorge schon damals am meisten brauchte. Das waren zum einen die Kinder, zum anderen die älteren Menschen, die ganz selbstverständlich in der Familie gelebt haben. Ignoriert werden in den Erinnerungen an frühere Familiengemeinschaften starke Abhängigkeiten und Exklusionen, vor allem für nicht

etablierte Menschen. So ist diese Kindheitserinnerung nicht nur die (Re)Konstruktion eines „Geheissnisses“ als Kind, sondern als sicherer und inklusiver Ort für eine Person im Alter, die Unterstützung und vor allem Zuwendung braucht („es ist immer jemand da“), ein Gegenentwurf zu aktuellen Lebenssituationen. Diese Narrative werden als traditionelle Lösungen für biografisch erlebte Momente verhandelt, da sie (Für-)Sorge mechanisch (Durkheim 1893/1922) in die Familie einschließen. Beide haben die Erfahrung gemacht, dass mehrere Generationen als Familie zusammenleben und diese Gemeinschaft per se für gemeinsame Sorgeaufgaben zuständig ist. Das bedeutet aber auch, dass traditionelle Rollenverteilungen und Machtverhältnisse nicht in Frage gestellt werden. Beide haben zudem die Erfahrung gemacht, dass zum Zeitpunkt der Interviews die Praxis einer sorgenden Gemeinschaft, wie sie von beiden beschrieben wird, in dieser Form nicht mehr existiert und interpretieren diesen Verlust auch als Ursache dafür, dass insbesondere ältere Menschen in ländlichen Räumen nicht mehr ausreichend versorgt werden. Das Hilfeverständnis wird hier von der Idee einer implizit sorgenden Gemeinschaft gerahmt, die ein altruistisches Verständnis von Hilfe bei den Hilfebietenden einschließt.

(5) *Zukunftsszenarien von Hilfe*. Ein anderes Verständnis von Hilfe zeigt sich in den Diskussionen über zukünftige Hilfeszenarien. So gibt es aus biografischer Perspektive Vorstellungen von Hilfesituationen, die mit nahestehenden Personen erlebt wurden und die Angst vor einer möglichen Abhängigkeit von Hilfe erzeugen. Frau Scholz hat diese Erfahrung bei der Pflege ihres Mannes gemacht und stellt sich dies als angstausslösend vor:

„Wenn man nicht mehr gehen kann und liegt im Bett, und muss warten, bis jemand kommt, da habe ich Angst davor.“ (int_slb, 159-162)

Hier taucht zunächst die Vorstellung auf, dass es eine Zeit geben wird, in der man nicht mehr gehen kann, weil es körperlich nicht mehr möglich ist. Außerdem stellt sie sich vor, dass sie dann auch im Bett liegen muss und nicht mehr alleine aufstehen kann. Sie ist auf eine andere Person angewiesen, die ihr zumindest Gesellschaft leistet. Sie hat diese Situation bei ihrem Mann erlebt, der nicht mehr aufstehen konnte, weil es anscheinend keine Möglichkeit gab, ihn entsprechend zu mobilisieren. Sie pflegte ihren Mann allein, ohne fremde oder professionelle Hilfe und auch ohne weitere Hilfsmittel. Sie bezeichnet sich selbst als „arme Frau“, da sie nicht berufstätig war und ihr Mann aufgrund seiner Krankheit früh in Rente ging. Da sie in dem Dorf, in dem sie lebt, oft auf diese Platzierung hingewiesen wird, kann sie sich eine Unterstützung in der Pflege, die sie aus eigenen Mitteln nicht bezahlen kann, nicht vorstellen. So verbindet sie die Angst vor Pflegeabhängigkeit mit ihrer finanziellen Situation und gleichzeitig mit der Angst, dass sich auch wirklich jemand um sie kümmert und sie nicht „warten“ muss, „bis jemand kommt“.

Ihr Hilfeverständnis ist biografisch geprägt durch eine prekäre Lebenssituation und die Erfahrungen mit ihrem Mann, der sich bereits in einer abhängigen

Hilfesituation befand. Aus diesen Erfahrungen heraus antizipiert und rekonstruiert sie Hilfesituationen, vor denen sie sich bereits heute fürchtet. Dieses biografisch begründete Hilfeverständnis beeinflusst auch in der aktuellen Hilfebeziehung die gemeinsame Aushandlung und Sorge um Frau Scholz und muss von den an der Hilfebeziehung Beteiligten aufgelöst werden. In diesem Fall geht Frau von Lockwitz-Buchner als Hilfebietende auf die Ängste ein und schafft es, Frau Scholz immer wieder zu bestärken und ihr auf diese Weise Anerkennung und Wertschätzung zu vermitteln. Grundsätzlich zeigt sich in allen Gesprächen die Antizipation zukünftiger Hilfebedarfe bzw. Hilfeangebote, die wiederum auf biografisch begründete Hilfeverständnisse zurückgreifen. Dies geschieht auch bei den Hilfebietenden, wenn sie sich vorstellen, wie es den Hilfesuchenden ergehen könnte. Dieses Phänomen wurde bereits bei Frau Becker und Frau Hofer-Lutz diskutiert, als Frau Hofer-Lutz mit Frau Becker Hilfesituationen antizipierte und damit deren Grenzen aufzeigen wollte. Ebenso ist es möglich, damit das Hilfeangebot darzustellen und zu zeigen, dass es über das bisher Geleistete hinausgeht. In dieser Interviewsequenz (I) mit Herrn Schmidt (S) und Frau Müller (M) wird die Auseinandersetzung mit einer möglichen zukünftigen Situation näher beschrieben:

„I: Das heißt, jetzt sind Sie auch immer mitgefahren zum Einkauf, oder nicht?

M: Nein, noch nicht. Bis jetzt noch nicht–

S: Bisher noch nicht, aber da haben wir schonmal drüber gesprochen und dass wir das in Zukunft wahrscheinlich mal werden machen müssen.

M: Ja. Und Sie gehen ja selbst im Rollator noch in die Stadt auch um–

S: Ich gehe auch im Rollator noch zur Stadt, genau.

M: Genau, eben. Wenn das halt nicht mehr möglich ist, ich denke ja auch. Im Geschäft ist ja häufig so, dass die Sachen mal umgeräumt werden oder so. Und da fängt immer an zu suchen. Wenn man weiß, wo alles ist, ist das einfach.“ (int_ms, 132-146)

Aus der Perspektive von Hilfeverständnissen werden hier die Hilfeperspektiven aufgrund biografischer Erfahrungen, vorhandener bzw. genutzter Hilfsmittel („Rollator“) und der Bezug zur gemeinsamen Hilfebeziehung beschrieben. Einkaufen als Teil reproduktiver Sorgearbeit wird hier als etwas beschrieben, das Mobilität erfordert. Aber nicht nur die Mobilität wird als Barriere dargestellt. Es geht auch darum, dass ein Geschäft in der Regel eine bestimmte Anordnung der Waren hat, an der man sich orientieren kann. Für Menschen mit einer Sehbehinderung – wie Herrn Schmidt – ist diese mühsam erlernte Anordnung besonders wichtig für die Routine und jede Veränderung bedeutet eine zusätzliche Hürde. Dies und eine damit verbundene mögliche zukünftige Hilfeleistung wird von Frau Müller ins Spiel gebracht, da die „Sachen mal umgeräumt werden“. Auch die Reaktion von Herrn Schmidt deutet auf eine Zukunftsperspektive hin: „dass wir das in Zukunft wahrscheinlich mal werden machen müssen.“, wobei vor allem Frau Müller diese Perspektive fokussiert.

In Bezug auf Herrn Müller sagt sie, dass er im Rollator „noch in die Stadt“ geht und „wenn das halt nicht mehr möglich ist“, wäre sie bereit, ihn zum Einkauf mitzunehmen bzw. auch andere Dinge zu erledigen. Damit grenzt sie sich nicht im Hinblick auf zukünftige Hilfen ab, sondern markiert ihre weiteren Angebote. Sie verstärkt eine progressive Verschlechterungsperspektive auf Herrn Müllers Situation. Diese Konstruktion einer Defizitvorstellung wird auch von anderen Hilfeanbietern als gegeben angenommen: also eine zukünftige Zunahme bzw. mögliche Verschlechterung des Hilfebedarfs, indem die Gesundheit abnimmt und der Hilfebedarf zunimmt. Dies löst unterschiedliche Reaktionen aus. In jedem Fall ist die Zukunft der Hilfesicherung ein Thema, über das die Hilfepaare sprechen und in dessen Rahmen das aktuelle Hilfesetting ausgehandelt wird.

(6) *Das Generationenverständnis von Hilfe* bildet die Idee eines intergenerationalen Vertrages innerhalb der Hilfepaare ab. Dieses Verständnis von Hilfe bezieht sich auf das Generationenverhältnis und die damit verbundenen Hilfeangebote und Hilfebedarfe. Dabei handelt es sich um Verständnisse des Interesses an lebensgeschichtlichen Ereignissen, an Hilfeeindrücken der eigenen zu pflegenden Eltern oder Kinder und um Hilfeverständnisse, die einen Generationenvertrag beinhalten.

Die Motivation von Herrn Häfner-Meier, Herrn Richter zu unterstützen, erweist sich als Interesse an der Generation von Herrn Richter und deren biografischen Erzählungen und Berichten. Die Tatsache, dass zwischen dem 75-jährigen Herrn Häfner-Meier und dem 95-jährigen Herrn Richter immer noch eine ganze Generation liegt, zeigt, wie groß der Altersunterschied nach dem Eintritt in den Ruhestand sein kann. Zwischen den beiden Männern besteht jedoch kein Hilfeverhältnis, das auf einen Generationenvertrag schließen ließe. Vielmehr handelt es sich um einen freundschaftlichen Austausch mit Interesse an den unterschiedlichen biografischen Erfahrungen.

Ein Hilfeverständnis aufgrund eigener Erfahrungen mit zu versorgenden Eltern hat Frau Wagner vorzuweisen. Sie hat auch ihren Beruf danach gewählt und ihre Praktika als Sozialarbeiterin im Arbeitsfeld mit älteren Menschen ausgewählt.

„Na ja, man kann das ja jetzt so sehen, dadurch dass mein Papa ja auch schon relativ alt ist, unterstütze ich ihn auch, wo ich kann, im Alltag. Aber das ist ja nochmal was anderes, familiäres Umfeld. Und halt dann, sage ich jetzt mal, eine komplett neue Person. Aber ich habe mich ja innerhalb des Praktikums sowieso dafür entschieden, was in dem Bereich zu machen, und war dann entsprechend sehr offen. Und auch einfach gespannt, wen ich da kennenlernen, wer da auf mich zukommt. Und habe mich einfach gefreut.“ (int_sw, 528-534)

Frau Wagner bietet hier verschiedene Perspektiven an, die einen biografischen Zusammenhang zwischen ihren familiären Erfahrungen, insbesondere mit dem Alter ihres Vaters, und der Hilfe für Frau Hofmann herstellen. Sie verbindet mit dem Thema Alter die persönlich erlebte Alltagsunterstützung im

Rahmen ihrer Möglichkeiten für ihren Vater, differenziert dann aber, dass sich familiäre und professionelle Hilfe unterscheidet und der individuelle Bedarf im Vordergrund steht („eine komplett neue Person“), der möglicherweise ganz anders ist, als sie ihn kennt. Sie begründet ihre Offenheit und Neugier auch mit ihrer konkreten Entscheidung für ein Praktikum in diesem Bereich, einem damit verbundenen Verständnis von unterstützungsorientierter Altenhilfe und der Unterschiedlichkeit der Menschen, aber auch der Herausforderungen und zeigt dementsprechend großes Interesse und Freude daran, dies im Praktikum ausprobieren zu können. Die biografische Erfahrung der Unterstützung für den Vater und der daraus resultierende Tätigkeitswunsch deuten auf ein generationenbezogenes Hilfeverständnis hin. Hier wird deutlich, dass biografisch begründete Hilfeverständnisse nicht nur bei ehrenamtlich Aktiven eine Rolle spielen, sondern auch in professionellen Settings handlungsleitend sind. So hat Frau Wagner einerseits ein großes Vorwissen, an das sie anknüpfen kann, andererseits aber auch eine biografisch begründete Motivation, älteren Menschen zu helfen und sie professionell zu unterstützen.

Wenn Hilfeverständnisse von den an Hilfebeziehungen Beteiligten wesentlich durch biografische Erfahrungen geprägt sind, zeigen sich diese in Bezugnahmen auf pädagogische Rahmungen, Dichotomien von Hilfeangebot und Hilfebedarf, Vorstellungen von sozialem Miteinander und Gemeinschaft sowie in der Reflexion über Zukunftsperspektiven und Generationenverhältnisse. Diese eigentheoretisierenden und handlungsleitenden Bezüge bilden die Grundlage, um Herausforderungen wie den Zugang zu Hilfe und die Aushandlung der Beziehungsgestaltung zu bewältigen. Sie bieten Orientierung im Hilfefprozess und verändern sich durch die konkrete Praxis in Hilfebeziehungen, die sowohl Stabilität als auch Krisenmomente enthalten kann.

Zugleich wird deutlich, dass diese Hilfeverständnisse nicht losgelöst von räumlichen Kontexten zu betrachten sind. Wenn Raum im relationalen Sinne nicht nur als physische Gegebenheit verstanden wird, sondern als etwas, das in sozialen Interaktionen entsteht und durch Aushandlungen geformt wird, sind solche Hilfebeziehungen von institutionellen Strukturen, sozialen Netzwerke und der Dynamik von Nähe und Distanz beeinflusst. Als Räume schaffen sie Gelegenheiten, biografische Konzepte wirksam und diese gleichzeitig neu zu verhandlungs- und transformationsfähig werden zu lassen. Die situative Aushandlungsbasis ist dabei eng mit diesen räumlichen Dynamiken verbunden. Während habitualisierte biografische Prägungen eine wichtige Grundlage für subjektive Hilfe- und Care-Konzepte bilden, können sich diese Konzepte in spezifischen räumlichen und interaktiven Kontexten verändern. Solche Veränderungen treten häufig dann auf, wenn etablierte Hilfemuster nicht mehr ausreichend erscheinen, um den Anforderungen gerecht zu werden. Diese Momente der Irritation schaffen die Möglichkeit für dynamische und transformative bildungsrelevante Prozesse, in denen Akteur:innen nicht nur ihre Rollen

und Positionen, sondern auch ihre Konzepte und Orientierungen neu verhandeln.

Das transformative Potenzial biografischer Hilfeverständnisse ergibt sich aus der Reflexion und Aushandlung in diesen Räumen und Beziehungen. Durch die Überwindung starrer Muster und die Entwicklung neuer Strategien können innovative Formen der Fürsorge und Unterstützung entstehen. In der weiteren Analyse werde ich dieses Potenzial detaillierter kategorisieren und untersuchen, wie es sich in der Verbindung von biografischen, sozialräumlichen und interaktiven Bedingungen entfaltet, ohne zu ignorieren, dass gesellschaftlich habitualisierte und verfestigte Care-Diskurse und Hürden diese Veränderungen stark beeinflussen und erschweren.

5.3. Potenziale zur Gestaltung von Hilfebeziehungen

Nach den bisherigen Rekonstruktionen wird deutlich, dass die Potenziale zur Gestaltung von Hilfebeziehungen eng mit den subjektiven Hilfskonzepten und -verständnissen der Beteiligten verknüpft sind. Hilfepaare stehen vor der Herausforderung, ihre Beziehung in Kontexten zu gestalten, die durch starre und monologisch³⁸ ausgehandelte Strukturen geprägt sein können, zugleich aber auch Möglichkeiten für dynamische Aushandlungen bieten. Diese Situationen werfen grundlegende Fragen auf: Wie reagieren die Beteiligten auf Vorgaben, die sie entweder einschränken oder zur Reflexion ihrer Hilfeverständnisse anregen? Welche Strategien entwickeln sie, um in diesem Spannungsfeld handlungsfähig zu bleiben?

In den biografisch-narrativen Gesprächen treten grenzbearbeitende Handlungsweisen besonders hervor, die sowohl die subjektive Ebene der Hilfesuchenden und Hilfebietenden als auch ihre Interaktionen verdeutlichen. Diese grenzbearbeitenden Handlungsweisen werfen Fragen nach den Bedeutungen und Grenzen von Hilfe auf: Wie definieren die Beteiligten ihre eigenen Begrenzungen und Möglichkeiten? Wie begegnen sie den Erwartungen des Gegenübers? Welche Deutungen entstehen, wenn Grenzen überschritten oder nicht eingehalten werden? Diese Fragen zielen darauf ab, die Spannungen und Widersprüche zu rekonstruieren, die in Hilfebeziehungen auftreten und die Ge-

³⁸ Monologisch bedeutet in diesem Zusammenhang, dass der juristisch-administrativ-therapeutische Staatsapparat (JAT), wie von Fraser (1994) beschrieben, soziale Probleme nach festgelegten juristischen, administrativen und/oder therapeutischen Kategorien behandelt. Dies lässt wenig Raum für alternative Deutungen oder die Beteiligung der Betroffenen, wodurch deren individuelle Bedürfnisse nicht selbstbestimmt interpretiert werden können. Infolgedessen werden soziale Ungleichheiten eher verwaltet als nachhaltig verändert (Fraser 1994: 237).

staltungsmöglichkeiten eröffnen oder erschweren. Die vielfältigen Spannungsfelder, die sich dabei zeigen, sind unter anderem die Abwägung zwischen Nähe und Distanz, der Umgang mit Selbstbestimmung und Abhängigkeit oder die Aushandlung individueller Bedürfnisse innerhalb struktureller Vorgaben. Zugleich ermöglichen sie, etablierte Vorstellungen von Hilfe und Sorge infrage zu stellen und neue Orientierungen zu entwickeln. Wie können solche Spannungsfelder produktiv genutzt werden, um Orientierung und Handlungsspielräume in Hilfebeziehungen zu erweitern? Welche narrativen Strategien werden sichtbar, wenn Beteiligte von solchen Prozessen erzählen?

Dieses Kapitel untersucht, wie Menschen in Hilfebeziehungen ihre Konzepte und Verständnisse von Hilfe reflektieren und welche Lern- und Veränderungsprozesse daraus hervorgehen. Rekonstruiert wird, wie Spannungsfelder und Grenzerfahrungen nicht nur als Hindernisse, sondern auch als Ausgangspunkte für eine vertiefte Auseinandersetzung mit Hilfe, Sorge und Care genutzt werden können. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, ob und wie Begrenzungen zu Ermöglichungsräumen werden können. Welche Perspektiven entstehen, wenn bisherige Strategien nicht mehr greifen? Und wie lassen sich solche Reflexionsprozesse als transformatives Potenzial denken, das gerechtere und wirklich gewollte und leistbare Hilfe- und Sorgeverhältnisse ermöglicht?

Ziel ist es, aus den narrativen Interviews herauszuarbeiten, wie subjektive Deutungen und Konzepte von Hilfe durch die Auseinandersetzung mit Spannungsfeldern erweitert und verändert werden können. Es geht zunächst um das Thema Grenzbearbeitung in Hilfekontexten aus der jeweiligen Rollenperspektive Hilfebietender und Hilfesuchender (5.3.1) und anschließend um die Bedeutung von Wissen, Fähigkeiten und Kompetenzen (5.3.2), die für eine gelingende Hilfepraxis in den organisierten Hilfebeziehungen rekonstruiert werden.

5.3.1 Bearbeiten von Grenzen

Die Fähigkeit, Grenzen in der Hilfebeziehung zu bearbeiten, sind vorrangige Aufgaben, die das Hilfeangebot und die Hilfesuche betreffen. Beides zu bearbeiten sind Handlungsweisen, von denen an der Hilfebeziehung Beteiligten erzählen und die sie als entscheidend für das Gelingen einer Hilfebeziehung interpretieren. Diese Grenzbearbeitungen³⁹ als Herausforderungen umfassen

³⁹ Der Begriff der Grenzbearbeitung wird in der sozialwissenschaftlichen Forschung unter anderem von Kessl und Maurer (vgl. Kessl 2009; Kessl/Maurer 2010; Maurer 2017, 2018) verwendet, um die Aushandlung und Verschiebung institutioneller und interaktiver Grenzen im Kontext sozialer Arbeit zu analysieren. Dabei geht es insbesondere um die Steuerung und Governance sozialer Unterstützungsprozesse. In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff jedoch in Anlehnung an Paulo Freire (vgl. 1980, 1984) verwendet, der Grenzbearbeitung als einen Prozess der Bewusstwerdung und der Überschreitung sozialer Begrenzungen versteht.

das Erkennen und Setzen von Grenzen sowie das Vermeiden von Überforderung des Hilfeangebotes und die Wahrung der Autonomie der Hilfesuchenden, um immer wieder Passung in der Hilfebeziehung und der Hilfepraxis herzustellen und Bedürfnisse auszuhandeln.

Grenzen in der Hilfebeziehung müssen abgesteckt werden, da sich die Hilfegegenstände, die Rollen und der Beziehungscharakter kontinuierlich verändern. Sowohl das Hilfeangebot als auch der Hilfebedarf müssen immer wieder neu definiert und begrenzt oder erweitert werden. Die Kompetenz, Grenzen zu erkennen und zu setzen, wird insbesondere durch biografische Erfahrungskonzepte geprägt. Die Kompetenzen zum Erlernen und Reflektieren von Grenzssetzungen erweisen sich als zentrale Bildungsgelegenheiten und -potenziale in der Hilfebeziehung. Das Setzen von Grenzen zeigt sich dabei als ein situativ ausgehandelter Akt. Ob dies gelingt, hängt aber auch von der Verhandlungs- oder Aushandlungskompetenz der Beteiligten ab. Hier zeigt sich, dass es auch für Hilfesuchende schwierig sein kann, Grenzen zu setzen, insbesondere dann, wenn die angebotene Hilfe nicht ihren Bedürfnissen entspricht. In solchen Fällen besteht die Gefahr, dass sie ihre eigenen Grenzen überschreiten, um sicherzustellen, dass die Hilfebietenden weiterhin Unterstützung leisten und das Setzen von Grenzen nicht dazu führt, dass die Hilfe ganz eingestellt wird. Dies lässt sich vor allem damit begründen, dass die Suche nach Hilfe immer auch die Zukunftsperspektive eines Hilfebedarfs einschließt und antizipiert. Interdependenzen in den Hilfebeziehungen werden aus dieser Perspektive auszugleichen versucht, um mögliche Hilfebedarfe abzusichern. Je nach den verfügbaren Möglichkeiten der antizipierten Hilfeangebote und vertrauten Personen wird diese Perspektive auch ausgereizt und befindet sich in einem immer wieder auszulotenden Grenzbereich von Überforderung oder Übergrifffigkeit, was ich als Situationen der Grenzbearbeitung darstellen möchte. So werden aus der Perspektive der Grenzbearbeitung auf Seiten der Hilfebietenden vor allem Überforderungsstrategien und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Hilfeangebot thematisiert, auf Seiten der Hilfesuchenden sind es Strategien, die Scham, Abhängigkeit und Anerkennung verhandeln. Exemplarisch sollen hierzu weitere empirische Einblicke gegeben werden und die ausführliche Rekonstruktion grenzbearbeitender Hilfsituationen soll die Bedeutung biografisch begründeter Hilfekonzepte in den Mittelpunkt der Ergebnisse stellen. Die Darstellung erfolgt zunächst aus einer ausführlichen Analyse aus der Perspektive der Hilfebietenden (1) und anschließend eine Rekonstruktion aus der Perspektive der Hilfesuchenden (2), die beide jeweils Hilfestrategien aufzeigen, wie sie mit den Überforderungen in ihrer Rolle umgehen.

(1) „*Mein lieber Scholli, da war ich einfach überfordert*“

Im Vordergrund der folgenden Analyse sollen die grenzbearbeitenden (Selbst)Bildungs- und Reflexionspotenziale eines Hilfeangebotes stehen. Beginnen möchte ich mit einer der interessantesten Geschichten der Hilfspaargespräche. Es geht um die Erzählung über Elsa Groß, die die Hilfebietende Frau

Jäger und die Hilfesuchende Frau Schu im gemeinsamen Hilfspaargespräch co-konstruieren. In diesem Abschnitt geht es um die Entlastungsstrategien der Hilfebietenden Frau Jäger. Als ich sie darum bat, die Geschichte mit der hilfesuchenden Nachbarin Elsa Groß nochmals detaillierter zu erzählen, resümiert sie relativ am Anfang der Sequenz mit einer Einschätzung: „mein lieber Scholli, da war ich einfach überfordert“. Die ausführliche Deutung dieser Erzählung soll einerseits dem Verständnis des Hilfesettings, aber auch der subjektiven Handlungsweisen der Hilfebietenden und Hilfesuchenden dienen. Darüber hinaus soll aufgezeigt werden, welche konzeptionellen Muster von Hilfe den Beteiligten zugrunde liegen, wie diese interaktiv ausgehandelt werden und welche dynamischen Veränderungsprozesse stattfinden.

Im gemeinsamen „Hilfepaar“-Gespräch war auffällig, dass die Hilfesuchende Gerda Schu den größten Redeanteil hatte und entsprechend viel über ihr Leben, ihre Bedürfnisse und ihre eigentheoretischen Konzepte erzählen konnte. Die Hilfebietende Martina Jäger hat sich zurückgehalten und es war umso interessanter, als sie dann detailliert über eine frühere Hilfebeziehung sprach, in der sie sich überfordert gefühlt hat. Im Kern geht es darum, dass Frau Jäger zu Beginn des Gesprächs kurz einführt, dass sie sich lange um ihre Nachbarin Elsa Groß gekümmert hat und zu diesem Zeitpunkt eigentlich Unterstützung gebraucht hätte. Frau Jäger und Frau Groß haben in einem kleinen Aussiedlerhof mit fünf Häusern gewohnt, durch den eine gut befahrene Durchgangsstraße verläuft. Auch Frau Schu scheint Frau Groß zu kennen. Immerhin wohnt sie nur ein paar Kilometer weiter weg und da sie zumindest über die verwandtschaftlichen Verhältnisse mitreden kann und bringt sich gelegentlich in die Erzählung als Expertin (B1) ein, so dass diese Geschichte einen co-konstruktiven Charakter hat.

„... da habe ich gemerkt, weil zum Beispiel–, wo–, das war auch so, wo ich irgendwann, weißt du, habe ich gedacht: ‚Mein lieber Scholli, ich war einfach überfordert.‘ ... Weißt du, wenn ich schon die Karin angerufen habe, ... Habe ich gesagt: „Können Sie bitte nicht kommen mal zu Elsa. Ich stelle euch Kaffee.“ Aber dass sie sich hinsetzt bei Elsa und sprechen. Dann habe ich diesen Sohn von ihrem Lebensgefährten angerufen. (B1: Von A-Dorf.) Von A-Dorf, habe ich angerufen alle Bekannten. Weil–, wenn die Elsa Geburtstag hatte, dann hatte sie immer große Feier. Und immer viele Leute, viele Bekannte waren da. Und wo die Elsa dann krank war (B1: Kam kein Mensch.) und zerbrechlich und so, (B1: Ja, ja. So ist das.) dann kam keiner. Und ich war immer unter dem Strom.“ (int_sj, 536-550)

Frau Jäger beginnt mit dem Erzählen und gibt der Geschichte zunächst einen Titel, der ihre Überforderung in den Mittelpunkt stellt. Dieses Vorgehen deutet darauf hin, dass Frau Jäger sich intensiv damit auseinandergesetzt hat bzw. auseinandersetzen musste, da sie zunächst keine Lösung für ihre Überforderung fand. Die Hilflosigkeit in dieser Situation war noch im gemeinsamen

Gespräch spürbar. Es ist nicht ganz klar, in welchen Zeiträumen und über welche Zeiträume gesprochen wird. Klar ist, dass es einen Prozess gab, der zu dieser Erkenntnis geführt hat und dieser wird zeitlich mit „irgendwann“ angegeben. Wie sie diese Überforderung begründet und interpretiert, soll nun analysiert werden.

Die Erzählung beginnt mit einer Aneinanderreihung von strategischen Bemühungen, die Überforderung zu bewältigen, ohne die Situation an sich darzustellen. Zu diesem Zeitpunkt der Erzählung ist nicht klar, um welche Überforderungssituation es sich handelt. Entweder wird davon ausgegangen, dass dies klar ist, oder es ist für Frau Jäger zunächst wichtiger, mit den Strategien zu beginnen, die sie zunächst als mögliche Entlastungsstrategien vorstellt. Sie ruft „Karin“ an, eine mögliche Verwandte von Elsa, deren Telefonnummer sie hat, und bittet sie, Elsa zu besuchen, bietet ihr „Kaffee“ an, bittet sie, Elsa zu besuchen und mit ihr zu sprechen. Danach ruft sie eine weitere Person an, den „Sohn von ihrem Lebensgefährten“. Später ruft sie „alle Bekannten“ an. Es folgt die Begründung für ihr Handeln: „Wenn die Elsa Geburtstag hatte, dann hatte sie immer ein großes Fest. Und da waren immer viele Leute, viele Bekannte da“. Da auch Frau Jäger an dieser Feier teilgenommen hat, kennt sie die Personen, die mit Elsa gefeiert haben und hofft, dass diese Elsa besuchen kommen. Sie nutzt also die früheren Kontakte der Familie und hat anscheinend nicht die Möglichkeit, direkt mit Elsa darüber zu sprechen, welche Idee oder Strategie sie selbst verfolgen würde. Im weiteren Verlauf des Interviews wird festgestellt, dass bei den Feiern alle da waren, aber als es Elsa schlecht ging, „dann kam keiner“. Frau Jäger, die zu Elsa in erster Linie ein nachbarschaftliches Verhältnis hat, fühlt sich „wie unter Strom“. Sie fühlt sich für die Versorgung von Elsa verantwortlich und verwendet die Formulierung „unter Strom stehen“, was bedeutet, dass sie in dieser Situation keine Entspannung hat und diese Verantwortung allein trägt, dass sie sich auch allein gelassen fühlt. Frau Schu schaltet sich ab und zu in die Erzählung ein, kommentiert, ergänzt und macht deutlich, dass sie diese Geschichte auch kennt und einerseits weiß, dass die familiäre Pflegesituation für Elsa Groß damals auch nach ihrer Einschätzung so war und sie dies bestätigen kann. Gleichzeitig deutet sie an, dass sie sich möglicherweise selbst in der Zwischenzeit in einer solchen Situation befindet bzw. ein Gefühl dafür hat, indem sie die Aussage „kam kein Mensch... So ist das“ verallgemeinert bzw. so ausspricht, als hätte sie es selbst erlebt. Hier wird deutlich, dass sich Frau Jäger in einer für sie überfordernden Situation befindet, für die sie als Nachbarin die Verantwortung übernommen hat, da sie gemerkt hat, dass sich sonst niemand um Elsa Groß kümmert. Aufgrund dieser Überforderung entwickelt sie nun Strategien, um sich zu entlasten. So sucht sie zunächst den Kontakt zu anderen Personen, die sie aus dem Verwandten- und Freundeskreis von Elsa kennt, ruft diese an, lockt sie damit, dass sie

sich selbst um den Kaffee kümmert. Zu ihrem Unverständnis kommt aber niemand, um Elsa Groß zu besuchen, so dass sie mit ihrer Anspannung zurückbleibt.

Dann erzählt sie weiter und wechselt auf ihre eigene Beziehungsebene zu ihrer Nachbarin Elsa Groß und begründet ihre Überforderung damit, dass Elsa ihre Bedürfnisse nicht äußern konnte, sondern anscheinend von Frau Jäger erwartet hat, dass sie diese kennt.

„Und so wie die Elsa, ich will dir was sagen, die ältere Leute sind nicht gewöhnt, um sich ans Telefon zu setzen und telefonieren. Da habe ich immer wieder gebeten: ‚Elsa. Du rufst mich an, dass du sagst, wie es dir geht, ob du was brauchst.‘ Nix. Dann rufe ich die Elsa nächste Tag-. Einen Tag habe ich mich nicht gemeldet. Die musste sich melden. Ruft ins Telefon: ‚Du untreue Tomate, wo warst du denn?‘“ (int_sj, 551-555)

Frau Jäger Bezug bezieht sich hier auf andere Erfahrungen mit „älteren Leuten“ und sieht ein bestimmtes – offenbar allgemeines – Phänomen bei Elsa im Speziellen. Diese Aussage soll durch die Anrede von Frau Jäger an mich: „Ich will dir was sagen“, untermauert werden. Es folgt die Begründung dafür, dass Elsa Frau Jäger nicht anruft, um ihr zu sagen, wie es ihr geht oder ob sie etwas braucht. Ganz im Gegenteil: Frau Jäger muss sie dringend darum bitten, aber sie tut es nicht. So versucht Frau Jäger, Elsa zum Telefonieren zu erziehen, was Elsa auch tut, aber sie bekommt den Vorwurf, nicht da gewesen zu sein. Frau Jäger wartet einen Tag und ruft wieder an, aber Elsa beschwert sich nur, dass Frau Jäger nicht da war und wertet die Abwesenheit von Frau Jäger als Untreue. Dies deutet darauf hin, dass sie sehr wohl erwartet, dass Frau Jäger sich um sie kümmert. Auch hier beginnt Frau Jäger mit Entlastungsmaßnahmen für sich selbst, die auf einer pädagogischen Idee von Belohnung und Strafe beruhen, die sie aber selbst als wenig fruchtbar erlebt. Sie interpretiert den Grund, dass Elsa nicht anruft, deutet sie als „nicht gewöhnt“, also nicht geübt, und versucht, Elsa Groß so zu erziehen, dass sie sich meldet, indem sie bei Frau Jäger anruft. So lässt Frau Jäger diese Idee wieder fallen. In ihrer Erzählung geht sie nun darauf ein, welche verschiedenen Aufgaben sie übernommen hat und wann sie sich abgegrenzt hat.

„... Aber ich war, weißt du, ich war ständig bei Elsa. Morgens, oder zum Beispiel, wenn ich in den Wald gegangen bin. (GS1: Ist ja nicht weit, praktisch schräg gegenüber.) Ja, ja. Dann meine Pilze gezeigt. Ich habe ihr nichts so, sage ich, gemacht. Also einkaufen sind wir auch gefahren, wo sie später nicht fahren konnte. Da sind wir gefahren einkaufen, wir sind zum Beispiel essen im Sommer. Da sind wir da ins Gaststätte X essen gegangen, da konnte man sich hinsetzen. Ich wollte die Elsa schon aus dem Haus so ein bisschen rausjagen, sage ich so, weil-.“ (int_sj, 562-567)

So beginnt sie erneut mit einem evaluierenden Eindruck, dass sie „ständig bei Elsa“ war. Die Hilflosigkeit in ihrer Situation bekräftigt sie, indem sie mich wieder verstärkt mit „weißst du“ anspricht. Diese Aussage deutet auch darauf

hin, dass sie mich um Verständnis für ihr Verhalten bittet. Sie weiß, dass sie sich eigentlich nicht um Elsa Groß kümmern müsste, hat es aber trotzdem getan und mit verschiedenen Strategien versucht, diese für sie überfordernde Situation zu lösen. So wird die räumliche Situation dieser Nachbarschaft als weitere Begründung dafür angeführt, dass sie sich nicht aus dem Weg gehen konnten, so dass die räumliche und zeitliche Nähe eine ständige Begegnung ermöglichte. Frau Schu bringt hier noch einmal eine Bestätigung der Erzählung, auch ein Verständnis für die Begründung („ist ja nicht weit“) und das Beziehungsverhalten der anderen Hilfebeziehung und der besonderen Situation ins Spiel. In ihrer kleinen Co-Aussage steckt ihre eigene Erfahrung und das Wissen der Lebenssituationen im Dorf von Frau Jäger und Elsa Groß: eingeschriebene Handlungsmuster und Erwartungen, die an das nachbarschaftliche Zusammenleben gestellt werden und denen man sich nicht entziehen kann. Hinzu kommt, dass Martina Jäger und Elsa Groß in einem sehr abgelegenen und kleinen Dorf wohnen, so dass die Begegnung mit den wenigen benachbarten Menschen dort vielleicht die einzigen täglichen Kontakte überhaupt ist.

Mit dem Beispiel, dass sie nur „Pilze gezeigt“ hat, macht Frau Jäger deutlich, dass es sich nicht um komplizierte Hilfeleistungen handelte. Verstärkt wird dies durch den Satz „Ich habe ihr nichts gemacht“. Es ging nur darum, dass Elsa Kontakt hatte und mit jemandem reden konnte, also um das „Soziale“. Später musste sie dann aber doch einkaufen gehen bzw. hat Elsa Groß zum Einkaufen mitgenommen. Auch hier zeigt sich wieder ein typisches Muster des gemeinsamen Einkaufens: Man fährt nicht nur einkaufen, sondern man kehrt im Zuge dessen noch ein. Dies scheint aber nicht nur eine Idee von Elsa Groß gewesen zu sein, sondern Frau Jäger deutet auch hier wieder eine pädagogische Maßnahme an, indem sie Elsa „ein bisschen aus dem Haus jagen“ will. Dies klingt einerseits wie ein Gefallen an Elsa, damit sie nicht nur zu Hause bleiben muss, andererseits ist es auch eine Entlastungsstrategie, denn für Elsa bedeutet aus dem Haus zu sein auch, sich eventuell mit anderen Leuten zu treffen und Frau Jäger zu Hause weniger zu beanspruchen. Wie das Beziehungsgeflecht zwischen Frau Jäger und Elsa Groß tatsächlich aussieht, lässt sich weder aus der Erzählung noch aus dem gemeinsamen Gespräch erkennen. Es zeigen sich Muster, die sich aus früheren gemeinsamen Erfahrungen ergeben. Deutlich wird, dass Erwartungen an die Nachbarschaft gestellt und erfüllt wurden, mit denen beide nun umgehen müssen. Frau Schu begründet nun die Beziehungssituation von Elsa Groß näher, indem sie nahe Verwandte aufzählt, die früher die sozialen Kontakte für Elsa Groß übernommen haben, die aber inzwischen verstorben sind und damit die sozialen Kontakte für Elsa Groß weggefallen sind.

„(GS: Die hatte ja doch den Lebensgefährten, den Herrn Dick. Den Herrn Dick hatte sie doch als Lebensgefährten gehabt von A-Dorf.) Ja, aber das war... (GS: Der ist ja nachher verstorben.) Der ist auch gestorben, die Tochter ist gestorben. Da war diese-, das war auch 7 Uhr morgens Telefon, gucke ich:

„Martina, Martina, komm schnell, komm schnell.“ Mein Sohn ist noch in die Schule gegangen. Und dann war das mehr als 6 Jahre her (B1: Ja, die Zeit vergeht so schnell. Das kann auch schon 10 Jahre–. Gucke mal, mein Mann ist ja schon fünf Jahre verstorben. Das kann ja schon 10 Jahre und noch länger her sein.) Auf jeden Fall hatte ich–, (GS: Und wo ist der? Auch in E.-Dorf?) Neben die Julia. Das war so, die mussten nur die Genehmigung extra kriegen, weil das ist schon eigentlich–. (GS: Der liegt brach, der Friedhof. Da werden nur noch besondere–. Gehört ja alles zu Y-Stadt.)“ (int _sj, 567-577)

So wird zwar ein Ereignis erzählt, das mit dem Tod der Tochter (Julia) von Elsa Groß zu tun haben muss, aber es wird nicht auf dieses normalerweise in erster Linie tragisch zu bewertende Ereignis eingegangen, sondern eine zeitliche Einordnung von Frau Schu und Frau Jäger verhandelt, die sich an ihren eigenen biografischen Eckdaten orientiert: der Einschulung des Sohnes von Frau Jäger und dem Tod des Mannes von Frau Schu. Beide sind mit eigenen Herausforderungen konfrontiert. Während Frau Jäger ihre Überforderung und ihre Entlastungsstrategien ausführlich schildert, setzt Frau Schu das Gespräch mit ihren eigenen Erzählmustern fort und ordnet die Menschen ihrer Umgebung anhand einer zeitlichen und räumlichen Chronologie in die Geschichte ein. Dabei ist ihr nicht nur die zeitliche Dimension wichtig, sondern sie orientiert sich auch daran, wer wo begraben ist, was sich in der Frage „Wo ist der?“ ausdrückt. Um auch mich ausreichend zu informieren, wird die mögliche Diskrepanz erklärt, dass der Lebensgefährte von Elsa Groß auf einem bereits geschlossenen („der liegt brach“) Friedhof neben ihrer Tochter begraben werden durfte, was nur mit einer „Genehmigung“ möglich war. Damit thematisiert Frau Schu eine bis zum gemeinsamen Grab hergestellte familiäre Ordnung und eine damit verbundene behördliche Toleranz trotz Verwaltungs- und Gebietsreformen. Diese (Co-)Konstruktion dient zwar als Erklärung, möglicherweise um Hintergründe zu erhellen, ist aber im gemeinsamen Gespräch auch als Gesprächsbeitrag der umfangreichen Expertise von Frau Schu zu deuten. Frau Jäger nimmt dann den Faden wieder auf und setzt mit ihren pädagogisch zu interpretierenden Maßnahmen und möglichen Hindernissen fort.

„Also zum Beispiel, so nebenbei, als ich die Elsa kennengelernt habe, weil ich habe gesagt: ‚Elsa, vielleicht solltest du dich kümmern, dass jemand sich um dich kümmert. Weil ich habe nicht gesagt, ich kann das nicht.‘ Und Elsa hat mich immer gefragt: ‚Martina, ist dein Mann nicht sauer?‘ Nein, mein Mann war nie sauer, wenn ich bei der Elsa war. (B1: Der hätte ja können sauer sein.) Wir haben uns auch–, gut, Elsa konnte noch, also sie war schon mobil. Das war nicht so. Wir haben uns auf die Bank hingesetzt im Sommer. Das war immer lustig, weil ihre Bekannten vorbeigefahren sind. Nur ich musste dabei sein.“ (int _sj, 577-584)

Frau Jäger versucht nun an einem Beispiel zu zeigen, dass sie sich darum bemüht, dass Elsa Groß sich um ihre eigene Versorgung kümmert und selbst nicht so belastet ist. Die Befürchtung, dass Elsa Groß sich nicht um sich selbst

kümmert und sich auf Frau Jäger verlässt, führt zu dieser Thematisierung, deren Beantwortung aber keine Rolle spielt. Möglicherweise antizipiert Frau Jäger hier einen zukünftigen größeren Hilfebedarf, den Elsa Groß nicht im Blick hat. Für sie ist wichtig, dass Frau Jäger da ist. Dies deutet darauf hin, dass Elsa Groß davon ausgeht, dass Frau Jäger diese Rolle der Betreuerin weiterhin übernehmen wird. Der Satz „Nur ich musste dabei sein.“ trifft den Kern des Bedürfnisses von Elsa Groß und die daraus gelesene Erwartung von Frau Jäger, die die gemeinsamen Erlebnisse auch „lustig“ findet und anscheinend selbst genießt.

In diesem Zusammenhang wird der Mann von Frau Jäger eingeführt, der möglicherweise „sauer“ werden könnte, wenn Frau Jäger zu viel Zeit mit Elsa Groß verbringt. Diese Befürchtung kommt von Elsa Groß, weil sie vielleicht nicht versteht, dass Frau Jäger versucht, sich etwas abzugrenzen. Hier zeigt sich ein hierarchisches Verständnis von Hilfe, das die Bedürfnisse des Ehemannes über die der Nachbarin stellt. Zumindest hätten Elsa Groß und auch Frau Schu diese Aussage verstanden. Frau Jäger will hier exemplarisch beschreiben, wie schwierig auch die Kommunikation, Organisation und Absprache mit Elsa Groß war, dass sie schon bereit war, sich um einiges zu kümmern und mit ihr Zeit zu verbringen, dies aber begrenzt ist und Frau Jäger keine Möglichkeit sieht, Aufgaben an andere abzugeben.

„Nur dann, dann irgendwann–, schließlich habe ich auch viel zu tun für sie gehabt. Dann immer zu Elschen gegangen oder habe ich ihr Tabletten gemacht einige Zeit. Bis ich gesagt habe: ‚Elsa, du musst jetzt lernen mit deinen Tabletten. Das kannst du machen.‘ Weil sie wollte ja nicht. Ich sagte: ‚Elsa, du hast zwei Hände. Du hast gute Kopf und du kannst das.‘ Nein. ‚Und siehst du, hast du gemacht.‘ Ich sagte: ‚Nächste Woche komme ich, dann machen wir wieder zusammen, aber du machst das.‘ Ich sagte: ‚Du kleine Prinzessin.‘ Die hat gelacht. Ich sage: ‚Du bist kleine Prinzessin. Du bist verwöhnt.‘ (B1: Die hat sich verlassen auf dich, du warst ja da) Und das war so. Mit dem Telefonieren.“ (int_sj, 584-592)

So berichtet sie von weiteren Strategien, die in der direkten Beziehung zu Elsa Groß ansetzen, um mit dem „viel zu tun für sie“ umzugehen. Anhand der Aufgabe, Tabletten zu richten, die Frau Jäger übernommen hat, verdeutlicht sie noch einmal ihren Versuch, Elsa Groß zur Selbstständigkeit zu erziehen. Dabei wendet sie pädagogische Methoden an, die an eine Eltern-Kind-Beziehung erinnern. Sie setzt sehr bestimmt ein Lernziel („mit deinen Tabletten“), motiviert überzeugend („du kannst das“), expliziert Ressourcen („zwei Hände“, „gute Kopf“), bestätigt („siehst“), kündigt Übungen und Wiederholungen an („nächste Woche... wieder“) und macht ihr deutlich, dass sie dafür keine Hilfe von anderen braucht, sondern als „Prinzessin“ bedient und „verwöhnt“ wird. Damit bietet Frau Jäger ihr Assistenz und Anleitung an, damit Elsa Groß diese Aufgabe erlernen kann. Auch diese Maßnahme interpretiere

ich als Entlastungsstrategie für Frau Jäger, die methodisch auf ihre Sorgeerfahrungen als Mutter zurückgreift, was sich bereits zu Beginn durch die Anrede „Elschen“ andeutet und später durch die Zuschreibung „Prinzessin“ bestätigt wird.

Frau Schu kommentiert diese Sequenz evaluativ, indem sie das „Verwöhnt-sein“ als Gewohnheit deutet, weil Frau Jäger einfach da war und Elsa Groß sich auf Frau Jäger verlassen hat und verlassen konnte. Frau Jäger bestätigt zunächst und schließt die Sequenz, indem sie den Bezug zur Ausgangsproblematik „mit dem Telefonieren“ herstellt.

Bis dahin führt Frau Jäger in die an sie adressierte Hilfeeerwartung und die Entlastungsstrategien ein. Die Überforderungsmomente sind bis zu diesem Zeitpunkt nur als krisenimmanent angedeutet und finden sich vor allem als antizipierte Elemente in der Erzählung wieder. Frau Jäger hat aufgrund ihrer bisherigen Sorgeerfahrungen verschiedene Strategien entwickelt, um mit größeren Herausforderungen in diesem Kontext umzugehen, scheitert aber immer wieder an der besonderen Bedarfs- und Lebenssituation und muss ihren Umgang mit Grenzen in Hilfeprozessen völlig neu konzipieren.

Im letzten Teil der Erzählung leitet Frau Jäger zu einer Krisensituation über, in der sich Elsa Groß verletzt, was letztlich dazu führt, dass sie nicht mehr zu Hause leben kann. Frau Jäger leitet die Geschichte jedoch mit einem eigenen biografischen Bezug ein. Sie erzählt, wie sie „diese eine Nacht“ mit ihrer Familie weggefahren ist und verbindet dies mit ihrer selbst zugeschriebenen Verantwortlichkeit.

„So, da sind wir ... diese eine Nacht sind wir weg ... ich komme nach Hause, gucke ich, kein Telefon, okay. Rufe ich Elsa. Sie geht nicht ans Telefon. Habe ich gedacht, hat sie das Telefon wieder falsch hingelegt oder was? Noch so, wie ich gekommen bin, renne ich zu Elsa. Schlüssel hatte ich. Elsa sitzt in der Küche, in ihrer alten Küche, auf so Sesselchen. Sie sagt: ‚Martina, Martina.‘ Die ist umgefallen und konnte sich nur auf das kleine Sesselchen schleppen. Sie sagte, sie konnte es nicht zum Telefon schaffen. Gott sei Dank, ich bin gekommen. Ich konnte sie nicht heben. (B1: Die war zu schwer. Geht nicht.) Dann bin ich nach Hause gerannt, habe Auto genommen. Von Büro von meinem Mann im ersten Stock. Wie ich Kräfte gefunden hab, da so einen Bürosessel mit Röllchen, mit Rollen. (B1: Sie war eine bisschen kräftige Frau. Ich weiß ja nicht, wie es zum Schluss war, aber sie war an und für sich eine kräftige Frau.) Dann habe ich das alles in mein Auto, den Sessel, dann bin zu Elsa gefahren. Dann den Sessel hinter sie gestellt, Elsa auf den Sessel. Dann konnte ich sie rollen ins Wohnzimmer...Ich sagte: ‚Elsa, ich muss Krankenwagen anrufen.‘ Als sie das gehört hat: ‚Nein, nein, nicht ins Krankenhaus.‘ Ich rufe ihren Sohn an. Ich sage: ‚Kurt, Elsa ist gefallen. Komm bitte. Das ist so. Ich muss Krankenwagen rufen.‘ Ich weiß nicht, ob er das entschieden hat oder letztendlich ich. Letztendlich ich. Ich habe gesagt: ‚Nein. Elsa. Ich kann das nicht mehr machen. Das geht nicht mehr. Ich kann dich nicht so lassen. Weil,

ich kann nicht ruhig schlafen und hier bei dir kann ich nicht schlafen. 'So habe ich Krankenwagen angerufen, die kamen.' (int sj, 592-614)

Frau Jäger verdeutlicht und begründet in dieser Erzählung die Überforderungsmomente, die sich durch die Sorge um Elsa Groß und ihre gescheiterten Versuche der Entlastung manifestiert haben. Obwohl es hier um den Unfall von Elsa Groß geht, beginnt sie die Erzählung damit, dass sie die Situation als durch ihre eigene Abwesenheit ausgelöst beschreibt. Als diese vorbei ist, erkundigt sie sich, ob Elsa Groß vielleicht versucht hat, sich zu melden. Dann will sie sich nach ihr erkundigen, aber Elsa „geht nicht ans Telefon“. Daraufhin rennt sie zu ihr, „so wie ich gekommen bin“, d.h. ohne anzuhalten oder sich um sich selbst zu kümmern. Der Hinweis auf den Schlüssel macht deutlich, dass sie auch bei verschlossener Tür hineingekommen wäre. In Frau Jägers Erzählung wird ihre eigene Sorge um Elsa Groß deutlich, aber auch die ihr selbst zugeschriebene Aussage der ständigen Verfügbarkeit und dass sie deshalb immer unter Strom stehe.

Sehr detailliert schildert sie dann, wie sie Elsa Groß hilflos vorfindet, wie sie versucht zu helfen und dann zu pragmatischen Lösungen greift, um sie aufzurichten, indem sie z.B. den Bürostuhl ihres Mannes mit dem Auto holt und Elsa Groß damit ein Stück weit mobilisiert. Es muss auch körperlich anstrengend gewesen sein, denn Frau Jäger betont, dass sie nicht mehr weiß, wie sie „Kräfte gefunden“ hat, Frau Schu ergänzt, dass Elsa Groß eine „kräftige Frau“ war. Mit der Hintergrundinformation, dass sie sich nicht mehr bewegen konnte, deutet das auf eine körperlich sehr anstrengende Situation hin. Bevor sie selbst einen Krankenwagen rufen will, versucht sie dies mit Elsa Groß zu besprechen, die das ablehnt. Frau Jäger kümmert sich dann um Unterstützung für diese Entscheidung und ruft den Sohn an, bittet ihn zu kommen und auch die Entscheidung zu treffen, ob sie den Krankenwagen rufen soll. Sie versucht, ihm die krisenhafte Lage zu verdeutlichen. Aber auch hier betont sie, dass sie letztendlich die Entscheidung getroffen hat.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass sie sich zunächst selbst fragt, wer wohl die Entscheidung „letztendlich“ getroffen hat. Die Erkenntnis, dass sie selbst diese Entscheidung getroffen hat, scheint erst im Moment der Erzählung zu kommen. Direkt im Anschluss daran berichtet sie, wie sie ihre Entscheidungen vor Elsa Groß begründet und auch für sich selbst eine klare Grenze ziehen kann: „Nein. Elsa. Ich kann das nicht mehr machen. Das geht nicht mehr. Ich kann dich nicht so lassen. Weil, ich kann nicht ruhig schlafen und hier bei dir kann ich nicht schlafen.“ Zwei argumentative Aussagen vermischen sich in dieser Rückschau. Zum einen geht es ganz allgemein darum, dass Elsa Groß nicht mehr alleine bleiben kann und Frau Jäger nicht ständig bei ihr sein kann. Die andere ist die extreme psychische Belastung, die Frau Jäger nicht mehr tragen kann und will. So wird diese Krisengeschichte als entscheidender Wendepunkt, aber auch als auslösender Höhepunkt einer auf eine Katastrophe zusteuernenden Pflegesituation dargestellt. Frau Jäger verwebt darin

ihre eigene Zerrissenheit, ihr eigenes Selbstverständnis als sorgende Nachbarin und Freundin mit dem Anspruch, auch den Bedürfnissen von Elsa Groß gerecht zu werden, und muss sich selbst als überfordert und gescheitert darstellen. Der Unfall von Elsa Groß bringt sie in die Bedrängnis, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen, die schließlich tatsächlich die erhoffte Entlastung (Krankenwagen) bringen.

Im weiteren Fortgang ihrer Erzählung bewertet Frau Jäger Elsas Situation als eine, in der es „bergab“ geht und meint damit einen körperlichen Zustand, der es ihr nicht mehr erlaubt, alleine zu Hause zu wohnen und sich selbst zu versorgen. Zudem greift sie noch einmal das Phänomen auf, das sie am meisten beschäftigt hat: „so viele Bekannte... aber die sind nicht mehr gekommen“:

„So und eigentlich danach ging es mit Elsa bergab. Und wie gesagt, so viele Bekannte, wo sie hatte. Große Partys gefeiert, jedes Jahr. Entweder zu Hause oder-. (B1: Je länger man krank ist-, ich habe das bei meinem Mann mitbekommen-, je weniger kommen.) Und dann irgendwann habe ich sie alle angerufen, habe ich gesagt: ‚Kommen Sie bitte, dass sie nicht so einsam ist.‘ (B1: Kam kein Mensch.) (I: Familie oder Freunde?) Freunde, Freunde. (B1: Bekannte, Freunde durchweg.) Ja gut. Der Sohn ist da noch berufstätig gewesen, der war bei D-Stadt. Die Tochter ist gestorben. Aber diese Bekannten, die alle hier waren. (B1: Ja. Kam kein Mensch mehr. Dann war ja auch der Herr Dick gestorben, ihr Lebensgefährte.) Aber die sind nicht mehr gekommen.“ (Int. sj, 617-625)

In diesen Schlussteil der „Elsa-Geschichte“ greift Frau Schu als Co-Autorin noch einmal ein und verstärkt die gemeinsame Erzählung, dass in Zeiten, in denen es (älteren) Menschen gut geht, gemeinsam gefeiert wird („große Partys, jedes Jahr“), aber wenn man krank wird, niemand mehr kommt. So wurde erwartet, dass diejenigen, die zusammen feiern, sich auch umeinander kümmern oder sich zumindest besuchen. Da Frau Schu diese Erfahrung mit ihrem Mann gemacht hat, knüpft sie hier direkt daran an. Das deutet auch darauf hin, dass diese Geschichte und auch die Erzählung der Bekannten schon oft Teil des gemeinsamen Gesprächs waren. Frau Schu stellt sich hier als Erfahrene und Reflektierende und in der (überlegenen) Rolle der Hilfebietenden dar.

Ein hilfehierarchisch relevanter Bezug wird deutlich, wenn die Bekannten, die mitgefeiert haben, zuerst angerufen werden und nicht der Sohn, der berufstätig ist. Dieser wird adressiert, wenn es um Entscheidungen geht. Da diese letztlich dann doch von Frau Jäger selbst getroffen werden, bricht diese Hierarchievorstellung auf und zeigt, dass sich auch diese Perspektiven je nach Aufgabe oder Situation, je nach Hilfeverständnis und der Beurteilung personeller Ressourcen ändern können. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass wahrscheinlich auch Elsa Groß Frau Jäger als erste Zugehörige ansieht (wie dies auch bei Alt und Bachmann der Fall war). Die persönlich gewachsene

Beziehung zwischen Frau Jäger und Elsa Groß und das verlässliche Hilfeangebot von Frau Jäger deuten darauf hin, dass dies für Elsa Groß die erste Wahl war.

Dass Frau Jäger diesen einen Teil ihrer Erzählung am Schluss besonders hervorhebt („und wie gesagt“), zeigt einen Zusammenhang zwischen ihrem Hilfeverständnis, den damit verbundenen Herausforderungen und die Bearbeitung dieser sich als krisenhaft deutenden Grenzbearbeitungen mit vergeblichen Entlastungsstrategien. Das Hilfeverständnis, das sich in erster Linie auf das Soziale konzentriert („dass sie nicht so einsam ist“), indem sich Zugehörige um jemanden kümmern sollen, bringt sie schnell an ihre Grenzen. Ihre erste Strategie, die Versorgung nach Bedarf selbst zu übernehmen, führt zu einer Situation der Überforderung und auch dem Gefühl, dass sie das nicht alleine bewältigen muss. Die Idee, andere Bekannte zu mobilisieren, scheitert daran, dass diese sich nicht melden, obwohl sie ihnen noch verspricht, sich vor Ort um alles zu kümmern, also so eine Art rahmendes Besuchsmanagement zu übernehmen. Die Strategien zur Selbsthilfe (Tabletteneinnahme) funktionieren nur kurz, so dass Frau Jäger längst an ihre Grenzen gestoßen ist, aber keine Lösung dafür findet diese Sorge und vor allem die damit verbundene psychische Belastung und scheinbar alleinige Verantwortung abzugeben.

Dabei wirkt sie trotz ihrer scheinbar unsicheren Situation sehr selbstbewusst und verfolgt zielstrebig ihre Vorstellung vom Umgang mit Elsa Groß. Im Verlauf der Erzählung wird deutlich, dass diese Geschichte eine hilfebio-graphische Kernerfahrung darstellt, aus der sie für sich Orientierungen für zukünftige Settings abgeleitet hat. Sie führt nicht dazu, dass sie niemanden mehr unterstützen will, aber sie sucht nach unterstützenden Angeboten, in denen sie mehr Möglichkeiten hat, Grenzen zu setzen, in denen sie mit anderen darüber sprechen kann und diese sie verstehen und in denen sie trotzdem soziale Beziehungen gestalten kann, die auch für sie gewinnbringend sind. So stellt sie die Betreuungsbeziehung zu Frau Schu als sehr geeignet für die Umsetzung ihres Hilfeangebotes bzw. -portfolios dar.

Für Transformationen grundlegender Hilfeverständnisse spricht die Deutung mehrerer krisenhafter, sich zuspitzender Lernerfahrungen, die mit habitualisierten (Sorge-)Mustern nicht einfach gelöst werden konnten und von Frau Jäger in diesem Hilfekontext reflektiert werden. Nach dieser Interpretation stehen ihr neu zu konstituierende Möglichkeitsräume zur Verfügung, in denen sie ihr Hilfeangebot und ihre Handlungsweisen im Hilfekontext reflektieren und neu ordnen kann. Für Frau Jäger ergibt sich daraus die Konsequenz, sich anders in Hilfebeziehungen einzubringen. Da sie die Überforderungs- und Entlastungsstrategien aufgrund des „unter Strom stehenden Zustandes“ immer wieder spürbar erzählt und reflektiert, hat sie eher den Mut und die Erfahrung gewonnen, Grenzen viel eher zu bearbeiten.

Das Dreiergespräch stellt sich nun für die drei Beteiligten als eine Möglichkeit dar, Hilfeverständnisse über eine dritte Geschichte darzustellen. Hier

zeigt sich im Verlauf der gemeinsamen Hilfepaargespräche, dass die Möglichkeit, über eine dritte gemeinsame Erfahrung zu sprechen, hilft, das nicht zu thematisierend Wollende der eigenen Hilfebeziehung verhandelbar zu machen, ohne es zu explizieren. Die im gemeinsamen co-konstruierten Gespräch interpretierten Positionierungen, Haltungen, Denkweisen, Hilfeverständnisse und Konzepte des Umgangs mit Grenzen, die damit verbundenen Markierungen können dazu beitragen, die gemeinsamen Beziehungsaspekte auszuhandeln oder zumindest die Grundlage dafür zu schaffen, sich im weiteren Verlauf darüber austauschen zu können.

Insbesondere Frau Schu weiß aus diesen Erfahrungsberichten, dass Frau Jäger sehr verantwortungsbewusst ist und im Notfall für Menschen da ist, sie unterstützt und auf ihre Bedürfnisse eingeht. Frau Jäger erfährt, welche Hilfebedarfe und Hilfeverständnisse, welche Perspektiven und Zukunftsvorstellungen Frau Schu tatsächlich hat, ohne sich verletzlich zeigen zu müssen. So muss Frau Schu nicht explizit von sich sagen, dass sie sich mit ihrem pflegebedürftigen Mann als Sorgende einsam gefühlt hat, sondern kann dies als Mitgestaltende in die Geschichte einbauen. Beide können so sehr differenziert ausloten, was sie voneinander erwarten würden oder können. So weiß Frau Schu, was für eine verantwortungsvolle Person Frau Jäger ist und wie sie sich um andere Menschen kümmern würde. Gleichzeitig nimmt sie aber auch die reflektierten Grenzen wahr, die Frau Jäger thematisiert.

Dieses Phänomen findet sich auch in anderen Hilfebeziehungen. Zu unterscheiden ist jedoch, dass es sich bei der Hilfebeziehung von Frau Jäger und Elsa Groß um eine echte Nachbarschaftsbeziehung handelt, die über Jahre gewachsen ist. Frau Alt, die sich in einer ähnlichen Situation wie Elsa Groß befindet, aber eine weit weniger persönliche Beziehung zu Frau Bachmann hat und sich mehr als Dienstleisterin sieht, zeigt dennoch ein enormes Verantwortungsgefühl und kaum Möglichkeiten, sich gegen die ständigen Grenzüberschreitungen zu wehren. Auch sie berichtet deutlich von einer krisenhaften Hilfesituation, in die sie vermittelt wurde und in der sie von niemandem darin unterstützt wurde, die Hilfe zu beenden oder zumindest in eine für sie angemessene Leistung zu überführen. Damit ist ihr Angebot weit überfordert und lässt sie verzweifeln. Auch hier bietet erst die plötzliche starke körperliche Einschränkung der Hilfesuchenden die Möglichkeit, sich aus der Betreuungssituation zu lösen. Frau Alt hat in der Hilfebeziehung gelernt, gerade im Engagementkontext viel mehr darüber nachzudenken, was ihr eigentlich gut tut und was ihr Spaß macht. Dabei spielt eine Rolle, dass das Engagement für Frau Bachmann sie ständig überfordert hat, obwohl das Einkaufen an sich gar nicht das Problem war. Durch die Erfahrung eines anderen Engagements hat sie auch für sich selbst ein anderes Verständnis von Hilfe (weiter-)entwickelt. Auch Frau Alt hat sich Strategien erarbeitet, um mit der Überforderung umzugehen. Zunächst hat sie immer wieder versucht, sich abzugrenzen, indem sie gegen-

über Frau Bachmann thematisiert hat, dass sie diese zusätzlichen, nicht abgesprochenen Aufgaben nicht übernehmen möchte. Das hat immer nur kurzfristig funktioniert. Sie ist dann immer mehr dazu übergegangen, die Hilfe selbst als Dienstleistung zu beschreiben, als einen wöchentlichen Einkauf, der ganz klare Regeln hat. Da es im Stadtteil keine Vermittlungsstelle mehr gab, wandte sie sich an andere Stellen, die ihr aber nicht weiterhelfen konnten. Schließlich wurde sie an eine Stelle verwiesen, die zumindest eine Urlaubsvertretung organisieren konnte. Hier hatte sie die Chance, ein offenes Ohr für ihre Schwierigkeiten in der Betreuungsbeziehung zu finden. Der konsequenteste oder naheliegende Schritt wäre gewesen, das Betreuungsverhältnis zu beenden. Das wollte sie auch, aber nur, wenn sie sicher sein konnte, dass Frau Bachmann gut versorgt war. Erst als dies durch den Umzug in eine stationäre Einrichtung gegeben war, hat sie ihr grundsätzliches Hilfeangebot neu geordnet, hat sich entschieden, eine solche Hilfe nicht mehr anzunehmen, sich aber trotzdem weiter zu engagieren und ein Engagement weiterzuführen, das für sie besser passte. Sie hat gelernt, ihr Engagementkonzept für sich neu zu ordnen, was insbesondere die Konzeptualisierung im Kontext von Hilfe meint. Diese Phänomene der Umgestaltung von Hilfeangeboten sind auch als Orientierung zur Selbstfürsorge zu interpretieren, die vor allem von den Hilfebietenden ins Spiel gebracht wird. Auch hier werden nicht die Überforderungsstrategien der eigenen Hilfebeziehung zur Darstellung gebracht, sondern biografisch begründete Hilfesituationen aus früheren oder aktuellen anderen Hilfeerfahrungen. Frau Hofer-Lutz reflektiert eine Hilfesituation, in der sie ihren Mann dabei „unterstützt“ hat, als dieser sich um jemand anderen gekümmert hat:

„Und da haben wir auch noch eine ganz alte Dame hier in Stadt Y, wo man immer mal hinfahren muss und wo ziemlich viel auch zu überlegen und zu tun ist. Und wo ich meinen Mann sehr unterstützen muss, möchte und von daher ist das so im Moment mein Anteil, den ich da leisten möchte und kann. Und sehr gerne mache. Und ansonsten, ja, muss ich mich auch ein bisschen um mich kümmern. Ich habe auch so die ein oder andere Baustelle.“ (int_bhl, 209-213)

Mit der Metapher „Baustelle“ oder „die ein oder andere Baustelle haben“ drückt die Hilfebietende aus, dass sie selbst einen Hilfebedarf hat. Sie gibt damit zu, dass sie nicht alles schaffen kann, dass sie auf Selbstfürsorge achtet, dass sie ihre Grenzen kennt, dass sie selbst auch auf Hilfe angewiesen ist und dafür zeitliche Ressourcen braucht. So führt sie die Situation mit dem Argument ein, dass sie ihren Mann unterstützen muss, wahrscheinlich bei der Versorgung seiner Mutter, das lässt sich aus dem Zusammenhang des Satzes mit der Bezeichnung „ganz alte Dame“ schließen.

Zwei Dinge fallen hier besonders auf. Zum einen ist dies die Verwendung von Modalverben an verschiedenen Stellen. So verwendet Frau Hofer-Lutz im Verlauf der Erzählung, als sie beginnt, über ihre Unterstützung für die zu pflegende Frau zu sprechen, zunächst das Wort müssen als „muss“, dann mögen

als „möchte“, später können als „kann“ und betont schließlich, dass sie dies „sehr gerne“ tue. Damit stellt sie eine Verbindung her zwischen der Notwendigkeit dieser Unterstützung und dem, was sie „kann“, also in der Lage ist zu tun, und der Aussicht, dass und was sie selbst entscheiden kann („mein Anteil, den ich da leisten möchte“) und dass sie das sehr gerne tut.

Ein zweiter interessanter Aspekt in diesem Absatz ist die Verwendung von Mengenangaben, die auf den Hilfebedarf bzw. das Hilfeangebot schließen ließen. Es beginnt mit der Bezeichnung „ganz alt“, die sich auf die zu versorgende Frau bezieht und verdeutlichen soll, dass ein sehr hohes Alter mit einem hohen Hilfebedarf verbunden ist. Bei ihr gibt es „ziemlich viel zu tun“. Sie möchte ihren Mann dabei „sehr“ unterstützen. Wenn sie dann davon spricht, dass sie sich „um sich selbst kümmern muss“, bewertet sie dies mit den Formulierungen „auch“ und „ein bisschen“ als eine zusätzliche, eher unbedeutende Tatsache, die aber in der Summe mit den Sorgaufgaben zu einer subjektiven Belastung geworden ist. Sie zeigt damit auch eine reflektierte Perspektive auf Sorgesituationen, denn sie verdeutlicht, dass es in erster Linie ihr Mann ist, der sich um seine Mutter kümmern muss und sie ihn dabei nur unterstützt. Darüber hinaus macht sie deutlich, dass sie die Selbstsorge in den Hilfebeziehungen mitdenkt. Diese ordnet sie legitimerweise als „Muss“-Kategorie ein, als Pflichtprogramm, das sich nur noch in Dinge unterteilen lässt, die man gerne tut und solche, die man nicht gerne tut. So begründet sie aus biografischen Erfahrungen heraus, dass sie bei zu hoher Belastung durch andere Pflichtaufgaben und die eigene Selbstsorge keine Zeit für die Kür – in ihrem Fall die freiwilligen Tätigkeiten in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen – hat.

Das Erkennen des Bedarfs an Selbstfürsorge, der im Zusammenhang mit der Hilfebeziehung wächst, ist Teil der Hilfekonzeppte und umfasst Aspekte der Selbstkompetenz. Margret Brückner interpretiert dies als Aufmerksamkeit gegenüber sich selbst (vgl. Brückner 2015: 30), die sich in den Hilfebeziehungen als Formen der Selbstwirksamkeit, der Selbstreflexion und der Selbstregulation zeigen. Die Entscheidung zur Annahme von Hilfeleistungen und die Bereitschaft, auf angebotene Hilfe einzugehen, werden zudem als Ausdruck von Selbstverantwortung betrachtet. Insbesondere der Bereich der Selbstverantwortung stellt für die Hilfeleistenden eine kritische Komponente dar. Diese Übertragung der Verantwortung auf die Hilfeleistenden wird möglicherweise durch die Struktur der Hilfevermittlung, aber auch durch biografische Erfahrungsmuster und gesellschaftliche Sorgenarrative verstärkt. Die Erkenntnis, dass ihr Verhalten, nicht jedoch die Hilfeleistung selbst, in ihre Verantwortung fällt, erfordert eine selbstreflexive und anspruchsvolle Auseinandersetzung mit dem eigenen (Selbstfürsorge) Hilfekonzeppt. Dies schließt auch die Fähigkeit ein, eigene Bedürfnisse zu äußern, diese durchzusetzen und in der Hilfebeziehung zu verhandeln. Mit diesen Herausforderungen müssen die Hilfebietenden, deren Hilfesuchende einen großen Hilfebedarf haben, umgehen lernen.

Diese Auseinandersetzung mit Aufgaben der Selbstkompetenz wird auch in der Rolle der Hilfesuchenden als Teil der biografischen Hilfekonceptentwicklung sichtbar. Auch sie sind mit der ständigen Bearbeitung von Grenzen und der Organisation ihres Hilfebedarfs beschäftigt, der möglichst ausreichend und befriedigend gedeckt werden soll. Da die Angewiesenheit auf andere soziale und subjektive Formen von Scham und Beschämung (vgl. Scherr 2017) mit sich bringt, ist die Rolle der Hilfesuchenden immer auch mit der Bewältigung von Ausgrenzung und Stigmatisierung verbunden, da sich gesellschaftliche Normalität u.a. daran bemisst, wie selbständig Menschen leben können. Dass diese Unabhängigkeit gesellschaftlich reproduziert wird, wurde bereits bei der Beschreibung von Situationen, in denen Abhängigkeiten entstehen (z.B. durch fehlende Nahversorgung oder fehlende Mobilitätsangebote), thematisiert. So können biografisch begründete Hilfe- und Sorgeerfahrungen als identitäts- und kompetenzbildend interpretiert werden. Diese biografiebezogenen Perspektiven sollen nun die grenzbearbeitenden Aspekte thematisieren, die im Zentrum der Auseinandersetzung mit Ausgrenzung, Fremdheit, Stigmatisierung und Hilfebedürftigkeit stehen und damit ein Spannungsfeld von besonderer Angewiesenheit auf andere und Selbstbestimmung stehen.

(2) *Grenzbearbeitung zur zugeschriebenen Hilferolle und zu Hilfeangeboten mit gleichzeitiger Sicherung des eigenen Hilfebedarfs.* Die deutliche Abgrenzung zwischen der zugeschriebenen Hilferolle und den Hilfeangeboten anderer im Hilfepaargespräch zwischen Herrn Schmidt (Hilfesuchender) und Frau Müller (Hilfebietende) wird als Grenzbearbeitung des Hilfesuchenden interpretiert. Dabei wird verdeutlicht, wie die starre Rollenzuschreibung von Frau Müller dazu führt, dass Herr Schmidt ständige Relativierungen vornehmen muss, um seinen Hilfebedarf auszudrücken, ohne sich jedoch als derjenige darzustellen, der aktiv Hilfe sucht. Es kommt zu einer Grenzbearbeitung des Hilfesuchenden und einer Auseinandersetzung mit Strategien, um Hilfe zu bekommen, aber auch, um das Management von Stigmatisierungsgefahr, Angewiesenheit und Othing zu bewältigen.

In diesem Hilfepaargespräch mit dem Hilfesuchenden Herrn Schmidt und der Hilfebietenden Frau Müller wird besonders deutlich, welche klare Unterscheidung in der Rollenzuschreibung vorgenommen wird. In Kapitel 4.3 interpretierte ich diese Zuschreibung bereits als Othing. In diesem Zusammenhang ist es mir wichtig zu zeigen, dass diese starre Rollenverteilung, die Frau Müller zu gleich zu Beginn vornimmt, dazu führt, dass Herr Schmidt in diesem Gespräch eine ständige Relativierung vornehmen muss, wenn er seinen Hilfebedarf zum Ausdruck bringen will, sich aber gleichzeitig nicht als der Hilfesuchende darstellen möchte. Wie bereits an anderer Stelle eingeführt, ist diese Hilfebeziehung durch das Engagement seiner Tochter und seines Schwiegerohnes entstanden. Er selbst ist derjenige, der sich diesem Gedanken unterordnet und auch von sich sagt, dass er alleine zurechtkommt. So möchte ich mit

der folgenden Interviewpassage das Selbstverständnis von Frau Müller zu Rollen in Hilfesettings verdeutlichen, um die grenzbearbeitenden Handlungsweisen in der Auseinandersetzung mit seiner Hilferolle durch Herrn Schmidt zu erklären:

„Also, ob das nun eine Nachbarschaft ist oder sonst wie, wenn man sich kennt. Es ist ja eigentlich eine Kleinigkeit, ja. Für uns, für mich, für die, die jetzt mobil sind und auch tatkräftig für jemand anderen, der nicht so mobil ist, einfach Aufgaben zu erledigen, ja. Haben ja eigentlich eine große Wirkung, aber ein kleiner Aufwand, ja. Wollen wir hoffen, dass das weiterhin auch so, die nächsten zehn Jahre, so weitergeht.“ (int ms, 318-321)

Zunächst rahmt Frau Müller das Hilfesetting mit einem Nachbarschaftsbezug oder zumindest als eine Beziehungskonstellation, die ein Kennen voraussetzt. Sie bewertet die Hilfeleistung als „Kleinigkeit“ und meint damit das „tatkräftige Erledigen von Aufgaben für andere“. Den Unterschied der Rollen macht sie an der Mobilität fest. Sie unterscheidet zwischen „uns“ (möglicherweise die Interviewerin und sie selbst oder eine unbestimmte Gruppe in ihrer Vorstellung), „mich“ (sie selbst) und anderen, die mobil sind und wieder anderen, die nicht so mobil sind. Diese einfache Unterscheidung bekräftigt sie mit der Einschätzung dieser Aufgabe als „große Wirkung – kleiner Aufwand“, was auf eine zeitökonomische, eine effektive Orientierung hinweist. Mit dem hoffnungsvollen Blick auf eine Zeitspanne von 10 Jahren, mit der sie perspektivisch eine Eingrenzung vornimmt, verfestigt sie ihre Zuordnung, wobei unklar bleibt, was sie damit tatsächlich ausdrücken möchte. Auffallend ist grundsätzlich die Dichothomie, die sie aufmacht zwischen denen, die Hilfe brauchen und denen, die viel Zeit und Ressourcen haben und helfen könnten. Sie definiert die Rollen entsprechend bzw. übernimmt sie unreflektiert aus dem Vermittlungssetting. Erklärbar ist dies vor allem dadurch, dass Frau Müller immer von einem sehr eingegrenzten Hilfebedarfsverständnis ausgeht, das das Autofahren erfordert, z.B. bei Arztbesuchen oder Einkäufen. Dahinter liegt auch eine zeitökonomische Komponente, die die Hilfe so einordnet, dass „der kleine Aufwand“ einfach in den Alltag integriert werden kann. Ihr Angebot fordert allerdings eine aktive Nachfrage von Herrn Schmidt, in der er seinen Bedarf überhaupt und sehr genau äußert. Sein Interesse besteht auch darin, möglichst selbstständig zu bleiben und ohne weitere Hilfen auszukommen. Dabei betont er an mehrfach, dass es nicht seine Idee war, diese Hilfe in Anspruch zu nehmen, sondern dass andere diese Hilfe für ihn als notwendig erachtet haben und er sich dieser Idee untergeordnet hat. Er akzeptiert die Hilfeangebote, zeigt aber auch seine Unsicherheit und sein Unbehagen, von anderen abhängig zu sein.

„Ich versuche mich noch immer einigermaßen, ich sage mal, zu bewegen, soweit es möglich ist. Ja, um nicht ganz den Kontakt nach außen zu verlieren.“ (int ms, 109-110)

Herr Schmidt hat in der Vergangenheit eigene Netzwerke aufgebaut, zum Beispiel durch seine Mitgliedschaft in einem Verein. Er betont, dass er sich

noch immer einigermaßen bewegen kann, um den Kontakt nach außen nicht zu verlieren. Er zeigt eine gewisse Zurückhaltung und Abwehr, wenn es darum geht, Hilfe anzunehmen. Trotzdem passt er sich dem Hilfeangebot von Frau Müller an und verliert es nicht aus den Augen. Er akzeptiert ihre Hilfe, obwohl er sich bisher eher selbständig und eigenständig organisiert hat. Die Herausforderung, auf Hilfe von anderen angewiesen zu sein, zeigt sein Bedauern und die damit verbundene starke Anpassung an die veränderten Umstände, wie beispielsweise den Auszug aus einem eigenen Haus in eine Mietwohnung. Betont weist er darauf hin, dass er sich trotz der knappen Schulzeit während des zweiten Weltkrieges und damit verbundener fehlender Bildungschancen durch Fortbildung und Erfahrung einen beruflichen Bildungsaufstieg und Expertise zum [Team1]leiter erarbeitet hat und sich mit diesen Erfolgen identifiziert. Da er schon über 20 Jahre berentet ist, ist es naheliegend, dass er mit dieser beruflichen Anerkennung nicht mehr in Zusammenhang gebracht wird. Der Kontakt nach außen orientiert sich demzufolge auch eher an Personen, über die er Anerkennung erfährt, so z.B. besucht er Versammlungen eines Vereins, dessen Vorsitzender er war oder kümmert sich mit einem befreundeten Kollegen um Reparaturen in seiner Wohnung.

Frau Müller kann seine Fähigkeiten, mit denen er sich selbst identifiziert, kaum (an)erkennen. Sie sieht in ihm den hilfebedürftigen Mann, der sich nicht von selbst meldet und viel mehr versorgt werden müsste. Herr Schmidt konzentriert seinen Hilfebedarf aber vor allem auf das Vorlesen der Post. Mit diesem Bedarf bleibt er oft ohne Unterstützung, da seine „Kinder“ seltener kommen, als er es sich wünscht. Da er weiß, dass seine Sehfähigkeit weiter abnehmen wird, möchte er vorbeugend die Hilfeangebote von Frau Müller im Blick behalten und entscheidet sich manchmal aufgrund der gegenseitigen Machtbalancen manchmal dafür, Frau Müllers um Hilfe zu bitten, obwohl er diese gar nicht will und braucht. In anderen Situationen findet er Strategien, diese zu umgehen. Diese Handlungsweisen zeigen sich auch im gemeinsamen Gespräch:

„Ja, aber es wird wahrscheinlich in der nächsten Zeit eher sein, dass ich Sie anrufe und mir das eine oder andere besorgen lasse. Weil mir das auch wirklich von der Sicht dessen, was ich dann dort so aussuchen muss, nicht mehr alles gut erkenne. Da muss ich immer wieder mal fragen und so.“ (int ms, 125-128)

Herr Schmidt stellt in Aussicht, dass er sich in Zukunft öfter melden wird oder muss, um die Hilfe von Frau Müller in Anspruch zu nehmen. Er begründet seinen Hilfebedarf mit seiner Sehschwäche, die es ihm erschwert, Dinge zu erkennen und zu lesen. Er lässt sich vorlesen und muss mühsam nachprüfen, ob er das Gewünschte tatsächlich in der Hand hält. Die Sehschwäche wird somit als legitime Krankheit anerkannt, die seinen Hilfebedarf rechtfertigt:

„Vor allem, ich kann auch nicht mehr lesen. Ja, das ist es ja. Ich muss da wirklich den Artikel vor mir haben, meine Lupe raussuchen und muss also

dann, mühsam muss ich nachgucken, ob ich dann auch wirklich das in der Hand habe, was ich auch haben möchte, ja. Das ist ein bisschen schwierig, ja.“ (int_ms, 137-151)

Hier liegt auch sein Hauptanliegen nach regelmäßiger Hilfe. Da er viele Jahre alleine gelebt hat und auch eher zurückgezogen lebt, ist dieser Einschnitt sehr schwerwiegend und „mühsam“. Es fällt ihm schwer, wichtige Post oder auch andere Informationen selbst zu lesen. Indem er sagt, es sei „ein bisschen schwierig“, deutet er seine Herausforderung an. Er distanziert sich auch von seiner Einschränkung, indem er das Sehvermögen objektiviert und eher als „Werkzeug“ beschreibt, das seine Funktion verliert:

„Aber sonst ist mit meinem Augenlicht nicht mehr allzu viel zu machen.“ (int_ms, 76-77)

Herr Schmidt muss sich in diesem Hilfepaargespräch intensiv mit seiner Hilferolle auseinandersetzen, da er diese nicht vollständig akzeptiert, sondern sie mit seiner Identität in Einklang bringen möchte. Er zeigt seine Unsicherheit und das Unbehagen, von anderen abhängig zu sein, und betont, dass es nicht seine Idee war, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dennoch nimmt er die Hilfeangebote von Frau Müller an und kündigt an, diese in Zukunft vermehrt in Anspruch zu nehmen. Im gemeinsamen Gespräch versucht er, für ihn passende Begründungen zu finden, um diesen möglichen antizipierten Hilfebedarf auch zu legitimieren. Frau Müller zeigt daraufhin Verständnis für seine Situation und bietet direkt konkrete Hilfe an.

„Da haben wir schonmal drüber gesprochen und dass wir das in Zukunft wahrscheinlich mal werden machen müssen.“ (Int_ms, 137-138)

Um seine Identität als selbstständige und eigenständige Person aufrechtzuerhalten, muss Herr Schmidt seinen Hilfebedarf immer wieder relativieren. Er befindet sich in einer grenzbearbeitenden Situation, da er einerseits Unterstützung benötigt, andererseits aber nicht als hilfeschwappende Person wahrgenommen wird bzw. wahrgenommen werden möchte. Frau Müller bemerkt diese Zurückhaltung, es verunsichert sie ebenso, da sie von Herrn Schmidt keine Anerkennung erfährt – im Gegenteil, er spricht sie zwar im gemeinsamen Gespräch an und betont mehrmals seine Sympathie für sie, aber es fällt ihm sehr schwer, über die Hilfe von Frau Müller zu sprechen und sie überhaupt anzuerkennen, geschweige denn ihr zu danken. Beide sprechen auch mit mir und erzählen mir ihre eigenen Geschichten und die der anderen Person.

Wie bereits in Kapitel 5.2 am Material aufgezeigt, wird in der Interaktion zwischen Frau Müller und Herrn Schmidt deutlich, dass sie für ihn spricht, indem sie in meiner Gegenwart darauf hinweist, dass er immer noch alleine in die Stadt geht. Dabei verfolgt sie eine doppelte Intention: Einerseits möchte sie betonen, wie mobil er noch ist, andererseits signalisiert sie Verständnis für seine Situation. Herr Schmidt bestätigt ihre Aussage und knüpft daran an, indem er seine eigene Mobilität hervorhebt.

Seine Art, mit Hilfebedarfen umzugehen, wird auch durch biografische Veränderungen geprägt, die seine Selbstwahrnehmung und Identität beeinflussen. Sein thematisierter Bildungsaufstieg zum [Team1]leiter sowie der Umzug von einem eigenen Haus in eine Mietwohnung (als Statusabstieg) markieren entscheidende Übergänge, die seine Positionierung innerhalb von Hilfeprozessen mitbestimmen. Mehrfach hebt er hervor, dass er bisher nur wenig Kontakt mit Hilfesituationen hatte und sich erst daran gewöhnen musste, von anderen abhängig zu sein. Diese Aussagen lassen darauf schließen, dass sein Umgang mit Unterstützung nicht nur pragmatische, sondern auch identitätsbezogene Aushandlungsprozesse umfasst. Dies zeigt sich besonders in seiner Eigeninitiative, als er Kontakt zu einem ehemaligen Nachbarn aufnimmt und ihn um Hilfe bittet, weil etwas kaputt gegangen ist. Dabei scheint er sich wohler zu fühlen, da es sich um eine vertraute Person handelt.

Die Dynamik der Hilfebeziehung wird durch das Engagement der Tochter und des Schwiegersohns von Herrn Schmidt erläutert, die diese Hilfesituation in Gang gesetzt haben. Er hätte die Hilfe nicht gesucht, das war die Idee der Kinder, auch dort muss er eine starke Anpassung vornehmen. Die Strategien der Abwehr bewegen sich dabei zwischen Dethematisierung (brauche keine Hilfe), alleine zurechtkommen (Abgrenzung und Ausschluss aller bestehenden Hilfen), Vorschläge der anderen aufgreifen, thematisieren und antizipieren.

Die ständige Relativierung zwischen Angebot und Bedarf und dieser Auseinandersetzung mit seiner Hilferolle sowie der Familien(hilfe)dynamik spiegelt die Komplexität von Hilfesettings wider und kann auch als eine Handlungsweise verstanden werden, um seine Identität und Selbstständigkeit zu bewahren. Durch die abwägenden Aussagen kann er seinen eigenen Hilfebedarf in Einklang mit seinem Selbstbild bringen und sich gleichzeitig Hilfe von anderen sichern, ohne seine Autonomie vollständig aufzugeben. Die Akzeptanz seiner Sehschwäche als legitime Krankheit rechtfertigt dabei seinen Hilfebedarf.

In den beschriebenen Situationen kann man auch von Stigmamanagement (Goffman 1967) sprechen. Stigmamanagement bezieht sich auf die Bemühungen einer Person, sozialen Stigmata oder negativen Vorurteilen entgegenzuwirken, indem sie versucht, diese Stigmata zu verbergen oder zu mildern, um sozial akzeptabler zu wirken (vgl. ebd.). Diese Strategie des Stigmamanagements könnte darauf abzielen, möglichen negativen Bewertungen oder einer Abwertung seiner Person durch die Hilfesituation entgegenzuwirken. Stigmamanagement kann in verschiedenen Situationen auftreten, in denen Menschen sich in einer Rolle oder Identität befinden, die mit sozialen Vorurteilen oder negativen Stereotypen verbunden ist. In Herrn Schmidts Fall ist es die Rolle des Hilfesuchenden, die möglicherweise mit solchen Vorurteilen verbunden ist. Indem er seinen Hilfebedarf relativiert und seine Hilferolle nicht offensichtlich zeigt, versucht er, möglichen Stigmatisierungen vorzubeugen und seine Selbstachtung zu bewahren. Herrn Schmidts individuelle Reaktion

auf gesellschaftliche Normen und Vorurteile dient dem Schutz seines sozialen Status und seines Wohlbefindens. Die Auseinandersetzung mit einer langfristigen Anwendung von Stigma-Management kann wiederum zu einer Belastung für Herrn Schmidt führen, da er sich ständig um den Erhalt seiner sozialen Identität sorgt und somit das Konzept von Hilfe und Fürsorge bestimmt. Im weiteren Verlauf der Interaktion zwischen Herrn Schmidt und Frau Müller könnte eine bewusste Auseinandersetzung – zumindest auf die mögliche Gefahr eines Stigmamanagements seitens der Beteiligten hin – zu einem vertrauensvolleren Gesprächsklima führen, in dem Herr Schmidt sich eher öffnen und seinen tatsächlichen Hilfebedarf besser äußern kann, ohne die Sorge um potenzielle negative Konsequenzen. Es wäre eine (Bildungs-)Chance, sich auch mit den grenzbearbeitenden Krisen und Herausforderungen auseinanderzusetzen und die Hilfe gegenüber allen Beteiligten so einzufordern, wie er sie sich wünscht. Ansonsten bleibt er im systemischen Regelwerk der Hilfeangebote seiner Mitmenschen und muss ständig abwägen, wem er einen „Gefallen“ tut und wann er ablehnt. So wird ein Spannungsfeld sichtbar, das sich zwischen dem Umgang mit Stigmatisierung und Strategien, ausreichend Hilfe zu bekommen, bzw. zwischen Identitätserhaltung und der Sorge, ausreichend Hilfe (vor allem für zukünftige Situationen) zu bekommen, bewegt.

Auch bei Frau Schu zeigen sich Phänomene, die sich auf den Umgang mit Stigma beziehen. Zentral ist bei ihr aber auch die Auseinandersetzung mit der Angst vor Abhängigkeit und vor Nicht-Zugehörigkeit/Exklusion. Noch einmal zurück zur Thematisierung der Gelegenheitsräume (Kap. 4.1), wenn Gerda Schu erzählt, wie sich das Kennenlernen mit Frau Jäger abgespielt hat. Hier bleibt sie zeitlich und räumlich sehr vage und kann sich nicht mehr genau erinnern, d.h. die Rekonstruktion fällt ihr schwer:

„Die hatten mich abgeholt beim ersten Treffpunkt, wo ich war. Jetzt habe ich aber –, jetzt weiß ich aber nicht, wann der war. Das muss aber 19 gewesen sein, nein, 18. Also ich bin seit 1. November 18, bin ich in dem Verein. Und zwar durch die Zusammenkunft im Oktober in unserem Gemeindehaus. Und seit 1. November bin ich Mitglied, 18. 18. Und da muss das ja 19 im Frühjahr gewesen sein. Ich weiß, es war noch kalt. Und da haben wir [...] Martina, die habe ich dann da kennengelernt. Und die hat mich mit nach Hause genommen. Das war 19 im Frühjahr, das Datum weiß ich nicht mehr. So war das, nicht wahr? (MJ: Ja.) Und dann, dann war lange nichts. Und dann mit dem Einkaufen, da hast Du Dich angeboten. Dann hast Du–, aber dann–, ich weiß gar nicht mehr so genau.“ (int_sj, 22-31)

Frau Schu beginnt ihre Erzählung mit dem Bezug zu einer Veranstaltung, einen Treffpunkt, zu dem sie mitgenommen wurde, wahrscheinlich mit dem Auto. Das „Die“ ist zunächst völlig unklar und bleibt auch so. Es ist auch nicht klar, wie diese Abholung vereinbart wurde, wie sie an die Information darüber gekommen ist oder ob sie eigentlich noch selbst dorthin fahren könnte. Wich-

tiger ist ihr zu erklären, wann das war. Sie versucht dies zunächst zu rekonstruieren und bezieht sich dabei auf biografische Daten, die mit dem „Verein“ und auch mit anderen Ereignissen in Verbindung stehen („Zusammenkunft im Oktober in unserem Gemeindehaus“). Später deutet sie an, dass der Umgang mit Zahlen und deren Einordnung, auch Jahreszahlen, zu ihren Stärken gehört. So weiß sie genau, seit wann sie Mitglied in diesem Verein ist und verknüpft dies mit der Teilnahme am „Treffpunkt“. Dass dieser im Frühjahr war, begründet sie damit, dass es „noch kalt“ war. Nachdem diese zeitliche Einordnung abgeschlossen ist, kommt sie zur eigentlichen Mitteilung, wie sie Martina Jäger kennengelernt hat. Diese habe sie mit dem Auto nach Hause gebracht.

Später wiederholten sich diese Situationen und Martina bot ihr an, für sie einkaufen zu gehen oder sie sogar manchmal zum Einkaufen mitzunehmen. Im Auto hatten sie die Gelegenheit, sich besser kennen zu lernen. Im Laufe des Hilfepaargesprächs wird Frau Schu unspezifischer („war lange nichts“) und erinnert sich nicht mehr genau („weiß gar nicht mehr“). Sehr bestimmt kann sie allerdings mitteilen, dass sie von Martina ein Angebot zum Einkaufen erhält und lässt sich dies von ihr bestätigen. Frau Schu muss sich weder im gemeinsamen Gespräch noch sonst als hilfebedürftig positionieren – im Gegenteil, Frau Jäger hat ihr beim ersten Treffen im Auto den Einkaufsservice angeboten. Diese Vereinbarung ist zunächst die Grundlage für die Hilfebeziehung. Möglicherweise würde Frau Schu ihren Hilfebedarf nicht explizieren, wenn sie in ihrem Dorf oder in ihrer Familie darum bitten müsste. Dies kann im weiteren Verlauf des Interviews rekonstruiert werden, denn da sie ihre sozialen Kontakte im Dorf und auch die Menschen in ihrer Familie für bestimmte Unterstützungsleistungen aktivieren kann, ist dies für sie auch mit impliziten Vereinbarungen und Abhängigkeiten verbunden. Frau Schu erwartet mehr Hilfe von anderen, weiß aber auch um deren Grenzen. Gleichzeitig hat sie die Vorstellung, dass Menschen in ihrem sozialräumlichen Umfeld sehr genau darauf achten, ob zum Beispiel die eigenen Kinder ihr helfen. Dies führt zu der Überlegung, weitere – weniger nahe liegende – Unterstützungsangebote anzunehmen, um zu vermeiden, dass die Nachbarschaft ihr helfen und sie ihre eigenen Kinder "verteidigen" muss. Damit ist sie in Beziehungsgeflechte und Abhängigkeiten eingebunden, die in der Folge Hilfe verhindern können. Andererseits sorgt sie mit einem breiten Spektrum vor, um sich auch proaktiv Hilfe zu sichern. Im Gespräch greift sie auf biografisch begründete Kompetenzen zurück, um uns einerseits ihren Status im Dorf, aber auch ihren besonderen Bildungszugang als Frau in der damaligen Zeit zu verdeutlichen. Ähnlich wie Herr Schmidt hat Frau Schu viel Anerkennung für ihre beruflichen Aktivitäten erhalten und möchte diese so weit wie möglich aufrechterhalten, ohne auf Unterstützung verzichten zu müssen. Sich selbst als hilfebedürftig zu etikettieren, gilt es für beide zunächst zu vermeiden. Dieses Spannungsfeld zwischen der Sicherung von Hilfe und der Scham, Hilfe anzunehmen, wird hier besonders deutlich.

Konträr dazu steht die biografisch begründete Hilfesituation von Frau Scholz. Sie muss sich mit den Stigmata von Armut, Krankheit und verpassten Lebenschancen auseinandersetzen und kann diese im Gespräch explizieren. Sie hat sich damit auseinandersetzen müssen, dass sie in der Nachkriegszeit schnell allein zurechtkommen und arbeiten musste. Im Gespräch verdeutlicht sie immer wieder, wie früh und wie schnell sie Entscheidungen treffen musste und wie jung sie z.B. war, als sie geheiratet hat. Sie verdeutlicht biografische Markierungen durch Leidensgeschichten. Als sie das erste Mal schwanger war, verlor sie ihr Kind, weil sie hochschwanger auf der „Mähmaschine“ mitfuhr. Ihr Mann wird mit Anfang 30 zum Pflegefall, sie konnte kein Geld verdienen, weil sie sich um ihn und die beiden Kinder kümmern musste. Sie spricht vor allem von Krankheiten, davon, dass sie zu wenig Geld zu hat und wie die Leute im Dorf über sie reden. Jetzt, da sie selbst Unterstützung braucht, sucht sie einen Anschluss über das Telefontandem, was während der Covid-19-Pandemie eingerichtet wird. Für Frau Scholz hat sich während der Pandemie kaum etwas verändert. Sie freut sich über das Angebot der Vermittlung, aber den Gesprächsbedarf hatte sie schon vorher.

„Es war schön. Es ist schön. Also Alleinsein ist schlimm, das ist hart. Was ich schon durchgemacht habe, da wäre manch einer zerbrochen dran. Ich glaube schon. Das hätte nicht jeder ausgehalten.“ (int_slb, 356-358)

Das, was sie als „schön“ bezeichnet, ist der Austausch mit Frau von Lockwitz-Buchner. So erzählt Frau Scholz, dass sie ihren Mann lange gepflegt hat, was sehr anstrengend war, aber seit er nicht mehr lebt, fühlt sie sich auch einsam. Das hängt auch damit zusammen, dass alle ähnlich alten Menschen aus ihrem Dorf entweder schon gestorben sind oder nicht mehr mobil genug oder weggezogen sind. Auffallend ist hier, wie auch bei anderen Hochaltrigen, dass sie besonders darunter leiden, wenn ihre sozialen Netzwerke dadurch wegbrechen. Frau Scholz reflektiert aber sehr wohl, dass sie aufgrund ihrer Aufgaben eine starke Frau ist. Sie hat nicht nur viel „durchgemacht“, sie ist daran nicht „zerbrochen“ und hat es „ausgehalten“. Sie schreibt sich damit, im Gegensatz zu ihrer sonstigen Leidensgeschichte von Armut und Krankheit, eine menschliche Stärke zu, auf die sie stolz ist. So hat sie auch immer wieder Entscheidungen getroffen, die darauf schließen lassen, dass sie sehr wohl in der Lage ist, auch ihre eigenen Interessen zu vertreten. Insbesondere Ärzte und Pflegeeinrichtungen spielen in ihren Erzählungen eine große Rolle: Menschen, die geholfen und unterstützt haben, aber auch Menschen, die Einschätzungen getroffen haben, die sie nicht teilt und die sie widerlegt hat. Sie berichtet von Situationen, in denen es um ihren pflegebedürftigen Mann ging.

„Da hat der Doktor S. gesagt: ‚Jetzt tue ich ihn mal fort.‘ Da war eins, zwei Jahre im Pflegeheim, aber da habe ich ihn dann rausgeholt. In Stadt X, ach, da war jeden Tag etwas anderes. Ach, nein. Das alles immer mit dem Doktor... Der war von Stadt Y und der hat gesagt: ‚Frau, machen Sie das nicht.

Das halten Sie keine drei Jahre aus. ' Ich konnte es noch zehn Jahre machen. Der ist noch 70 geworden. " (int_einz_s, 112-116)

In dieser Sequenz wird bereits im ersten Satz deutlich, dass der „Doktor S.“ sich weder an den möglichen Bedürfnissen von Herrn Scholz noch an denen der Pflegeperson Frau Scholz orientiert und als derjenige dargestellt wird, der die Entscheidung über den Erkrankten trifft und sich auch als die Entscheidungsmacht über ihn darstellt. Der Erkrankte Herr Scholz wird sowohl von Doktor S. als auch von Frau Scholz objektiviert: die Bezeichnungen „fort tun“ und „rausholen“ bekräftigen eine Bestimmung über den Aufenthalt von Herrn Scholz. Dabei stellt sich der Arzt als derjenige dar, der der Hilfebietenden zwar die Hilfe zutraut, sie aber als zu belastend einschätzt und sie davor schützen will. Die versprochene Entlastung blieb aber aus, denn „da war jeden Tag etwas anderes“. Sie reflektiert, dass „alles mit dem Doktor“ eine Auseinandersetzung darstellt, die sie nicht als wertvoll erlebt. Dabei hat sie die selbstwirksame Erfahrung gemacht, dass ihre Entscheidungen, ihr Handeln und ihre Aktivität für sie stimmig waren, als sie sich dafür entschied, ihren Mann selbst zu Hause zu versorgen. Währenddessen hat sie weitere Erfahrungen mit institutioneller Pflege sammeln können, möglicherweise im Rahmen einer Kurzzeitpflege oder nach einem Krankenhausaufenthalt:

„.... In Stadt F hatte ich ihn mal gehabt. Da ist es ihm nicht gut gegangen. Da habe ich ihn heim geholt. Da hatte er den ganzen Arm voll Eiter. Das haben sie selber zugegeben, die Schwestern haben ihn auf die Seite gelegt und nicht geguckt und so weiter. Das war ein Eiter. Da habe ich ihn dann da rausgeholt. Es war schon viel los. ... ich war allein.“ (int_einz_s, 131-135)

Auch hier verwendet Frau Scholz Begrifflichkeiten, die ihren Mann verdinglichen bzw. objektivieren: „hatte ich ihn mal gehabt“ und „ihn dann da rausgeholt“. Sie begründet ihren Entschluss damit, dass es „es ihm nicht gut gegangen“ ist, da er schlecht gepflegt wurde, was sie durch die Entzündung am Arm („Eiter“) verdeutlicht. Dies ist ein Zeichen für eine unzureichende Pflege. Sie zeigt, dass sie damit schon viel Erfahrung mit institutioneller Pflege gesammelt hat, aber auch, wie allein sie mit ihren Vorstellungen war, ihm eine angemessene Versorgung zu sichern. Sie konnte sich weder auf die Entscheidungen des Arztes noch auf die Pflege und Betreuung in den Einrichtungen verlassen. In der Aufzählung dieser Belastungen durch Krankheit und Armut, die ihr Leben geprägt haben, stellt sie immer wieder evaluierend fest, dass sie mit dieser Situation allein war, dass sie aber auch in dieser häuslichen Pflegesituation die größte Entscheidungsfreiheit und Selbstständigkeit hatte.

In ihrer jetzigen Situation besteht die Herausforderung bei der Hilfesuche nun auch darin, ihre Selbstwirksamkeit zu erhalten. So ist sie zwar seit mehreren Jahren nicht mehr mit der Pflege ihres Mannes beschäftigt, muss sich aber mit den Zuschreibungen, Herausforderungen und Möglichkeiten auseinandersetzen, die ihr Leben begleiten, insbesondere mit der Armut. Dabei verknüpft

sie argumentativ die finanzielle Situation mit einem möglichen Lebensort in einem Pflegeheim:

„Eine Dame, die ist mit uns turnen gegangen. Die ist in R-heim beim Roten Kreuz. Die muss ich unbedingt mal anrufen. Denen gefällt es gut. [...] die Frau, die hat ihr Haus hier verkauft und hat viel Geld gekriegt. Wenn man Geld hat, geht alles besser. Da ist im Leben alles besser. Die hat erst eine Wohnung gehabt. Eine schöne Wohnung hat sie gehabt. Wir waren sie mal besuchen. Aber die hat sie jetzt aufgegeben, weil sie auch nicht mehr so kann. Die ist ein Jahr jünger als ich, und die wird jetzt gepflegt auch. ‚Ja, mir gefällt es gut. Ich habe Gesellschaft‘, erzählt sie immer. Ja, sage ich: ‚Das ist der Unterschied. Wenn man Geld hat, ist alles anders.‘“ (int_einz_s, 205-217)

Hier nimmt Frau Scholz die Lebenssituation einer ihr bekannten Frau als Bezugspunkt, um mir zu zeigen, dass es wichtig ist, genügend Geld zu haben, um in ein Pflegeheim (R-Heim beim Roten Kreuz) zu ziehen. Sie zeigt damit, dass sie sich auskennt und z.B. weiß, wo ihre früheren Bekannten wohnen und dass sie noch Kontakt zu ihnen hat. Sie gibt zu verstehen, dass sie sich erkundigt, ob die Hilfe gut ist und weiß, dass es ihr gut geht. Sie distanziert sich von anderen „gut gemeinten Ratschlägen“, die ihr die Vorteile eines Pflegeheims nahe bringen wollen. Sie zeigt auch, dass sie sich mit dem Thema auseinandersetzt, ihre Möglichkeiten selbst antizipiert und auch in der Lage ist, sich selbst zu organisieren. Sie argumentiert jedoch, dass eine Wohnung im Betreuten Wohnen mit einer finanziellen Unabhängigkeit verbunden ist, die sie nicht hat und dass dieser mögliche Übergang vom Betreuten Wohnen in die Pflegebedürftigkeit für sie nicht in Frage kommt.

Die Auseinandersetzung mit Ärzt:innen thematisieren weitere Hilfesuchende wie Frau Becker und auch Frau Hofmann. Es sind Ohnmachtsgefühle, von denen sie sprechen. Sie werden mit denjenigen Menschen erlebt, deren Unterstützung sie dringend benötigen, aber bei denen sie abwägen müssen, inwieweit sie ihre eigenen Bedürfnisse thematisieren oder einfordern. Diese Erfahrungen werden in den Hilfepaargesprächen reflektiert, manchmal nur in der Erzählung über andere beteiligte Personen. Letztlich werden aber auch mit den Hilfebietenden nicht unbedingt die gleichen Auseinandersetzungen, aber die gleichen Ambivalenzen, Irritationen und Umsetzungsstrategien deutlich. Das Durchsetzungsvermögen für ihre eigenen Bedürfnisse hat Frau Becker in Gegenwart von Ärzt:innen nicht so sehr, wie sie im Interview thematisiert. Allerdings hat sie die Erfahrung gemacht, dass man am besten gut vorbereitet in ein Arztgespräch gehen sollte, wenn man Unterstützung braucht bzw. ein Anliegen hat. Damit offenbaren die vorliegenden Erzählungen komplexe Dynamiken sozialräumlicher Interaktionen, die sich in die Aushandlung von Identitäten, Grenzen und sozialen Rollen eingreifen. Sozialräume erweisen sich hier als hergestellte Spannungsfelder, in denen sich biografisch begründete Handlungsmuster, soziale Erwartungen und gesellschaftliche Strukturen überlagern.

Rekonstruktion der Dynamik: Verantwortung und Überforderung

Frau Jägers wiederkehrende Thematisierung ihrer Überforderung zeigt, wie sehr die soziale Logik des Raumes auf den Schultern Einzelner lastet. Die Nachbarschaft als „Hilfeverpflichtungsraum“ ist hier nicht nur räumlich, sondern auch kulturell eng definiert: Nähe setzt sie mit Verantwortung gleich. In Frau Jägers Erzählung wird sichtbar, wie die Nähe zu Elsa Groß nicht nur physisch, sondern sozial normativ wirksam wird, indem sie Frau Jäger in eine Rolle drängt, die sie mit ihren eigenen biografischen Ressourcen zu bewältigen versucht.

Dabei zeigt sich eine zentrale Grenzdynamik: Elsa Groß erwartet – unausgesprochen, aber wirksam –, dass Frau Jäger ihre Bedürfnisse erkennt und erfüllt, ohne diese klar zu benennen. Dieses implizite Machtverhältnis verschärft die Überforderung von Frau Jäger, da ihre Verantwortung nicht geteilt wird. Ihre Strategien, diese Last zu verteilen – etwa durch das Mobilisieren von Verwandten oder Bekannten –, scheitern, weil diese sich aus der sozialen Verantwortung zurückziehen. Hier zeigen sich immense sozialräumliche Versorgungslücken, die zwar strukturell bedingt sind, aber durch kulturelle Erwartungen und Verantwortungszuschreibungen gestützt werden, wer wann wen zu versorgen hat.

Sozialräume als transformierende Aushandlungsräume

Die soziale Raumstruktur bietet hier eine Bühne für diese Interaktionen und greift aktiv in die Handlungslogiken der Beteiligten ein. Die Erzählungen von Frau Jäger zeigen, dass dieser Raum sowohl Möglichkeiten als auch Zwänge bietet: Er fördert soziale Nähe und wechselseitige Abhängigkeit, limitiert aber zugleich die Möglichkeiten der Entgrenzung und des Rückzugs. Die transformative Dimension liegt in der erzwungenen Reflexion, die Frau Jäger in diesem Raum durchlebt. Ihre Erzählung deutet darauf hin, dass sie aus dieser Erfahrung lernt, ihre Hilferollen kritischer zu hinterfragen und neue Formen des Umgangs mit Hilfebeziehungen zu entwickeln.

Die Bildungsdimension zeigt sich hier insbesondere in der Fähigkeit zur Grenzarbeit (vgl. Freire 1984): Frau Jäger reflektiert retrospektiv die Momente, in denen sie ihre Belastungsgrenzen erreicht und überschritten hat. Diese Grenzarbeit ist nicht nur individuell bedeutsam, sondern auch relational, da sie ihre Handlungsmuster in Bezug auf Elsa Groß und andere soziale Akteur:innen anpasst. Die Co-Konstruktion dieser Erzählung im Gespräch mit Frau Schu verstärkt diesen Prozess: Indem sie ihre Geschichte im Hilfepaargespräch gemeinsam erzählen und interpretieren, entsteht ein Reflexionsraum, in dem sie sich ihrer sozialen Rollen und der Grenzen dieser Rollen bewusst werden können.

Pädagogisch-biografische begründete Verständnisse in der Hilfebeziehung

Die soziale Rolle der Hilfebietenden und Hilfesuchenden ist eng mit Prozessen der Bildung verknüpft. Frau Jägers pädagogische Versuche, Elsa Groß zur Selbstständigkeit zu „erziehen“, können als Ausdruck ihrer eigenen biografischen Muster verstanden werden. Ihre Erzählung zeigt, wie sie aus früheren Sorgemarkontexten – möglicherweise aus ihrer Rolle als Mutter – Strategien und Ressourcen mobilisiert, die jedoch im Kontext der Beziehung zu Elsa Groß scheitern. Hier manifestiert sich das transformative Potenzial der Krise und des Scheiterns: Frau Jäger ist gezwungen, ihr Hilfeverständnis und ihre Strategien neu zu denken, um ihre eigene psychische und soziale Gesundheit und Integrität zu bewahren.

Diese Dynamik verweist auch auf das Spannungsfeld von Abhängigkeit und Autonomie, das sowohl für die Hilfebietenden als auch für die Hilfesuchenden charakteristisch ist. Elsa Groß erscheint in der Erzählung als ambivalente Figur: Einerseits ist sie auf Hilfe angewiesen, andererseits erwartet sie eine Form von Fürsorge, die scheinbar keine Grenzen kennt. Auch diese Haltung steht möglicherweise im Spannungsfeld sozialer Erwartungen und biografischer Prägungen. Das Narrativ einer sozialen Norm, sich um Nachbar:innen zu kümmern, stabilisiert nicht nur Handlungsmuster, sondern erzeugt auch Konflikte, wenn die eigenen Bedürfnisse und die sozialräumlichen Ressourcen nicht mit den impliziten Erwartungen übereinstimmen.

Das transformative Potenzial: Sozialräume als Möglichkeitsräume

Das gemeinsame Hilfepaargespräch zu dritt zeigt, wie sozial konstruierte Räume auch als Möglichkeitsräume fungieren können, in denen neue Narrative und Hilfeverständnisse mitgedacht werden. Die gemeinsame Reflexion über Elsa Groß ermöglicht es den Beteiligten, ihre eigenen Rollen und Beziehungen zu hinterfragen und Alternativen zu entwickeln. Frau Jägers Erfahrung, dass sie Unterstützung mobilisieren muss, um sich zu entlasten, könnte langfristig zu einer Neuausrichtung ihrer Hilfebeziehungen führen. Diese Ideen transformierender Prozesse deuten darauf hin, dass Sozialräume als Räume der Reproduktion von Rollen und Normen verstanden werden könnten, ebenso auch als Räume der Weiterentwicklung und völligen Neugestaltung. Die erzählten Erfahrungen legen nahe, dass Bildung im sozialen Raum immer auch mit der Fähigkeit verbunden ist, die eigenen Grenzen und Handlungsmöglichkeiten in Hilfekontexten zu reflektieren und zu erweitern. Dies schließt die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Perspektiven ein, wie etwa der Individualisierung von Hilfeleistungen, der politischen Mobilisierung oder der Initiierung neuer solidarischer Konzepte. Die Analyse bietet Einblicke in die Mechanismen sozialer Räume und zeigt auch auf, wie diese als Bildungsräume genutzt werden können, um individuelle und kollektive Transformationsprozesse zu fördern.

Nach den ausführlich analysierten Erzählungen, in denen das transformative Potenzial dieser hilferelevanten Räume sehr deutlich aufgezeigt wurde, folgen weitere wichtige Perspektiven, die zu einer Weiterentwicklung von Hilfeverständnissen und einer vertieften Auseinandersetzung mit Abhängigkeit und Autonomie führt.

5.3.2 Wissen, Fähigkeiten und Kompetenzen zur Gestaltung der Hilfebeziehungen

Weitere Perspektiven auf individuelle Hilfekonzeppte richten sich auf die Selbstbildungs- und Reflexionspotenziale der Beteiligten in den Hilfebeziehungen, die hier unter Wissen, Fähigkeiten und Kompetenzen zusammengefasst werden und die sich als Potenzial für gelingende Hilfeprozesse und transformative Bedingungen rekonstruieren lassen. Diese bildungsrelevanten Potenziale und Prozesse werden in den konzeptrelevanten Erfahrungen und in der Auseinandersetzung mit Hilfeverständnissen auf sehr unterschiedlichen Ebenen implizit und explizit thematisiert. Im Zentrum der Analyse steht weniger ein normativ erwartetes Ergebnis, sondern vor allem ein (Selbst-)Bildungsprozess als transformativ-dynamische Veränderung.

Zunächst geht es um die explizite Thematisierung von (informellen) Lern- und Bildungsgelegenheiten in den Hilfebeziehungen (1), dann um die Bedeutung von (Selbst-)Reflexion und die Fähigkeit, Bedürfnisse zu erkennen und zu artikulieren (2). Anschließend werden rekonstruierte Empathie- und Anerkennungsfähigkeiten vorgestellt (3) und der Umgang mit Konflikten fokussiert (4). In der Darstellung der Rekonstruktion eines Spannungsfeldes von Gelingen und Scheitern (5) und Strategien, die Hilfe(beziehung) zu erhalten (6), werden normative Setzungen eingebracht, die als relevant für Hilfekonzeppte interpretiert werden.

(1) *Thematisierung von Lern- und Bildungsgelegenheiten.* Im Gegensatz zu den meist informellen Bildungsprozessen, welche sich entwickeln, wenn Hilfe geleistet und Hilfe erhalten wird, zeigen sich im Rahmen der Hilfesuche bzw. dem Hilfeangebot Thematisierungen von biografisch begründeten Bildungsgelegenheiten unabhängig von pädagogischen Interventionen. Dabei ist zu unterscheiden, ob es sich bei den bildungsrelevanten Rekonstruktionen um Anlässe für Selbstbildung handelt, die direkt oder indirekt mit der Ausführung von Hilfe verbunden sind.

Für Bildungsanlässe, die „nebenbei“ und erst durch das Engagement ausgelöst entstehen, stehen die von Frau Jäger erwähnten Lernimpulse, die sie mit dem Einkaufsengagement verbindet. Sie berichtet, was sie von Frau Schu für ihren Alltag lernen kann und wie sehr sie diesen Austausch schätzt. Eine ähnliche Lernerfahrung thematisiert auch Frau Wagner, als Frau Hofmann ihr das Stricken und Häkeln beibringt.

Ausführlicher erzählt Herr Häfner-Meier über seine Erfahrungen aus früheren ehrenamtlichen Tätigkeiten und veranschaulicht diese Perspektive, indem er zunächst sein Engagement in einer Kita als eine Bildungsgelegenheit reflektiert:

„...da war dann auch noch irgendeiner, der es anleitet im Garten, auch ein Lehrer, kam einmal in der Woche am Samstag einer und leitete das an und erzählte tolle Sachen über Landschaftsgestaltung und so, das hat mich alles, puh, das war für mich nen zweiter Bildungsweg da, also ein völlig anderer Bildungsweg als den, den ich bis dahin gegangen war.“ (einz_hm, 86-90).

Er beschreibt hier sein Engagement aus der Kindergartenzeit seiner Tochter, als er dort samstags mithalf, den Garten zu gestalten. Diese Erfahrung bezeichnet er zunächst als zweiten Bildungsweg und begründet dies damit, dass er sich in diesem Setting viel Wissen aneignen konnte, da ein ebenfalls ehrenamtlich aktiver Lehrer seine Expertise über Gartengestaltung einbrachte und diese Aktion auch pädagogisch betreute. Damit betont er nicht nur die Bedeutung eines „zweiten Bildungswegs“, sondern auch dessen Charakter als ein „völlig anderer“. Hier deutet sich an, dass Herr Häfner-Meier dieses Erlebnis nicht mit einem bisherigen Bildungsverständnis begreifen kann und schlägt eine Unterscheidung von formalem und informellen Prozessen an, die im Bildungskontext zu finden sind. Seine Interpretation, dass und wie er sich im Engagementkontext bildet, zeigt sich ebenfalls in der Erzählung mit der an Demenz erkrankten „Tante Lisbeth“ (s. Kap. 5.2), die er auch ehrenamtlich begleitete:

„Also, mein Anliegen war, ihr möglichst immer zu verhelfen teilzuhaben, sich zu erleben in dem Ganzen, wo man gerade ist. Und das war für mich ne wichtige, ne richtige Schulung, wie ne, das hätte ich mir jetzt nicht aus Büchern oder so erlesen können, um was es dabei geht.“ (int_hm, 324-328)

Hier zeigt sich zunächst wieder sein pädagogisches Verständnis, indem er beschreibt, dass er nicht nur darauf hinwirkt, dass die ihm anvertrauten Menschen an bestimmten Aktivitäten teilnehmen und partizipieren, sondern sich dort auch „im Ganzen erleben“ sollen. Dazu gehört aus seiner Sicht, dass die Partizipationserfahrung der Hilfesuchenden entscheidend für die Qualität seiner Hilfe ist. Dass er diese Herausforderung als „ne wichtige, ne richtige Ausbildung“ bezeichnet, zeigt einen bildungsbiografischen Prozess. Der zusätzliche Hinweis, dass dieses Wissen nicht nachgelesen werden kann und dass diese Bildung keine didaktische Grundlage hat („nicht aus Büchern“), deutet darauf hin, dass er davon überzeugt ist, dass diese Bildungsprozesse für ihn nur in alltäglichen empirischen Erfahrungen durch Beobachtung und Reflexion möglich waren und eher einen Selbstbildungsprozess nachzeichnen, der unmittelbare Auswirkungen auf das weitere Sorgehandeln hat. So reflektiert Herr Häfner-Meier immer wieder sein Handeln, setzt sich mit seinen Grenzen auseinander und trifft auf der Basis seiner vielfältigen Erfahrungen entsprechende

Entscheidungen. Diese Entscheidungen beeinflussen konkret die Auswahl seines weiteren Engagements und auch die Art der Umsetzung.

Lernimpulse werden aber auch von den Hilfesuchenden reflektiert. So erwähnt Herr Schmidt, dass er durch die Erfahrung mit dem Hilfebedarf seiner Frau auch besser gelernt hat, Hilfe anzunehmen und dass es ihm dadurch leichter fällt, weitere Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Auch wenn weitere Lernprozesse nicht angesprochen werden, ist davon auszugehen, dass es eine Vielzahl von Lernpotenzialen gibt, die sich in einem Hilfefkonzept widerspiegeln und abbilden lassen. So geht es zum einen um die Wissensaneignung im Kontext des Engagements, die von den Beteiligten als wertvoll erlebt wird, zum anderen um das vielfältige Erfahrungswissen aus den verschiedenen dynamischen Rollen, die sich im Kontext der Hilfe ergeben und die dort erworben werden und dann in weiteren Hilfesettings und der Gestaltung der Hilfebeziehung genutzt werden können.

Kaum thematisiert werden jedoch die Kompetenzen, die für die Hilfesuche, das Hilfeangebot oder die Gestaltung der Hilfebeziehung selbst erforderlich sind. Dass Hilfebietende, die das Einkaufen übernehmen, dies gelernt haben, wird vorausgesetzt und nicht hinterfragt. Ebenso wird bei Hilfebietenden, die einen Fahrdienst übernehmen wollen, keine Fahrprüfung durchgeführt. Vielmehr wird sich in gemeinsamen Erstgesprächen mit der Vermittlungsperson ein Überblick gewonnen, auf dessen Grundlage entschieden wird, ob die eine Person zur anderen passt. Soziale Fähigkeiten spielen hier möglicherweise implizit eine Rolle, da ein gemeinsames Erstgespräch einen Einblick in Kommunikations- und Reflexionsfähigkeiten gibt, nach deren Beurteilung auch über Vermittlungen entschieden wird. Sie werden aber nicht explizit erfasst oder abgefragt, sondern spielen eine untergeordnete Rolle. Ebenso ist davon auszugehen, dass die Hilfesuchenden nicht danach gefragt werden, ob sie in der Lage sind, ihre Bedürfnisse zu äußern, angemessen zu reflektieren oder vorhandene Kritik an die Vermittlungsstelle heranzutragen. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass bei bereits erfahrener Fürsorge durch andere gewisse Fähigkeiten zur sozialen Hilfe und auch biografisch begründetes Wissen darüber vorhanden sind.

Ich gehe davon aus, dass komplexe Wissensaneignungsstrukturen auch zu spezifischen Fähigkeiten führen, die sich in der Gestaltung der Hilfebeziehungen zeigen bzw. implizit vorhanden sind, wenn das komplexe Wissen und die Erfahrungen reflektiert werden und sich in Handlungsweisen zeigen. Zwar stehen zunächst explizierte Fähigkeiten wie Autofahren oder Einkaufen als offensichtliche Hilfe im Mittelpunkt, gelten aber als gesetzt. So interpretiert gehören zur gelingenden Ausgestaltung keine explizierten Fähigkeiten, d.h. es werden zunächst keine besonderen Fähigkeiten vorausgesetzt, wenn Hilfesuchende oder Hilfebietende mit ihrem Angebot und ihrem Bedarf vermittelt werden. Es wird davon ausgegangen, dass dieses komplexe (informelle – formale, soziale – kulturelle – alltägliche), erfahrene und biografisch begründete Wissen und

damit verbundene Fähigkeiten zu Hilfe und Sorgeprozessen als Hilfesuchende und als Hilfebietende ausreichen, um eine Hilfebeziehung – in welcher Rolle auch immer – gelingend zu gestalten. Dass diese Voraussetzungen aber sehr unterschiedlich sind und in bestimmten Kontexten auch ignoriert werden und Hilfebeziehungen damit nicht gelingen, spricht für eine mangelnde gesellschaftliche Entwicklung von Fürsorgetationalität. Hier zeigt sich, wie Menschen in Hilfebeziehungen zu einem „doing subject“ (Reckwitz 2017: 125) geformt werden und sich je nach gesellschaftlichen sozialpolitischen Bedingungen an die bestehenden Hilfesituationen anpassen müssen. Die an der Hilfebeziehung Beteiligten werden aus einer subjektivierten Perspektive als hilfekompetent angerufen – ob sie sich diese Kompetenzen tatsächlich zuschreiben oder nicht, ob sie dafür erst weitere Kompetenzen erwerben müssen oder ob sie ihr erfahrenes und biografisch begründetes Wissen reflektieren wollen, ist in dieser Praxis nicht vorgesehen. Dabei zeigten sich in den Hilfebeziehungen weitere Selbstbildungspotenziale, mit denen Wissen und Fähigkeiten oder auch Kompetenzen im Kontext von Hilfe im Zusammenhang stehen, z.B. Grenzbearbeitungen und damit verbundene Herausforderungen in den Hilfesettings, die anhand weiterer Rekonstruktionen aus den Hilfepaargesprächen dargestellt werden sollen.

Mit Abschluss der Zugangsphase, in der die Beteiligten der Hilfebeziehung entweder vermittelt wurden oder sich selbst gefunden haben und in der die Form der Hilfestaltung sowie die Kommunikation vereinbart wurde, endet die erste Matching-Phase. In der Regel besteht danach kaum noch Kontakt zu den Hilfevermittlungen, obwohl diese sozialräumlich organisiert sind und eine fortlaufende Begleitung explizit anbieten. Hilfesuchende und Hilfebietende müssen sich eigenständig melden, wenn sie Fragen oder Schwierigkeiten haben. Die Hürden, dieses Angebot anzunehmen, lassen sich im Kontext individueller Hilfekonzpte gut nachvollziehen und einordnen. Je nachdem, wie institutionalisiert das Hilfeverständnis ist, welcher Zugang z.B. auch zu Beginn gewählt wurde, desto mehr oder weniger wird das Institutionelle auch in Anspruch genommen. Problematisch wird es dann, wenn die Hilfeinstitution geschlossen wird und nicht mehr zur Verfügung steht. Da es in diesem Kapitel darum geht, die Interaktionskompetenzen Hilfesuchende und Hilfebietende zur Gestaltung der Beziehung näher zu betrachten, gehe ich davon aus, dass es einen Unterschied gibt, ob es sich „nur“ um Matching oder die Herstellung von Passung handelt, also um das, was „Sympathie“ ausmacht, oder um viele andere Prozessen, für deren Gelingen weitere grundlegende Fähigkeiten, Wissensformen und Kompetenzen notwendig sind, um eine gemeinsame *Hilfebeziehungsarbeit* zu leisten. Die Prozesse, die von den Beteiligten genannt werden, aber auch die, die ich rekonstruieren konnte, damit eine solche Hilfebeziehungsarbeit bewältigt werden kann, zielen darauf ab, immer wieder Passungen herzustellen. Um diese Passung und damit eine gelingende Hilfe bzw. Hil-

febeziehung zu erreichen, bedarf es nicht nur des Blicks auf biografisch begründete und situative Handlungsweisen, sondern auch auf die Fähigkeiten, die es braucht, um die Hilfeprozesse interaktiv zu managen: Selbstreflexion und die Fähigkeit zur Empathie und zur Anerkennung von Hilfe und Sorge.

(2) *Selbstreflexion zur Selbstfürsorge: Eigene Bedürfnisse erkennen, äußern, aushandeln und reflektieren.* Wie bereits ausgeführt, hat Frau Becker z.B. beim Arzt weniger Durchsetzungsvermögen, um ihre eigenen Bedürfnisse zu äußern. Allerdings hat sie die Erfahrung gemacht, dass es am besten ist, gut vorbereitet in ein Arztgespräch zu gehen, wenn man Unterstützung braucht oder ein Anliegen hat. So reflektiert genau, mit welchen Anliegen sie in solch ein Gespräch geht. Auch diese können sich in der eigentlichen Gesprächssituation mit dem Arzt ändern, je nachdem, welche Angebote er machen kann. So kommt sie zu der Einsicht, dass es besser ist, sich auf diese Besuche vorzubereiten und sich vorher über ihre Bedürfnisse klar zu werden. Auch in der Hilfebeziehung mit Frau Hofer-Lutz überlegt sie sich, welche Hilfe sie im Gespräch ansprechen wird, wenn sie kommt. Solche Vorüberlegungen als Grundlage für ein gemeinsames Aushandeln erweisen sich als grundlegend dar. Dies setzt genügend Selbstvertrauen und Reflexionskompetenz voraus. Da in der Hilfebeziehung keine ausreichende reziproke Regelmäßigkeit vorherrscht und der Hilfebedarf meistens überwiegt, ist es für die Hilfesuchenden eher schwierig, diesen zu konkretisieren, wenn sie ihre Bedürfnisse, die Äußerung dieser Bedürfnisse und die antizipierte Aushandlung nicht in einem selbstreflexiven Handeln voneinander trennen und von vornherein davon auszugehen, dass ihre Bedürfnisse ohnehin nicht erfüllt werden können.

Im Fall von Frau Bachmann, die ihren Bedarf erkennt und äußert, ist es von Bedeutung, dass sie in der Gestaltung einer gelingenden Hilfe scheitert, weil es nicht möglich ist, die Passung so herzustellen, so dass es eine gemeinsame weitere Basis für Hilfesuchende und Hilfebietende gibt. Diese Beziehungsarbeit kommt an ihre Grenzen, da auch Frau Alt ihre Bedürfnisse als Hilfebietende äußert, diese aber nicht mit den Bedürfnissen von Frau Bachmann zusammenpassen und sie zusammen keinen Kompromiss finden. Die Reflexions- und Kommunikationsleistung beider an der Hilfebeziehung Beteiligter stellt zwar eine Basis für die Hilfebeziehung dar, ist aber keine Garantie dafür, dass sie deshalb weiterhin gelingt. Hier wird deutlich, dass Hilfesuche und Hilfeangebot nicht (mehr) zusammenpassen und eine andere Lösung für beide gefunden werden muss. Die bereits angesprochene Gefahr besteht darin, dass eine hilfebietende Person eher in der Lage ist, eine andere Beschäftigung zu finden, als eine hilfesuchende Person, die möglicherweise auf die Hilfe angewiesen ist, wie im Fall von Frau Bachmann. Je weniger Hilfenetzwerke hier zur Verfügung stehen, desto schwieriger ist es dann, aus dieser Situation herauszukommen. Frau Alt hat als Hilfebietende erkannt, dass sie sich in einer für sie belastenden Situation befindet und diese nicht aufrechterhalten möchte. Zu diesem Zeitpunkt befindet sie sich jedoch bereits in einem Zustand starker

Überlastung, da sie keine Entlastung gefunden hat und Frau Bachmann nicht alleine lassen möchte. Die daraus resultierende eigene (sekundäre) Hilfebedürftigkeit hat sie stark belastet, bis sie die Hilfebeziehung nicht mehr gut beenden konnte, sondern sich mit einem sehr schlechten Gefühl und einem sehr schlechten Gewissen zurückgezogen hat. Das Erkennen und Thematisieren von Hilfe sind als selbstreflexive Kompetenzen wichtige Schritte für die eigene bewusste Lebensgestaltung, aber keine Garantie für das Gelingen der Hilfebeziehung. Der Umgang mit Selbstfürsorge ist somit selbst ein Teil eines Hilfekonzeptes. Frau Bachmann ist in diesem Fall diejenige, die keine Hilfe mehr erhält und im Sinne ihrer Selbstfürsorge alles dafür tut, um ihre Lebenssituation zu bewältigen und dafür ist die Hilfe von Frau Alt entscheidend.

Auch Frau Boll und Frau Meckings gescheiterte Einkaufsfahrt ist dadurch gekennzeichnet, dass sowohl die Hilfesuchenden als auch die Hilfebietenden zunächst ihre Bedürfnisse explizieren konnten. Sie haben sich aber nicht darüber verständigt, wie die Hilfe dann tatsächlich umgesetzt wird. Die Hilfesuchende Frau Boll hat für sich Strategien entwickelt, wie sie in einem größeren vernetzten sozialräumlichen Hilfeangebot zurechtkommen und ihren Hilfebedarf befriedigen kann und hat damit viel Erfahrung sammeln können. Ihre konkreten Vorstellungen vom Einkaufen entsprachen jedoch nicht denen von Frau Mecking. Selbstreflexion in der Hilfepraxis ist also ein Prozess, der nicht nur herausarbeitet, was man für sich selbst will und braucht, sondern auch, wie man es bekommt und welche sozialen Handlungsweisen in der Aushandlung dafür notwendig sind. Darüber hinaus erscheint es sinnvoll, darüber nachzudenken, in welchem Rahmen diese Hilfen erbracht werden sollten, um sie im Sinne der Beteiligten zu gestalten.

So fasst der Hilfebietende Herr Häfner-Meier zusammen, dass er eigentlich keine Netzwerke aufgebaut hat und auch keine braucht. Er denkt, dass er vor allem dann keine sozialen Kontakte bräuchte, wenn er alleine wäre und seine jetzige Lebenspartnerin nicht mehr oder gar nicht da wäre. Er begründet dies mit seiner Erfahrung als Autodidakt. Damit meint er, was er bisher gelernt hat, selbst beigebracht hat, da er in der Schule sozusagen gescheitert ist und dort keinen Platz gefunden hat. Er nennt es das „Bildungsding“, das für ihn den Unterschied ausmacht. Damit meint er ein Interesse an vielen Dingen, die er alleine verfolgt und mit denen er sich beschäftigt. Er braucht dafür keine anderen Menschen.

In diesem Zusammenhang äußert er, dass der Kontakt mit den Menschen, denen er im Rahmen der Hilfe begegnet, nicht immer einfach ist. Dabei macht er einen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Seiner Ansicht nach gestaltet sich das Betreuungsverhältnis zu Frauen schwieriger, da es nach wie vor als „ungewöhnlich“ wahrgenommen wird, wenn ein Mann eine Frau unterstützt. Gleichzeitig betont er jedoch, dass er einen besonderen Zugang zu Frauen hat und dass es insgesamt mehr Frauen gibt, die Unterstützung und Ge-

sprache suchen. Bei den meisten Männern ist es so, dass er erst einmal überlegt, ob es da eine „Machtfrage“ zu klären gibt. Diese Beziehungen hält er für sich nicht geeignet. Es sollten eben lieber Männer sein, mit denen er Gespräche führen kann, die auf Augenhöhe stattfinden können und auch gegenseitiges Interesse erzeugen. Er hat für sich reflektiert, wie eine Passung in der Hilfebeziehung hergestellt wird. Auch dies deutet er als Bildungserfahrung. Dabei verbindet er seine biografischen Erfahrungen mit antizipierten biografischen Übergängen, z.B., wenn er wieder alleine leben sollte. Diese Überlegungen spielen eine Rolle, da er sich in die Situation eines der hilfeschuchenden Männer hineinversetzt. In diesem gedanklichen Rollenwechsel – der Altersunterschied ist nur wenige Jahre – überlegt er, ob er wohl in solch einer Situation nach Hilfe fragen würde oder wie sich diese Situation gestalten würde. Dies geschieht, als er gefragt wird, ob er einen älteren Mann besuchen würde, dessen Frau seit einiger Zeit im Krankenhaus liegt. Er bietet auch direkt an, das Erstgespräch mit dem Hilfeschuchenden alleine zu führen, da er dies bereits geübt hat. Deutlich wird auch, dass er zwischen Hilfebeziehungen bzw. Situationen in Hilfebeziehungen, in denen er sehr nach seinen eigenen Interessen handeln kann oder in denen er sich auf jemanden einstellen muss, unterscheidet und damit versucht, die Passung und auch seine Vorstellung von Engagement und Verbindlichkeit auszuhandeln. So begründet er nach einer längeren Reflexionsphase im Gespräch mit mir seine Entscheidung, einen Besuchsdienst zu übernehmen. Hier zeigt sich erneut, dass es im Hilfepaargespräch selbst kaum möglich ist, die gemeinsame Hilfebeziehung zu fokussieren, sondern dass ein Gespräch über die Beziehung mit mir dazu führt, dass Hilfeschuchende und auch Hilfebietende von anderen Erlebnissen und Erfahrungen berichten.

Zusammenfassend stellt Herr Häfner-Meier folgende Aspekte für eine Reflexions- und Interaktionskompetenz heraus, die für die Hilfebeziehungen relevant sind: eine Deutung als Bildungserfahrung in biografischen Übergängen in der Reflexion der eigenen Rolle, die Auseinandersetzung mit einem antizipierten Rollenwechsel, die Rahmung des eigenen Engagements und Kategorien für die Passung der Hilfen. Dabei wird deutlich, dass das Erkennen der eigenen Bedürfnisse für die an der Hilfebeziehung Beteiligten zunächst eine wichtige Grundlage ist, um den Hilfebedarf und das Hilfeangebot überhaupt benennen zu können und so aushandeln zu können, dass der eigene Gestaltungswille⁴⁰ berücksichtigt wird.

(3) *Empathie, Wertschätzung und gegenseitige Anerkennung zeigen.* Wenn sie über ihre Hilfebeziehung sprechen, äußern sich Hilfeschuchende und Hilfebietende in der Regel sehr wertschätzend. Lediglich bei der Hilfebietenden

⁴⁰Unter Gestaltungswille wird hier die bewusste Absicht verstanden, Prozesse aktiv zu lenken und kreativ zu formen. Im pädagogischen Kontext steht er für die Fähigkeit und Bereitschaft, Bildungsprozesse so zu gestalten, dass sie auf die Förderung von Autonomie und Selbstwirksamkeit abzielen. Dabei geht es darum, Räume zu schaffen, die Menschen ermächtigen, ihre eigenen Ziele zu verfolgen und gesellschaftliche Zusammenhänge aktiv mitzugestalten.

Frau Mecking und der Hilfesuchenden Frau Boll waren sehr deutliche Antipathien in der Beziehung erkennbar, die sie mir auch nur getrennt voneinander berichten konnten. Beide waren nicht nur der Meinung, dass diese Hilfepraxis nicht in Frage käme, sondern fühlten sich durch den Verlauf und die Auswirkungen ihrer ersten gemeinsamen Hilfepraxis so verletzt, dass sie nicht mehr zueinander fanden. Es gab kein Verständnis mehr füreinander. Beide berichteten, dass sie im Laufe einer Einkaufsfahrt immer mehr gemerkt hätten, dass sie nicht zueinander passten und völlig unterschiedliche Vorstellungen von dieser Hilfepraxis hatten. Sie konnten dies weder während der Einkaufsfahrt noch danach ausreichend klären, sondern verabschiedeten sich mit übergriffigen und verletzenden Äußerungen. Beide waren nicht in der Lage, diese Situation zu entkräften und auf eine sachliche Ebene zurückzuführen. Sie haben daher beide die Hilfebeziehung als nicht passend bewertet und daraus auch Rückschlüsse auf weitere Hilfebedarfe und Hilfeangebote gezogen. Das heißt, sie wollten nicht nur Abstand voneinander, sondern Frau Mecking zog sich auch von ihrem grundsätzlichen Hilfeangebot zurück und Frau Boll organisierte sich Hilfe in einem anderen Rahmen.

In den anderen Hilfepaargesprächen schildern die meisten eine grundsätzliche Sympathie füreinander. Zudem lassen sich zahlreiche Hinweise auf eine wechselseitige Anerkennung subjektiver Bedürfnisse, der jeweiligen Rollen sowie der beteiligten Personen in der Hilfebeziehung erkennen. Eine solche gegenseitige Anerkennung zeigt sich insbesondere in der Hilfebeziehung von Frau Becker und Frau Hofer-Lutz:

„Und ich finde, man merkt Frau Becker auch sehr an, dass sie aus diesem sozialpädagogischen Bereich kommt. Aus diesem Heilpädagogischen.“ (int bhl, 124-125)

Frau Hofer-Lutz betont hier nicht nur den Wert, sich mit Frau Becker gut unterhalten zu können. Sie stellt immer wieder fest, wie viel man ihr im Gespräch „anmerkt“. Damit entwirft sie eine Wahrnehmung, die sie durch das „man“ verallgemeinert: Frau Becker merkt man ihre berufliche Herkunft an. Das gibt ihr einen gewissen Status, den Frau Hofer-Lutz später noch unterstreicht und von Würde spricht. Damit meint sie nicht nur das Alter, das sie damit aufwerten möchte, sondern die Art und Weise, wie Frau Becker mit ihr spricht. Beide vermitteln mir damit, dass diese Hilfebeziehung für sie gut passt und sie dadurch auch die Möglichkeit haben, über den wöchentlichen Einkauf hinaus noch Gesprächsstoff und einen gemeinsamen Interessensschwerpunkt zu haben.

In diesem Zusammenhang ist es im Sinne der gegenseitigen Wertschätzung wichtig, dass eigene und fremde Bedürfnisse thematisiert, anerkannt und durchgesetzt werden. Dies erfordert neben einer allgemein wertschätzenden Atmosphäre und der Fähigkeit zur Reflexion und Interaktion vor allem auch einfühlsames Arbeiten füreinander. Meist stehen die Bedürfnisse der Hilfesuchenden im Mittelpunkt, so dass die Empathie eher von den Hilfebietenden

erwartet wird. Frau von Lockwitz-Buchner, die für Frau Scholz eine vertrauensvolle Gesprächspartnerin ist, zeigt besonders empathische Aspekte, die einen professionellen Eindruck machen. Allerdings würde sie dies nicht so einschätzen, sondern von einer auch sie erfüllenden Hilfebeziehung sprechen und die Empathie auch auf Seiten von Frau Scholz verorten. Obwohl hier die Hilfe im Vordergrund steht, wird deutlich, dass sich die Hilfesuchende auch aus empathischen Gründen für die Bedürfnisse der Hilfebietenden interessieren. So weiß Frau Schu sehr wohl um die Sorgen von Frau Jäger, da sich beide darüber austauschen, und setzt sich für sie ein. Es geht um eine grundsätzliche Gesprächsbereitschaft, aber auch um eine generelle Wertschätzung des Anderen, um ein Einlassen auf das Irritierende und Fremde, auf die Subjektivität des Anderen und seine Möglichkeiten, was immer wieder deutlich wird. Solange auf diese Weise immer wieder Passung hergestellt wird und beide ihre Bedürfnisse ausloten können und damit wichtige Beziehungsarbeit leisten, ist dies stabilisierend für die Hilfebeziehung. Dabei wird deutlich, dass es nicht in der Rolle der Hilfebietenden liegt oder liegen muss, sich empathisch zu verhalten, sondern dass es vielmehr an der gegenseitigen Wertschätzung im solidarischen Sinne liegt, dass sich beide ihre Hilfebedarfe und ihre Hilfeangebote zugestehen und sich eine entsprechende Rahmung der Hilfepraxis vorstellen. Dazu kann auch der Austausch über zugrundeliegende Hilfeverständnisse oder Hilfekonzepte in Form von biografischen Erzählungen und Erfahrungen gehören. Schwieriger wird es, wenn es Hilfesuchenden und Hilfebietenden nicht gelingt, die Passung gemeinsam immer wieder neu herzustellen und es zu Konflikten kommt.

(4) *Bearbeitung von Konflikten.* Den ungelösten Konflikt von Frau Boll und Frau Mecking stellte ich bereits ausführlich dar. Dieser Konflikt war für beide in der Situation nicht bearbeitbar und sie zeigten auch später keine Bereitschaft, gemeinsam oder allein daran zu arbeiten. In einer anderen Hilfebeziehung kommt es zu einem offenen Konflikt, als Frau Alt ihre Unzufriedenheit über die Hilfesituation ausdrückt. Hier lenkt Frau Bachmann ein und verspricht ihr, ihren Hilfebedarf ihr gegenüber nicht mehr so vehement einzufordern, was aber später misslingt. Im gemeinsamen Gespräch war dies jedoch zunächst für beide geklärt. So werden in den Hilfepaargesprächen vor allem Konflikte thematisiert, die nicht in der eigenen Hilfebeziehung stattfinden oder stattgefunden haben, sondern eher Konflikte, die in früheren Hilfebeziehungen aufgetreten sind oder mit anderen Menschen auftreten, die nicht direkt zur Hilfebeziehung gehören.

So berichtet Frau Becker von ihrer jugendlichen Nachbarin, die gerne laute Musik hört. Frau Becker stört sich daran, zeigt aber auch Verständnis, da die 17-jährige Antonia „ihr Leben lebt“. Diese Situation wird von Frau Becker und Frau Hofer-Lutz gemeinsam erzählt, da Frau Becker die Geschichte schon einmal erzählt und mit Frau Hofer-Lutz diskutiert hat. Es geht darum, dass Frau Becker auch sagen könnte, wenn ihr die Musik zu laut ist, aber gleichzeitig hat

sie Verständnis für die junge Frau und sagt, dass sie selbst so schlecht hört und froh ist, dass sie ihre Musik auch so laut stellen kann.

„B: Ja, man muss Anteil nehmen und auch Verständnis zeigen. Bei mir wohnt auch die Antonia, die ist ja erst 17. Und die lebt dann ihr Leben, manchmal sagt sie, habe ich zu laut die Musik gemacht?“

HL: Und ist Ihnen das zu laut?

B: Manchmal ja.

HL: Und sagen Sie es dann?

B: Dann sagt sie auch, ich mache das ein bisschen leiser. Ich sage das aber niemand. Ich mache es ja auch ein bisschen lauter, weil man hört manchmal nicht so gut.“ (int_bhl, 556-566)

Die Strategie von Frau Becker ist eine Botschaft und eine Feststellung zugleich. Die Aufforderung zum „Anteilnehmen“ und „Verständnis zeigen“ deutet auf eine Konzeptualisierung der Beziehungsarbeit mit der jugendlichen Nachbarin hin, die Frau Becker für sich umzusetzen gelernt hat. Ihre Motivation hierfür ist vielschichtig. Zunächst begründet sie ihr Mitgefühl mit der Rücksichtnahme auf das Alter („17“) und schreibt diesem Alter zu, dass sie ihr eigenes Leben lebt und möglicherweise gar nicht auf Frau Becker Rücksicht nimmt. Antonia fragt deshalb Frau Becker, ob sie die Musik zu laut aufdreht. Erst auf Nachfrage wird klar, dass Frau Becker mit ihrer Nachbarin darüber spricht und sie versuchen, diesen Konflikt zu lösen. Dabei wird deutlich, dass auch Frau Becker manchmal zu laute Musik hört, da ihr Hörvermögen nachgelassen hat. Beide haben also das Bedürfnis, in ihrer Wohnung lauter zu sein, als es die Nachbarin wünscht und müssen sich in diesem Konflikt einigen. Frau Becker erzählt dieses Beispiel, um zu zeigen, dass Konfliktbereitschaft notwendig ist, um miteinander auszukommen. Sie zeigt aber auch den Zusammenhang zwischen Nachbarschaft, Hilfsbereitschaft und Konfliktbereitschaft. In der räumlichen Nachbarschaft zeigen sich ähnliche soziale Handlungsweisen wie in den Hilfebeziehungen. Um eine gelingende Nachbarschaft zu gestalten, müssen auch hier Bedürfnisse erkannt, geäußert und ausgehandelt werden. Ansonsten ist das Zusammenleben konflikthaft. In der Hilfebeziehung ist der räumliche Aspekt nicht so entscheidend, aber auch hier ist Frau Becker in erster Linie auf das Gelingen angewiesen.

Konfliktbearbeitung findet auch in den anderen Hilfebeziehungen statt, wenn auch nicht so offensichtlich. Da die Beteiligten in der Hilfebeziehung diese Konflikte selbst bearbeiten, versuchen sie sie als Beziehungsarbeit gut zu bewältigen. Je nach Abhängigkeit vom derzeitigen oder antizipierten Hilfebedarf oder -angebot werden Konflikte auch eher zurückhaltend oder gar nicht bearbeitet. In jedem Fall spielen Erfahrungen und Kompetenzen bei der individuellen Konzeptualisierung von Hilfe eine Rolle.

Da das Ziel der Passung von Hilfesuche und Hilfeangebot und damit der Erhalt der Hilfebeziehung zumeist im Mittelpunkt steht, werden in den Hilfepaargesprächen auch gelungene und gescheiterte Hilfepraxen rekonstruiert.

(5) *Die Rekonstruktion eines Spannungsfeldes von Scheitern und Gelingen.* Szenarien des Scheiterns und Gelingens werden auch in den Hilfepaargesprächen unterschiedlich konstruiert. Beim Sprechen über Gelingen wird eher auf die eigene aktuelle Hilfebeziehung zurückgegriffen, Scheitern wird mit biografischen Erfahrungen und Erzählungen verknüpft. Fast alle Hilfesuchenden kontrastieren bestehende Hilfen mit bereits erlebten Situationen. Frau Becker berichtet von ihrer Erfahrung, als sie eine Nachbarin fragte, ob sie ihr ein Brot vom Einkauf mitbringen könne und diese ablehnte. Später erzählt sie von einem früheren Hilfeangebot. Frau Scholz thematisiert sehr deutlich, dass sie eine frühere Telefonpartnerin nicht mochte und sie sich nicht vorstellen konnte, weiter mit ihr zu telefonieren, obwohl sie sich so einsam fühlte. Sie drückt damit nicht aus, dass die Hilfe gescheitert ist, sondern dass für sie keine Passung hergestellt werden konnte. Explizite Scheiterungsszenarien werden von Frau Boll und Frau Mecking jeweils von ihrem Standort aus erzählt. Dabei wird Scheitern nicht als konstanter Zustand konstruiert, sondern Situation der Nichtpassung, in der weder Hilfesuche noch Hilfeangebot zusammentreffen und gelingen. Die Konstruktion der Nichtpassung bedeutet im Gegenzug, dass sie auch veränderbar, gestaltbar und beeinflussbar ist. Hier sind also weitaus komplexere Entscheidungen zu treffen, als sie von den Beteiligten zunächst interpretiert werden. Wenn Frau Becker die Geschichte ihrer Nachbarin erzählt, spielen ihre eigene Interpretation und ihr damit verbundenes Hilfekonzept sowie die im Hilfepaargespräch hergestellte situative Präsentations- und Erzählmöglichkeit und die dargestellte komplexe Situation eine so potenziell verwobene Konstellation, dass es sehr viele Fragen zur Bearbeitung dieses konstruierten Scheiterns zu beantworten gäbe und auch Reflexionsmöglichkeiten bestünden. Die gemeinsame Vorgeschichte mit der Nachbarin oder eine Selbsterklärung für ihr irritierendes Verhalten spielen nur eine untergeordnete Rolle. Zur Veranschaulichung stelle ich hier die Erzählung von Frau Becker aus dem Kap. 4.1.1 noch einmal ein:

„Ich war ja krank im Frühjahr und bin ja auch Allergiker. Und ich hatte eine schlimme Allergie und habe mich nicht mehr getraut rauszugehen, weil dann ging das los. Ja, dann war mein Brot alle und dann habe ich zu einer Nachbarin gesagt, ach, Sie fahren doch gerade einkaufen. Können Sie mir ein Brot mitbringen. ‚Nein, kann ich nicht‘, dann war das gelaufen für mich hier.“ (int bhl, 18-22)

Diese Geschichte wird als ein Scheitern in ihrem Hilfesuchprozess dargestellt, was besonders deutlich in der abschließenden Einschätzung „dann war das gelaufen für mich hier“ deutlich wird. Tatsächlich wird sie aber genutzt, um den möglicherweise weniger anerkannten und üblichen Weg einer sozialräumlich organisierten Hilfevermittlung in Anspruch zu nehmen. Frau Becker weist zunächst darauf hin, dass sie die Regel der Helfehierarchie, zuerst im eigenen („privaten“) Netzwerk nachzufragen, eingehalten hat, nachdem die Grundmotivationen zuvor ausführlich dargestellt wurden („Krank“, „nicht

mehr getraut rauszugehen“, „Brot alle“). So könnte einerseits der Eindruck entstehen, dass Frau Becker mit Misserfolgsprozessen weniger umgehen kann, andererseits erzählt sie die Geschichte in erster Linie, um den Weg in die Hilfeeinrichtung zu legitimieren. Erzählungen vom Scheitern haben also verschiedene Funktionen, z.B. eine aufwertende Bewertung der aktuellen Hilfebeziehung. Im Wort Scheitern steckt aber bereits die Erwartung, dass die Hilfebeziehung auf jeden Fall gelingen muss. Beide, Hilfesuchende und Hilfebietende, wollen, dass die Hilfepraxis gelingt. So sind gemeinsame Sympathiebekundungen in den Hilfepaargesprächen eine Möglichkeit, das Gelingen der Hilfebeziehung zu betonen und zu verstärken oder auch in Frage zu stellen. Dies gilt auch für Gelingensgeschichten, so dass die Rekonstruktion der Hilfesituation immer im Zusammenhang anderer Beziehungsgeflechte, also situativ, interpretiert werden muss. Die Hilfepraxis wird in erster Linie dann als gelingend bewertet, wenn eigene Bedarfe gedeckt werden und daraus eine gemeinsame Passung abgeleitet wird, auch wenn diese möglicherweise nur aus einer Perspektive hergestellt wird. Damit werden Bedingungen benannt und hervorgehoben, die für das Gelingen oder Scheitern bedeutsam sind. Handlungsweisen, die offene Interaktionsräume ermöglichen und gegenseitige Wertschätzung fördern, werden besonders hervorgehoben. Um die Hilfen zu erhalten, d.h. das Gelingen zu fördern, werden unterschiedliche Strategien benannt bzw. implizit thematisiert.

(6) *Strategien, Hilfen aufrecht zu erhalten.* Die Interaktion zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden zeichnet sich durch eine komplexe Struktur von Handlungsweisen und Prozessen aus, die nicht nur die Kommunikationsdynamik prägen, sondern auch tiefe Einblicke in individuelle Bedürfnisse und Erfahrungen gewähren. Im Mittelpunkt dieses Diskurses stehen vor allem handlungsleitende Überlegungen zur Konstituierung, Aufrechterhaltung und Festigung von Hilfebeziehungen.

Abwehr in der Interaktion manifestiert sich in zwei Richtungen – zum einen, wenn der Bedarf an Hilfe begrenzt erscheint, zum anderen, wenn die Fähigkeit, Hilfe zu leisten, eingeschränkt ist. Eine wesentliche Überlegung besteht darin, dass in Hilfebeziehungen ein sensibles Gleichgewicht zwischen dem Streben nach Autonomie und der Inanspruchnahme gemeinschaftlicher Unterstützung gewahrt werden muss. In Situationen, in denen die individuelle Handlungsfähigkeit zur Hilfeleistung eingeschränkt ist, erweist sich die Offenlegung der eigenen Verletzlichkeit als bedeutsam. Durch eine transparente Kommunikation dieser Grenzen können handlungsleitende Grundlagen für eine unterstützende Interaktion gelegt werden. Die strategische Ausrichtung liegt dabei in der kollaborativen Suche nach Lösungsansätzen, die die individuellen Fähigkeiten, Ressourcen und Bedürfnissen berücksichtigen.

Die Herstellung von Beziehungen in der Interaktion erhält im Kontext von Hilfebeziehungen eine herausragende Bedeutung. Ein strategischer Ansatz be-

steht darin, Hierarchien und Rollen bewusst aufzubrechen, um eine gleichberechtigte (keine vermeintliche Reziprozität!) Dynamik zu fördern, die auf gegenseitigem Respekt und Verständnis basiert. Die Reflexion biografischer Selbstverständlichkeiten wird so zu einer strategischen Handlungsweise, um die Beziehungsebene zu vertiefen und den wechselseitigen Austausch zu bereichern.

Biografische Veränderungen werden in dieser Perspektive als eine Dynamik betrachtet, die im Rahmen interaktiver Erfahrungen gedeutet wird. Die Bereicherung der eigenen interaktiven Erfahrungen wirkt handlungsleitend als Ressource zur Stärkung der Hilfebeziehung. Es geht darum, die Fähigkeit zur strategischen Aneignung und Nutzung eigener Handlungsspielräume zu entwickeln, zu lernen und der Beziehungsdynamik anzupassen.

5.4. Das transformative Potenzial biografisch begründeter Hilfekonzepte

Die bisher rekonstruierten Ergebnisse zeigen, dass biografisch begründete Hilfekonzepte Orientierung in Hilfebeziehungen geben und zugleich Anlass für Reflexion und Veränderung bieten. Insbesondere Grenzerfahrungen und die sozialräumlichen Kontexte, in denen diese Beziehungen eingebettet sind, spielen eine zentrale Rolle. Hierbei bietet sich auch der Begriff der Arena an, wie ihn bspw. Adele Clarke (2012) in der Situationsanalyse als analytisches Werkzeug verwendet, um die Komplexität zu erfassen: Arenen sind soziale Felder, in denen Akteure, Diskurse und Praktiken aufeinandertreffen, Konflikte erzeugen und Aushandlungen stattfinden (vgl. Clarke 2012).

Grenzerfahrungen als Bildungschance

Grenzerfahrungen bilden zentrale Prozesse als Entwicklung und Anpassung von Hilfebeziehungen. Sie entstehen dort, wo auf biografisch begründete Strategien oder habitualisierte Muster auf die Anforderungen spezifischer Situationen nicht mehr angemessen reagiert werden kann. In den Erzählungen von Frau Jäger zeigt sich, wie ihre Rolle als Hilfebietende in der Beziehung zu Elsa Groß an ihre Belastungsgrenzen stößt. Die Nähe in der Nachbarschaft, die normative Verpflichtungen erzeugt, führt dazu, dass Frau Jäger Verantwortung übernimmt, die sie weder vollständig tragen noch delegieren kann. Hier bietet auch Paulo Freires Konzept der *conscientização* (1984) eine wertvolle Perspektive. Aus dieser Perspektive entstehen Bildung und Transformation, wenn Grenzerfahrungen aktiv reflektiert werden. Frau Jäger hat gelernt, ihre biografischen Muster – geprägt durch frühere Sorgeerfahrungen – kritisch zu hinterfragen. Diese Reflexion ermöglicht es ihr, sich aus der Überforderung zu lösen und neue Formen der Beziehungsgestaltung zu erproben. Freire betont, dass

diese Bewusstwerdung vor allem in kollektiven Prozessen verankert ist (ebd.). In Frau Jägers Fall wird dies besonders deutlich, da ihre Grenzerfahrungen im Hilfepaarinterview gemeinsam als Möglichkeiten als auch Einschränkungen interpretiert wurden.

Sozialräume als Arenen der Aushandlung

Hilfebeziehungen sind eingebettet in sozialräumliche Arenen, die als (eher unsichtbare) Räume der Aushandlung dienen. Diese Perspektive fokussiert die komplexen Wechselwirkungen in den narrativen Erzählungen. In Frau Jägers Nachbarschaft wird die Nähe zu Elsa Groß zur Verpflichtung, die durch kulturelle Erwartungen und strukturelle Lücken gezeichnet ist. Diese Arena bietet keine ausreichenden Ressourcen, um die Verantwortung zu teilen. Gleichzeitig zeigt die Rekonstruktion von Herrn Häfner-Meier, wie institutionelle Arenen, beispielsweise durch Zugang zu professioneller Unterstützung, Handlungsspielräume eröffnen können und Arenen zu Aushandlungsräumen werden, die durch soziale Interaktionen gestaltet und transformiert werden.

Bildungsgelegenheiten in Hilfebeziehungen

Die Auseinandersetzung mit Spannungsfeldern und Grenzerfahrungen zeigt, dass Bildung in Hilfebeziehungen nicht linear verläuft und sich als solche auch nicht interpretieren lässt, sondern sich in situativen und relationalen Prozessen zeigt, indem Frau Alt ihre Care-Rolle gegenüber Frau Bachmann reflektiert und beginnt, ihre Verantwortung neu zu definieren. Diese Reflexion entsteht in der Interaktion mit Frau Bachmann und den Anforderungen einer sozialen hilferelevanten Arena, in der sie agieren. Bildung wird hier als eine dynamische Bewegung sichtbar, die auch relationale Dimensionen umfasst.

In den Hilfepaargesprächen zeigt sich außerdem, wie narrative Praktiken zur Co-Konstruktion von Reflexionsräumen beitragen können, indem Hilfesuchende und Hilfebietende ihre Erzählungen teilen und über Hilfesituationen sprechen, von denen sie nicht unmittelbar betroffen sind. Dabei entsteht ein gemeinsames Verständnis ihrer Beziehung und der Herausforderungen, die diese prägen. Diese narrativen Arenen bieten die Gelegenheiten, bestehende Hilfeverständnisse zu hinterfragen und alternative Strategien zu entwickeln, die nicht unbedingt ihre eigenen Erfahrungen sein müssen, aber die als Geschichten fungieren, um über sich selbst sprechen zu können.

Hilfearenen als Räume für transformatives Potenzial

Die Idee sozialer Arenen bietet eine Perspektive, in der Transformation nicht isoliert, sondern in Wechselwirkung mit sozialen, räumlichen und institutionellen Bedingungen gedacht wird. Hilfebeziehungen werden zu Arenen, in denen Normen, Rollen und Erwartungen neu verhandelt werden können. Die Erzählungen zeigen, dass solche Aushandlungsprozesse nicht immer erfolgreich verlaufen, aber dennoch transformative Potenziale freisetzen können.

In der Nachbarschaft von Frau Jäger zeigt sich beispielhaft, wie die Überforderung in der Beziehung zu Elsa Groß sie dazu zwingt, ihre Rolle als Hilfebietende kritisch zu hinterfragen. Diese Grenzerfahrung eröffnet das Potenzial für eine Neugestaltung der Beziehung, indem sie Frau Jäger dazu bringt, ihre Belastungsgrenzen deutlicher zu formulieren und alternative Strategien zu entwickeln. Gleichzeitig werden hier strukturelle Lücken und normative Zwänge sichtbar, die Verantwortung einseitig zuschreiben und wenig Spielraum für Entlastung bieten, wenn Hilfeprozesse nicht linear verlaufen und oft von Ambivalenzen geprägt ist. Dennoch liegt in diesen Hilfearenen ein erhebliches Potenzial für Bildungsgelegenheiten: dort, wo Grenzen reflektiert und neue Strategien ausprobiert werden, die über die konkrete Beziehung hinauswirken.

Fazit

Die Rekonstruktion sozialer Hilfearenen zeigt, dass die transformativen Potenziale durch Grenzerfahrungen, Reflexion und Aushandlung freigesetzt werden können. Ambivalenzen, wie die gleichzeitige Möglichkeit von Solidarität und Überforderung oder von Anerkennung und Stigmatisierung, prägen die Dynamik solcher Arenen. In ihnen eröffnen sich jedoch Gelegenheiten zur Weiterentwicklung individueller Rollen und solidarischer Beziehungen, sozialer und institutioneller Bedingungen, auch um Konzepte von Hilfe und Care zu überdenken. Wenn sozialräumlich organisierte Hilfeangebote und Hilfebedarfe sich (auf verschiedenen Ebenen) an der Struktur der Hilferäume/Arenen der Nachbarschaftshilfen orientieren, dürfen sie sich nicht auf die funktionalen und territorialen Gegebenheiten reduzieren, um eine verlässliche Hilfe zu ermöglichen, sondern müssen sich auf die hier dargestellte Komplexität einlassen, die sich in den Spannungsfeldern und Widersprüchen zeigt, die neue Handlungsoptionen erst sichtbar macht und bestehende normative und strukturelle Rahmen kritisch hinterfragt. Nur so ist es überhaupt möglich, das transformative Potenzial der Hilfebeziehungen hervorzubringen, zu nutzen und nachhaltig weiter zu entwickeln.

Das nächste Kapitel greift diese Erkenntnisse auf, indem es die Dynamik triadischer Konstellationen im Hilfspaargespräch in den Fokus nimmt. Die Einbindung der forschenden oder vermittelnden Person eröffnet neue Perspektiven auf die Beziehungsgestaltung und macht zusätzliche Spannungsfelder und Reflexionsmöglichkeiten sichtbar. Dieser triadische Blick erlaubt es, die bereits erarbeiteten sozialräumlichen und bildungsrelevanten Potenziale weiter zu schärfen: Wie beeinflusst die dritte Person die Interaktion zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden? Welche neuen Handlungs- und Reflexionsräume entstehen dadurch? Im Mittelpunkt steht das Hilfspaargespräch als analytisches Werkzeug, das als ein Raum verstanden werden kann, in dem die Dynamiken von Hilfebeziehungen noch deutlicher zutage treten und die transformative Kraft solcher Interaktionen erweitert wird.

6. Das Hilfepaargespräch als triadische Konstellation

Die bisherigen Analysen haben gezeigt, wie biografische Orientierungsmuster, sozialräumliche Aushandlungs- und Passungskontexte und bildungsrelevante Grenzerfahrungen die Dynamik von Hilfebeziehungen prägen. Das Hilfepaarinterview oder -gespräch dient in erster Linie dazu, die Interessen der forschenden Person zu bedienen und dabei Spannungsfelder sowie Aushandlungsprozesse in dyadischen Beziehungen zwischen hilfesuchenden und hilfebietenden Personen zu identifizieren, die transformative Potenziale freisetzen können. Es fungiert dabei als Arena, in der nicht nur Rollen, Erwartungen und Strategien verhandelt werden, sondern auch sozialräumliche und bildungsrelevante Aspekte rekonstruiert werden können. Die dritte Person beeinflusst die Aushandlung der Beziehung nicht nur durch ihre eigene Rolle, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie Kommunikation strukturiert und Reflexion anstößt.

In Anlehnung an Arnulf Deppermann (2013) ist es sinnvoll, Interviews immer als Interaktionsgeschehen zu betrachten, in dem eine „gemeinsame Herstellung von Wirklichkeit“ (Deppermann 2013) stattfindet. Denn in Interviews wird wechselseitig aufeinander Bezug genommen, es werden zugeschriebene Interessen und Erwartungen geäußert und es findet eine gemeinsame Herstellung von Sinn statt. Somit stellt die Interviewsituation eine gemeinsame Konstruktionsleistung der Beteiligten dar, die Deppermann folgend zur exakten Rekonstruktion des Materials mittels einer Analyse sehr genau transkribierter Interaktionen vollzogen werden muss (vgl. ebd.). Da ich davon ausgehe, dass Interagieren, Reagieren und Aushandeln immer kontextbezogen, situativ und mit der Orientierung am subjektiven Hilfekonzept erfolgen, griff ich bei der Rekonstruktion und Analyse auf einfache Transkripte zurück, ergänzte diese aber durch ethnografische Notizen und stützte mich vermehrt auf das Nachhören der Audiodateien. Das Hilfepaargespräch selbst als spezielle Interviewform dient dazu, zu zeigen, wie die triadische Konstellation als Reflexionsraum genutzt wird, in dem Bedürfnisse artikuliert, Rollen neu ausgehandelt und Handlungsspielräume erweitert werden können.

Ziel dieses Kapitels ist es, die Dynamik triadischer Konstellationen zu analysieren und dabei zentrale Forschungsfragen zu beantworten. Erstens wird untersucht, wie die forschende oder vermittelnde Person die Beziehungsgestaltung zwischen hilfesuchender und hilfebietender Person beeinflusst. Zweitens geht es um die Frage, welche Strategien die Beteiligten entwickeln, um Spannungen und Widersprüche im Gespräch zu bearbeiten. Drittens richtet sich der Blick darauf, wie die räumlichen Bedingungen des Hilfepaargesprächs, wie institutionelle Rahmen, physische Nähe oder die soziale Dynamik zwischen den Beteiligten, die Aushandlung von Rollen, Erwartungen und Bedürfnissen

prägen. Schließlich wird gefragt, inwiefern triadische Interaktionen im Hilfepaargespräch Lern- und Reflexionsprozesse fördern, die den Beteiligten ermöglichen, ihre Handlungskompetenzen zu erweitern und bestehende Hilfe- und Care-Verständnisse kritisch zu hinterfragen.

Das Kapitel beginnt mit der methodischen Einordnung des Hilfepaargesprächs und seiner Bedeutung als Gesprächsformat (6.1). Es folgt eine detaillierte Analyse der drei beteiligten Rollen: hilfeschender Person (6.2.1), hilfebietender Person (6.2.2) und forschender/vermittelnder Person (6.2.3) und der Beziehungskonstellationen, die aus dieser Interaktion entstehen (6.3). Abschließend wird reflektiert, welches transformative Potenzial diese triadischen Konstellationen auf sozialräumlicher, bildungsrelevanter und interaktionaler Ebene entfalten können (6.4).

6.1 Das Hilfepaargespräch

Die Analyse von Interaktionen bildet einen zentralen Ansatzpunkt dieser Arbeit, da sie Aufschluss darüber gibt, wie die Beteiligten in Gesprächssituationen miteinander agieren, ihre Rollen gestalten und aufeinander reagieren. Diese Gesprächssituationen sind gezielt durch meine Rolle als Interviewerin oder forschende Person gesteuert und methodisch durch einen Leitfaden strukturiert. Dadurch unterscheiden sie sich bewusst von einer rein beobachtenden Teilnahme, da sie nicht nur meine situative Interpretation, sondern auch die Reflexion und Aushandlung der Beteiligten aus ihrer Perspektive erfassen. Ziel dieser Vorgehensweise ist es, die Dynamik der Interaktionen zu verstehen und die Prozesse der gemeinsamen Sinnkonstruktion genauer zu rekonstruieren. Der Gegenstand des Interviews wird in einen intersubjektiven Aushandlungsprozess eingebettet, der durch die Anwesenheit einer dritten Person eine zusätzliche Komplexität erhält. Die Interaktionsmuster erweitern sich damit um eine weitere Dimension, da die Interessen und Perspektiven dieser zusätzlichen Instanz aktiv in die Dynamik des Gesprächs einfließen.

Für diese Arbeit ist es zudem bedeutsam, dass ich als Forscherin und Interviewende bewusst auf zu strukturiertes Fragen verzichtet habe, um den interaktiven Charakter der Gespräche zu betonen. Einerseits brachte ich mich aktiv als Gesprächspartnerin ein, andererseits wurde ich auch von den Beteiligten als solche adressiert. Meine Rolle reichte dabei weit über die einer Interviewerin hinaus: Ich wurde nicht nur als Gesprächspartnerin wahrgenommen, die Forschungsmaterial sucht („Hilfesuchende“), sondern auch als potenziell Engagierte, der eine aktive Unterstützung wie Fahrdienste oder Einkäufe zuge-
traut wurde, sowie als Professionelle mit möglichem Zugang zu institutionellen Hilfeinitiativen, politischen Entscheidungstragenden oder anderen Akteur:innen im Hilfenetzwerk der Beteiligten.

Die multiplen Zuschreibungen verdeutlichen, dass das Hilfepaargespräch nicht nur eine Erhebungssituation ist, sondern ein komplexer sozialer Interaktionsraum. Dieser Raum wird durch die triadische Konstellation geprägt, in der hilfeschuchende/hochaltrige Personen, hilfebietende/engagierte Personen und die forschende/vermittelnde Person interagieren. Die Analyse betrachtet das Hilfepaargespräch als soziale Arena, in der Perspektiven, Interessen und Machtverhältnisse zusammenwirken. Dieses Gespräch aus drei Beteiligten bildet einen relationalen Raum und die forschende Person, zugleich Sozialarbeiterin, nimmt eine aktive Rolle ein: Sie interveniert, moderiert, steuert und bringt eigene professionelle Anliegen und Gestaltungsbedürfnisse ein, was die Art und Weise, wie Hilfesuchende und Hilfebietende ihre Beziehung zueinander artikulieren und reflektieren können, beeinflusst. Ein solcher Raum ist dabei stets eingebettet in institutionelle und sozialräumliche Kontexte, die die Möglichkeiten und Grenzen der Interaktion mitbestimmen. Die Perspektive auf das Hilfepaargespräch als sozialer Raum eröffnet daher die Möglichkeit, die Wechselwirkungen zwischen individuellen Bedürfnissen, sozialräumlichen Bedingungen und vor allem den professionellen Zielsetzungen Sozialer Arbeit genauer zu analysieren und zu rekonstruieren.

Dieser Zusammenhang ergibt sich, da die Person „Forscherin“ und „Sozialarbeiterin“ als eine Person auftritt, die explizit und aktiv als Forscherin agiert und implizit ab und zu als Sozialarbeiterin reagiert und adressiert wird. Hier vermischen sich diese beiden Rollen.

Der Unterschied zwischen den beiden Rollen kann wie folgt beschrieben werden: Die Forscherin hat die Möglichkeit, primär zu beobachten und gezielt nachzufragen, ohne direkt intervenieren zu müssen, wie es von einer Sozialarbeiterin erwartet würde. Gleichzeitig trägt sie jedoch die Verantwortung, die Reproduktion von Ungleichheiten oder Zuschreibungen zu vermeiden, indem sie ihre eigene Position und Handlungen kritisch reflektiert. Beiden Rollen gemeinsam ist die Grundannahme, dass die Hilfebeziehung problematisch und von Krisen geprägt sein kann. Dabei geht es jedoch nicht in erster Linie um eine Normalisierungspraxis, sondern vielmehr um das Erkennen einer unausgeglichenen Machtbalance, die den Interessen der Beteiligten oftmals nicht gerecht wird.

Bereits zu Beginn der Vereinbarung des Hilfepaargesprächs zeigte sich, dass die Beteiligten der Hilfebeziehungen, die zu einem Interview bereit waren, auch gleichzeitig bereit sein mussten, ihre Hilfebeziehung darzustellen und gemeinsam aufzutreten. Im Gegensatz dazu war es bei den Hilfebeziehungen, die die Beteiligten schon als krisenhaft beschrieben haben, nicht möglich, ein Dreiergespräch zu führen oder den Erhebungsprozess zu beginnen. Um diese Dreierbeziehung als eine gemeinsame Konstruktionsleistung von drei Personen in einem *triadischen Handeln* zu betrachten, bediene ich mich dem Modell der Triade in einem soziologischen Sinn. *Triadisches Denken* hat einen konzeptionellen Hintergrund in der Beratung und Supervision, bietet aber auch

als Analyseverfahren reflexive Möglichkeiten (Busse/Tietel 2018). Bereits Georg Simmel hat ein Konzept der Vergesellschaftung ausgearbeitet, in dem eine dritte Person oder Instanz Gesellschaft erst ermöglicht, zur Destabilisierung und zum Konflikt beiträgt oder aber zur Schlichtung und Einigung beiträgt (vgl. Bröckling 2010: 166). Darin wird deutlich, dass in einer Interaktion zwischen zwei Personen Strategien zum eigenen Vorteil oder Einfluss gegenüber dem Gegenüber entwickelt werden. In einer Dreierkonstellation ist entscheidend, welche Kooperationen oder Allianzen zu zweit eingegangen werden (ebd.). Im Falle von Hilfebeziehungen ist hier vor allem der Einfluss einer jeweils dritten Instanz von Interesse. Dies können Angehörige, Personen aus der Gemeinde, Nachbarschaft oder dem Stadtteil sein, aber auch Organisationen wie Verwaltung, Vereine oder Gesundheitsangebote. So zeigt sich z.B. in einem der Hilfepaargespräche, wie die Hilfebietende Frau Wagner eine Allianz mit der Apothekenmitarbeiterin eingeht und ihr mehr vertraut als den Erfahrungen, die die Hilfesuchende Frau Hofmann mit ihren Medikamenten hat.

Die Entscheidungen, die in dieser triadisch-räumlichen Formationsperspektive getroffen werden, sind auch abhängig vom Kontext der Hilfe (Format, Rolle, Beziehungscharakter) und von der Orientierung an biografisch begründeten Konzepten, also subjektiven Hilfeverständnissen, das letztlich ausgehandelt werden, die sich in verschiedenen Interessen und Motiven widerspiegeln und die die eigene Gestaltung fokussieren. Dass das Gelingen letztlich auch von der Konstellation einer weiteren „dritten“ Instanz beeinflusst wird, zeigt sich in der Analyse der Triade, denn erst sie ermöglicht einen Blick über das hinaus, was vielleicht als privat adressiert wird. Eine ermächtigende Perspektive nach den Möglichkeiten, Eigensinn, Selbstwirksamkeit, Selbststeuerung in ihren Grenzen zu bearbeiten, bietet schließlich die professionelle Perspektive auf die Hilfebeziehung. Hier zeigt sich letztlich auch das Dilemma: die Aushandlungsbasis mit Perspektive auf die Interessen der Adressat:innen ist in dieser Konstellation schwierig, da Soziale Arbeit für beide Typen und Rollen gleichermaßen zuständig ist. Hier stellt sich die Frage, wessen Interessen also vertreten werden und wer mit welchen Anliegen in welcher Rolle adressiert wird.

Dieser Zusammenhang verdeutlicht, dass die Rollen der „Forscherin“ und „Sozialarbeiterin“ in einem größeren sozialräumlichen Kontext verortet werden müssen. In der Hilfebeziehung steht zwar primär die Person im Fokus, die Hilfe benötigt, doch ebenso bedeutsam sind die Bedürfnisse und Interessen der hilfebietenden Person, die sich engagiert und die Beziehung aktiv gestaltet. Die Dynamik dieser Beziehung wird zudem durch den sozialräumlichen Rahmen beeinflusst, der vorgibt, welche Ressourcen, Strukturen und Unterstützungsangebote vorhanden oder eben nicht vorhanden sind. Diese erweiterte Analyse zeigt wieder, dass die Hilfebeziehungen eben Teil eines erweiterten Hilfesystems sind, das jedoch häufig so lückenhaft ist, dass Hilfebietende oftmals Auf-

gaben und Verantwortlichkeiten übernehmen müssen, die weder durch administrative noch durch sozialpolitische Fürsorgekonzepte gedeckt sind. Dadurch entsteht eine Schieflage, in der diejenigen, die in dieser Hierarchie der Hilfen „unten“ stehen, die Last unerfüllter systemisch bedingter Aufgaben tragen – ein Zustand, der weder nachhaltig noch gerecht ist, und der Auswirkungen auf die professionelle Stabilität und Qualität von Fürsorge hat.⁴¹

Diese Problematik verweist auch auf die bildungsrelevanten Potenziale solcher Konstellationen: Hilfebeziehungen, wie sie in diesem Kontext rekonstruiert werden, eröffnen Möglichkeiten für Lern- und Reflexionsprozesse. Sowohl Hilfesuchende als auch Hilfebietende können und müssen aus der gemeinsamen Auseinandersetzung mit der ungleichen Verteilung von Verantwortung und Sorge neue Strategien entwickeln, um mit diesen Herausforderungen umzugehen. Die Rolle der Forscherin, die als dritte Person diese Dynamiken beobachtet und moderiert, wird dabei selbst zu einem Bestandteil des reflexiven Raums. Die forschende Person als dritte Person in der Triade bezeichne ich zusätzlich als vermittelnde Person, da ich diesen Typus auf einer anderen Betrachtungsebene gemeinsam analysiere und reflektiere.

Erste und zweite Person der Hilfebeziehung werden auch in der triadischen Konstruktion von der Hilfesuchenden und der Hilfebietenden besetzt. Um auch die gesellschaftliche Bedeutung von Hilfe, Sorge und Care in dieser Perspektive mitzudenken, werde ich die Hilfesuchenden zusätzlich als hochaltrig bezeichnen, da dies ein wichtiges gemeinsames Merkmal darstellt. Die Hilfebietenden bezeichne ich auch als Engagierte, da das solidarische Engagement für diese Rolle bezeichnend ist.

So arbeitete ich heraus, dass sich jede der drei Personen im Hilfefaaergespräch mit folgenden Aspekten auseinandersetzt: mit dem eigenen Hilfebedarf und –angebot, mit der Herausforderung der Rolle(nanrufung) und mit der Strategie zur Aufrechterhaltung und zur Sicherung der Hilfe(beziehung). Das bedeutet, dass es im Kern der Analyse nicht um die normative Ausrichtung des Erhalts der Hilfe gehen soll, sondern um den von allen drei gemeinsam konstruierten Hilfegegenstand, der die Grundlage für die Hilfebeziehung, aber auch für das Hilfefaaergespräch darstellt. Aus der Kombination von Hilfebedarf

⁴¹ Jens Vogler et al. (2023) untersuchten die unterschiedlichen Selbstverständnisse von professionellen Sozialarbeiter:innen und freiwillig Engagierten. Sie betonen, dass beide Gruppen unterschiedliche Rollen und Selbstverständnisse haben, die jedoch in der Praxis eng miteinander verflochten sind und dass die Zusammenarbeit dieser Akteure sowohl Chancen als auch Herausforderungen birgt, insbesondere in Bezug auf die Rollenklärung und die gemeinsame Zielsetzung in der Unterstützung von Geflüchteten. Dabei plädieren sie für eine bewusste Reflexion dieser Dynamiken, um Synergien zu nutzen und potenzielle Konflikte zu minimieren. Während ihr Fokus auf der Sozialen Arbeit liegt, lassen sich die Überlegungen auch auf Pflege- und Sorgesettings übertragen. Gerade in der Unterstützung hilfesuchender Menschen sind ähnliche Herausforderungen zu beobachten, insbesondere in der Gestaltung von Hilfebeziehungen und der Frage nach Verantwortung, Nähe und Abgrenzung (vgl. Vogler et al. 2023: 45f.).

und Hilfeangebot – also dem, was die Beteiligten in die Hilfebeziehung investieren möchten, den Erwartungen und Hoffnungen⁴², die sie damit verknüpfen, und den fortlaufenden Aushandlungsprozessen in der sozialen Interaktion – entsteht ein *subjektiver interessensgeleiteter Aushandlungsgegenstand* für die beteiligten Personen. Diese Kategorien werden in den ersten drei Unterkapiteln für die jeweilige Rolle beschrieben.

In den weiteren Kapiteln werden die Beziehungsperspektiven analysiert, die sich aus den verschiedenen Kombinationen der Beteiligten im Hilfspaar-gespräch ergeben. Dabei treten die kooperativen Strategien gegenüber dritter Akteure und Ansätze zur Bearbeitung der gemeinsamen Aufgabe in den Vordergrund. Eine triadische Analyse eröffnet zudem die Möglichkeit, Herausforderungen und Spannungsfelder sichtbar zu machen, die Hilfeleistungen an ihre Grenzen bringen oder die Hilfebeziehung selbst gefährden können. Wie bereits in den vorhergehenden Kapiteln herausgearbeitet, spielen Handlungsweisen zur Aufrechterhaltung der Hilfe eine zentrale Rolle. Diese basieren auf einem Verständnis von Passung, das sowohl im interaktionalen als auch im sozial-räumlichen Kontext hergestellt werden muss. Auch die Art der Aushandlungs-räume – sei es eine Nachbarschaft, ein institutioneller Rahmen oder das Gespräch selbst – prägen die Möglichkeiten und Grenzen der Beziehungsgestaltung.

Zudem wird auf die bildungsrelevanten Potenziale der triadischen Konstellation eingegangen. Die Interaktion im Hilfspaar-gespräch beleuchtet Lern-räume für die Entwicklung neuer Strategien und Perspektiven. Diese Reflexionsprozesse eröffnen Ansätze für transformative Potenziale individueller und gemeinschaftlicher Hilfeverständnisse.

⁴² Der Begriff der Hoffnung spielt bei Ernst Bloch (1959b) eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Veränderung und transformativen Gestaltungsmöglichkeiten. Bloch beschreibt Hoffnung nicht als passives Warten auf eine bessere Zukunft, sondern als aktiven, gestaltenden Prozess, der auf das „Noch-Nicht-Sein“ gerichtet ist. Hoffnung ist demnach eine treibende Kraft, die Veränderung denkbar macht und eine kritische Haltung gegenüber dem Bestehenden fördert (vgl. Bloch 1959b). Im Kontext sozialräumlicher Hilfebeziehungen kann Hoffnung als motivierende Grundlage für transformatives Gestalten verstanden werden: in der reflexiven Auseinandersetzung mit bestehenden Strukturen oder in der praktischen Eröffnung neuer sozialer Räume.

6.2 Beteiligte Personen im Hilfepaargespräch

6.2.1 Die hilfeschuchende und hochaltrige Person

Ohne den Bedarf der hilfeschuchenden Person bräuchte es die Hilfebeziehung nicht. Folgerichtig stehen ihr Anliegen und ihr Bedarf im Mittelpunkt. Die hilfeschuchende Person sucht eine auf sie zugeschnittene Alltagshilfe. Dass alle von mir interviewten Hilfeschuchenden bereits als hochaltrig bezeichnet werden, ist ein Umstand, der mir erst in der Auswertung explizit aufgefallen ist. Deshalb werden sie hier auch neben der Kategorie der Hilfesuche auch die Kategorie der Hochaltrigkeit zugeschrieben.

Die bereits herausgearbeitete Passgenauigkeit bezieht sich nicht ausschließlich auf die Art der Hilfe, sondern umfasst verschiedene zentrale Aspekte, die die Hilfebeziehung prägen. Erstens betrifft dies das Format der Hilfesituation, das sich dynamisch verändern kann und dessen Anpassung in die Beurteilung der Passung einfließen muss. Zweitens spielt das biografisch geprägte Hilfekonzzept eine wesentliche Rolle, das die Beteiligten in die Beziehung einbringen. Drittens beeinflusst die soziale Interaktionsebene maßgeblich den Aushandlungsmodus und die Gestaltung der Hilfe.

So wird zunächst deutlich, dass die Passung der Hilfe nicht allein durch die initiale Bedarfserhebung bestimmt wird, sondern sich erst im Verlauf der Hilfebeziehung herauskristallisiert. Die tatsächliche Wirksamkeit der Unterstützung wird demnach nicht nur durch die ursprüngliche Bedarfserfassung, sondern vor allem durch die Erfahrungen innerhalb der konkreten Hilfesituation sichtbar und kann entsprechend angepasst oder neu ausgehandelt werden.

Hilfebedarfe werden also immer in einem größeren Kontext entschieden, der sich durch die Veränderung der Hilfebeziehung auch verändern kann. Gleiches gilt für die Perspektive auf die eigenen Hilfekonzeppte, die ebenfalls Entscheidungen beeinflussen, hier insbesondere unterschiedliche hierarchische Orientierungen, wer wie hilft, und die selbst Veränderungen unterliegen und kontextabhängig sind.

Ebenso ist entscheidend, dass Passung auch vom „Sozialen“, von gesellschaftlichen Erwartungen und Möglichkeiten abhängt. Das bedeutet, dass auch die Qualität der Aushandlung, mit der Rollen und gemeinsame Beziehungen verhandelt werden, einen Einfluss darauf hat, ob die Hilfe passt oder nicht. So ist es nicht verwunderlich, dass eine Form der Passung aus der Sicht der Hilfeschuchenden auch davon abhängt, ob die Hilfebietenden Zeit und Ressourcen für diese Aushandlung von Bedarfen und die Auseinandersetzung mit ihren jeweiligen Konzeppten haben und damit Anerkennung und Wertschätzung nicht nur für eine Hilfeleistung, sondern auch die Hilfeschuchenden für einen Hilfebedarf erhalten.

Im Gegenzug bemühen sich die Hilfesuchenden oft darum, den Hilfebietenden eine Form der Anerkennung oder Wertschätzung zukommen zu lassen. Dies kann durch Dankbarkeit, Lob oder andere Zeichen der Wertschätzung für die geleistete Unterstützung und das Engagement geschehen. Eine Hilfebeziehung kann besonders dann profitieren, wenn es gelingt, im Alltag ausgleichende Gesten oder Angebote auszuhandeln, die beide Seiten als wertschätzend und unterstützend erleben.

Dies gelingt z.B. in der Hilfebeziehung von Frau Jäger und Frau Schu, da Frau Schu als Hilfesuchende auch die Möglichkeit hat, Frau Jäger Hilfen anzubieten. Auch wenn die Hilfebeziehung keineswegs reziprok wird, gibt es ausgleichende Mechanismen, da die Hilfebietenden zunächst selbst einen Bedarf anmelden, wenn sie Hilfe leisten wollen. Wirken diese Kompensationen nicht oder zu wenig, erhöht sich der Irritationsgrad. Dies ist insofern bedeutsam, als die Hilfebeziehung zu diesem Zeitpunkt keinen reziproken Charakter hat, sondern davon abhängt, ob jemand in der Lage ist, den Bedarf der Hilfesuchenden innerhalb dieser Bedingungen zu decken. Durch diese Verschiebung der Machtverhältnisse ist es umso wichtiger, dass Hilfesuchende ihren Bedarf so thematisieren können, dass er ihnen auch in diesem Abhängigkeitsverhältnis passt. Wenn die Passung nicht gegeben ist und sie es nicht aushalten können, weil sie es nicht ertragen, ausschließlich Hilfe zu empfangen und sich dabei ständig in der Schuld zu fühlen, entwickeln sie Strategien, um entweder die Passung herzustellen oder gänzlich auf Hilfe zu verzichten.

Es ist von zentraler Bedeutung, dass sich Hilfesuchende durch ihren Hilfebedarf möglicherweise beschämt oder stigmatisiert fühlen, auch selbst, wenn die Hilfebietenden ihnen dafür keinen Anlass geben. Diese Empfindung entsteht nicht zwingend durch das Verhalten der Hilfebietenden, sondern kann aus der eigenen Wahrnehmung der Hilfesituation resultieren. Dabei spielen auch konzeptionell relevante Erfahrungen eine Rolle, insbesondere wenn die Hilfesuchenden selbst bereits in der Rolle der Hilfebietenden waren oder sich mit dieser identifizieren können. Dies ist die entscheidende Herausforderung für die hilfesuchende Person besteht darin, mit dem eigenen Hilfebedarf umzugehen. Zur Passung gehört dabei auch die situative Entscheidung, ob und in welchem Maß dieser thematisiert wird. So kann die Dethematisierung des Hilfebedarfs eine Form des Stigmamanagements sein, wenn die hilfesuchende Person nicht über den Hilfebedarf sprechen will oder aus anderen Gründen nicht kann, sondern diesen in anderer Form – als „transversale Strategie“ (Kunstreich 2016) –, z.B. nonverbal kommuniziert. Die Dethematisierung des Hilfebedarfs ermöglicht es, die Unterstützung in den Alltag zu integrieren, ohne dass sie als stigmatisierend wahrgenommen wird.

Frau Schu muss z.B. ihren Hilfebedarf nicht formulieren, sondern kann im gemeinsamen Gespräch auf das Angebot von Frau Jäger zurückgreifen, für sie einzukaufen. Sie hat selbst Strategien entwickelt, um Frau Jäger durch eigenes Engagement zu unterstützen, was Frau Jäger nicht nur zulässt, sondern auch

für sich als Möglichkeit der Integration in die Dorfgemeinschaft entdeckt. Dieser Ausgleich gelingt beiden in dieser Hilfebeziehung.

Im anderen Fall kann die ständige Thematisierung der Hilfe ebenso herausfordernd sein, wenn es nicht möglich ist, sie mit der hilfebietenden Person auszuhandeln. Auch hier ist die Passung in der Hilfebeziehung eine entscheidende Komponente. Frau Bachmann versucht, keine weiteren Hilfen von Frau Alt einzufordern, was ihr kaum gelingt, da sie über kein weiteres Netzwerk verfügt, das unterstützend wirken könnte. Die Fragilität der Hilfebeziehungen hat auf der Mikroebene damit zu tun, dass die Hilfebeteiligten in sozialen Spannungsfeldern zurechtkommen müssen, die die Hilfen nicht absichern können. Auf der Mikroebene werden die fehlenden Hilfe-, Sorge- und Fürsorgestrukturen verhandelt und in subjektiven Aushandlungen reproduziert. Der ungedeckte Bedarf der Hilfesuchenden wird dabei durch solidarische Hilfeangebote zu decken versucht.

Grundsätzlich scheint es jedoch für die Aushandlung von Hilfen vorteilhaft zu sein, über Hilfen sprechen zu können und den jeweiligen Bedarf zu artikulieren. Frau Becker thematisiert diese Sprachfähigkeit im Zusammenhang mit Arztbesuchen, auf die sie sich gezielt vorbereitet. Sie hat festgestellt, dass diese Vorbereitung ihr mehr Möglichkeiten gibt, sich auf solche Situationen einzustellen und ihre Bedürfnisse effektiver zu kommunizieren. Aus diesem Bedarf und dem Angebot der hilfesuchenden Person und der damit verbundenen Herausforderung zeigt sich der subjektive interessensgeleitete Aushandlungsgegenstand in einem *Bedarf an passgenauer Hilfe im Spannungsfeld einer Gefahr der Stigmatisierung und einem potentiellen Hilfeentzug*.

Dieses Spannungsfeld verdeutlicht, dass Hilfesuchende bei der Thematisierung ihres Bedarfs strategisch abwägen müssen: Sollten sie ihre Bedürfnisse offenlegen und sich potenziell stigmatisierenden Zuschreibungen aussetzen, oder riskieren sie, die notwendige Hilfe nicht zu erhalten, wenn sie diese nicht explizit benennen? Eine mögliche Strategie, diesem Dilemma zu entkommen, besteht darin, sich am (begrenzten und ausgewählten) Angebot der Hilfebietenden zu orientieren und damit eine gemeinsame Passung herzustellen. Herr Schmidt verfolgt beispielsweise die Strategie, immer Hilfebedarfe für Frau Müller bereitzuhalten, obwohl er sie nicht benötigt oder in Anspruch nehmen möchte. Diese Vorgehensweise reflektiert weniger seinen eigenen Bedarf, sondern vielmehr die Idee seiner Kinder, überhaupt externe Hilfe zuzulassen. Auf diese Weise bleibt Frau Müller in die Hilfebeziehung eingebunden, auch wenn dies nicht direkt auf seine Bedürfnisse zurückzuführen ist. Im Gegenzug weist sie im Hilfepaargespräch darauf hin, dass die Entscheidungen über räumliche Aspekte der Hilfe bei Herrn Schmidt liegen. Ob es auch Treffen im Café oder gemeinsame Einkäufe gibt, liegt in seinem Ermessen. Das Abwägen dieser situativen Entscheidungen ist Teil der Handlungsweisen in Hilfeprozessen und zeigt sich als besonderes Interaktionspotenzial im gemeinsamen Hilfepaargespräch.

6.2.2 Die hilfebietende und engagierte Person

Wesentlich für die Stabilität und den Erhalt einer Hilfebeziehung ist die Rolle der hilfebietenden Person, die die Hilfe aktiv ausübt. Ihr Angebot umfasst in der Regel Alltagshilfen und, abhängig von ihrem individuellen Hilfeverständnis oder -konzept, auch darüberhinausgehende Unterstützungsleistungen. Diese Hilfen ermöglichen es den Hilfesuchenden oft, von anderen Hilfsangeboten, die sie nicht wünschen oder benötigen oder die ihnen verwehrt bleiben, unabhängiger zu werden.

Dass die Motivation und die Interessen der engagierten und solidarisch handelnden Menschen sehr vielfältig und auch unterschiedlich sind, wurde bereits ausführlich dargestellt. Während in sozialräumlich organisierten Hilfen finanzielle Ausgleichs, öffentliche Anerkennung oder gemeinschaftliche Aspekte weniger stark im Vordergrund stehen, können die Engagierten in diesem Kontext oft individuell entscheiden, wie sie die Beziehung gestalten und welche Hilfeleistungen sie tatsächlich erbringen möchten. Dies verdeutlicht, dass Anerkennung und Wertschätzung für ihre Arbeit zwar wichtig sind, die Motivation der Hilfebietenden jedoch in erster Linie auf biografische Entscheidungen zurückzuführen ist. Diese Entscheidungen stehen häufig in Verbindung mit zuvor gemachten Care-Erfahrungen und entwickelten Hilfskonzepten, die in Kombination mit situativen Ereignissen das Engagement prägen.

Wie bereits ausführlich dargelegt, spielen biografische bzw. biografisch begründete Einflüsse eine zentrale Rolle. Diese beeinflussen nicht nur die Entscheidung, sich zu engagieren, sondern auch die Art und Weise, wie Hilfebeziehungen gestaltet werden. Care-Erfahrungen, sei es in familiären oder nachbarschaftlichen Kontexten, dienen dabei als Grundlage für die Entwicklung individueller Hilfskonzepte. Diese erfordern jedoch auch entsprechende Ressourcen, die die hilfebietenden Personen mitbringen müssen, wie Zeit, Flexibilität und emotionale Belastbarkeit.

Die Aushandlung dieser Engagementformen wird auf verschiedenen sozialen Arenen verhandelt, wobei Kategorien des Ein- und Ausschlusses, wie sie in diesem Diskurs häufig eine Rolle spielen, in dieser Arbeit nur am Rande berücksichtigt werden. Für die vorliegende Analyse sind die hilfebietenden Personen diejenigen, die sich aktiv bei organisierten Hilfeinitiativen melden und ihre freien Ressourcen – insbesondere Zeit – zur Verfügung stellen, um konkrete Unterstützung zu leisten.

Die damit verbundenen biografischen Auslöser konzentrieren sich hier meist auf die Reduzierung der eigenen Aufgaben für andere, sei es im Beruf oder in der Familie, so dass Zeit und Raum für neue Sorgaufgaben entsteht. Die Hilfesuchenden überlegen jedoch sehr genau, was sie tun wollen und was nicht und auch, wie sie es tun wollen und wie nicht. So müssen auch sie immer wieder reflektieren, welche Hilfen für Hilfesuchende ihren eigenen Vorstel-

lungen entsprechen. Die Herausforderungen der Hilfebietenden in den Hilfebeziehungen zeigen sich in verschiedenen Modi der Überforderung und weiteren grenzbearbeitenden Situationen. Die zentralen Situationen beziehen sich auf:

(a) die Herausforderung, dass Hilfesuchende mehr Hilfe einfordern, Hilfebietende aber nicht mehr Hilfe anbieten wollen. Diese Situation findet sich bei Frau Alt, die nicht mehr als die vereinbarten Leistungen übernehmen will.

(b) Die Einsicht, dass nach dem Abbruch der Hilfebeziehung keine weitere Hilfe für die Hilfesuchenden zur Verfügung steht (insbesondere, wenn kein soziales Hilfenetz zur Verfügung steht und auch keine institutionell organisierte Hilfe mehr vorhanden ist). Auch hier ist Frau Alt zu nennen, die sich genau in diesem Dilemma befindet, da sie weiß, dass Frau Bachmann zunächst niemand mehr zur Verfügung steht, wenn sie die Hilfebeziehung beendet.

(c) Die Einhaltung bereits zugesagter Hilfen für die Hilfesuchenden. Dies ist auch für Frau Alt ein Problem, da sie die versprochene Hilfe auch leisten möchte.

(d) Die Wahrnehmung weiterer Bedarfe aus Sicht der Hilfesuchenden, die diese aber nicht wollen und nicht als Hilfebedarf wahrnehmen. Auch Frau Alt nimmt den höheren Bedarf sehr stark wahr und ist der Meinung, dass sie unbedingt mehr Unterstützung braucht. Hier ist aber auch Frau Müller zu nennen, die Herrn Schmidt viel mehr Hilfebedarf zuschreibt, als er tatsächlich braucht.

Der subjektiv interessengeleitete Aushandlungsgegenstand der Hilfebietenden wird durch ihr Angebot einer passgenauen Hilfe mit eigenem Gestaltungsrahmen bestimmt. So ist es auch für die Hilfebietenden von zentraler Bedeutung, dass die Passung des Engagements in erster Linie zur eigenen Lebensgestaltung und zum eigenen Alltag passt. Wenn die Hilfebietenden die Einkaufshilfe aus zeitökonomischen Gründen an einem bestimmten Tag neben vielen anderen Sorgaufgaben in ihren Alltag eingeplant haben, passt es weniger, wenn z.B. dieser vereinbarte Rahmen ständig verändert wird. Ebenso ist es für die Hilfesuchenden von Vorteil, wenn die gleichen Supermärkte aufgesucht werden, in denen auch für die Hilfesuchenden eingekauft wird, oder wenn gemeinsame Interessen bestehen, wie z.B. das Schachspielen mit Herrn Richter oder gemeinsame berufliche Erfahrungen wie mit Frau Hofer-Lutz. Wenn der Gestaltungswille⁴³ berücksichtigt wird, der den freiwillig Engagierten in den sozialpolitischen Engagementdiskursen oft nachgesagt wird, trägt dies zur Stabilität der Hilfebeziehung bei.

Die Strategie zur Aufrechterhaltung der Hilfebeziehung liegt jedoch, ähnlich wie bei den Hilfesuchenden, in der Anpassung an die Bedürfnisse der Hilfegebenden. So stehen auch die Hilfegebenden im Spannungsfeld, sich in erster Linie an ihren eigenen Gestaltungsvorstellungen zu orientieren, ohne dabei den Hilfebedarf des Hilfesuchenden aus den Augen zu verlieren. Je besser dies

⁴³ Gestaltungswille meint nicht nur die Gestaltung persönlicher Lebenssituationen, sondern geht weiter und bedeutet auch die Gestaltung von und Beteiligung an Strukturen und Gesellschaft.

zusammenpasst und je besser diese Spannungsfelder gemeinsam bearbeitet werden können, desto besser gelingt auch die Hilfebeziehung.

Im Hilfepaargespräch ist es meistens die hilfebietende Person, die den Termin dazu vereinbart und sich mit der hilfesuchenden Person abgesprochen hat. Sie hat hier in der Regel die organisatorische Stellvertreterrolle übernommen und steht in erster Linie als Ansprechperson zur Verfügung, hat aber auch das Vertrauen der hilfesuchenden Person erhalten, das gemeinsame Gespräch in die Wege zu leiten.

6.2.3 Die forschende und vermittelnde Person

Im Hilfepaargespräch übernehme ich als forschende Person die Rolle einer dritten Akteurin, die zwar aktiv am Gespräch beteiligt, jedoch nicht Teil des bisher analysierten Hilfepaares und seiner spezifischen Hilfesituation ist. In der Reflexion dieser Rolle wechsele ich analytisch in die Perspektive der dritten Person, um meine eigene Beteiligung kritisch zu beobachten und einzuordnen. Im weiteren Verlauf werde ich die forschende Person gemeinsam mit der vermittelnden Person typisieren, da beide in ihrer Funktion als externe Instanz vergleichbare, teilweise austauschbare Rollen in der Dynamik des Gesprächs einnehmen.

Die forschende Person nimmt eine wesentlich andere Rolle ein als die Hilfesuchenden und die Hilfebietenden mit ihrem eigenen Hilfeinteresse. Sie hat das Ziel, forschungsrelevante Fragen zu bearbeiten. Sie sucht nach Forschungsmaterial, das sich in den Hilfebeziehungen zeigt. Ihr Erkenntnisinteresse wird in erster Linie durch ihre Forschungsfragen bestimmt. Sie wird vom Hilfepaar als an deren Lebens- und Alltagswelt Interessierte angesprochen. Gleichzeitig übernimmt die forschende Person eine vermittelnde Rolle, die normalerweise nur zu Beginn einer Hilfebeziehung aktiv wahrgenommen wird. Doch allein durch die Thematisierung alltagsrelevanter Bezüge der Hilfen im Gespräch mit dem Hilfepaar entstehen Situationen, in denen die forschende Person als Moderatorin oder Mediatorin angesprochen wird. Diese zusätzliche Funktion, die ich als vermittelnd bezeichne, erweitert ihre Rolle im Gespräch und beeinflusst die Dynamik der Interaktion.

„HS: Also bei mir ist es so, dass ich noch angemeldet bin in dem Seniorenheim beim Friedhof, beim Diakon Kerner für Betreutes Wohnen. Aber dann habe ich gehört, dass die auch wieder aufgeschlagen haben. Und ich bin eigentlich noch gerne zuhause.

HB: Ja und das geht ja auch wirklich.

I: Es gibt ja noch viele andere Hilfen, denke ich, die man da auch in Anspruch nehmen kann.

HS: Wie ich einen Unfall mal hatte, hatte ich eine Putzhilfe von der Sozialstation hier.

I: Oder, also so Begleithilfen zum Arzt, das gibt es ja auch. Also bevor man in ein betreutes Wohnen geht, kann man ja noch viel anders auch tun.

HS: Ja und die Sozialstation, die würde einen auch zum Arzt begleiten, aber die haben sehr stolze Preise, sage ich mal.“ (int_bhl, 102-114)

In dieser Sequenz wird von Frau Becker antizipiert und abgewogen, dann wird zu dritt überlegt, welche Hilfen wohl für ein selbständiges Leben zu Hause noch möglich wären, bevor Frau Becker in ein Seniorenheim ziehen müsste. Ihr Hauptargument gegen weitere Hilfen sind finanzielle Belastungen, die auf sie zukommen. Die helfebietende und die forschende Person unterstützen hier Frau Becker in der Auseinandersetzung mit der Tatsache, dass sie möglicherweise weitere Hilfen benötigen wird. Es werden Vorschläge gemacht (Betreutes Wohnen, viele andere Hilfen, Putzhilfe, Begleitung zu Arztbesuchen etc.), die an eine Beratungssituation erinnern, in der Frau Becker ihre Situation reflektieren kann, aber auch Informationen durch die beratende Person gegeben werden. Mit der Aussage *„Es gibt ja noch viele andere Hilfen, denke ich, die man da auch in Anspruch nehmen kann.“* überschreite ich eine Grenze und bin nicht mehr nur in der Rolle der Forschenden. Dies ist ein Moment, in dem ich beginne, mein eigenes professionelles Wissen ins Spiel zu bringen, was dem Hilfepaargespräch eine andere Richtung gibt. Die Information für Frau Becker, die besagt, dass sie auch bei einem Einzug in ein Betreutes Wohnen ihre weiteren Leistungen selbst bezahlen muss und diese ja auch zu Hause erhalten könnte, hat zunächst nicht unmittelbar mit dem Forschungsinteresse zu tun. Hier fühlte ich mich als professionelle Sozialarbeiterin angesprochen und adressiert und intervenierte entsprechend.

Auch im Hilfepaargespräch von Herrn Schmidt und Frau Müller wird ein solches Phänomen sichtbar, als ich im gemeinsamen Gespräch wie folgt reagiere:

„Ja, ich mache halt viel eher die Erfahrung, dass gerade ältere Menschen dann sagen, ‚Also ich warte, bis ich gar nicht mehr zurechtkomme und dann gehe ich ins Heim.‘ Anstatt vorher eben, so wie Sie jetzt, zu sagen, ‚Komm, da könnte ich mir Hilfe holen, da könnte ich mir Hilfe holen und ich lebe einfach selbstbestimmter, ja.‘ Deswegen sind Sie da eigentlich ein gutes Beispiel.“ (int_sm, 495-500)

Hier berichte ich aus meiner professionellen Erfahrung mit anderen Menschen, die schön älter sind und Unterstützung suchen. Gleichzeitig versuche ich in dieser Situation, Herrn Schmidt in seiner Entscheidung, Hilfe in Anspruch zu nehmen, zu stärken, nicht ohne selbst eine Bewertung des selbständigen Wohnens vorzunehmen und das „Heim“ abzuwerten. Auch hier überschreite ich die analytische Grenze zwischen forschender und vermittelnder Person, da ich die Situation als eine wahrnehme, in der ich eine authentische subjektive Positionierung einnehme. In diesen Situationen ist es aus for-

schungsethischer Sicht angemessen, auf die Anliegen und Bedürfnisse der Betroffenen entsprechend zu reagieren und diese in das gemeinsame Hilfegespräch zu integrieren.

Daraus ergeben sich auch *zwei* forschungsleitende Interessen: zum einen Einblicke in die Lebenswelt und den Alltag der an der Hilfebeziehung Beteiligten für die Forschungsarbeit zu gewinnen, zum anderen Vermittlungs- und Moderationsaufgaben im Hilfepaargespräch abzuwägen. So gestaltet sich dieser Erhebungsprozess als gemeinsame Aushandlungs- und Konstruktionsleistung auch als Reflexionsmöglichkeit der Beteiligten in ihrer Rolle und damit der gemeinsamen Bearbeitung krisenhafter Herausforderungen. Gemeinsam sind dabei nicht nur die Bearbeitung des Spannungsfeldes von Forschung und Vermittlung, sondern auch die lebensweltlichen Thematisierungen der Hilfesuchenden (Auseinandersetzung mit dem Hilfebedarf) und der Hilfebietenden (Auseinandersetzung mit dem Hilfeangebot) sowie die Beziehungsarbeit als Hilfepaar (Herstellung von Passung). Die Prozesse des Forschens und des beratenden Handelns als Sozialarbeiterin schließen sich in dem Moment nicht aus, sondern können als transdisziplinäre Tätigkeiten verstanden werden, in denen die Forscherin und die Professionelle aus der Praxis in einer Person adressiert werden bzw. sich adressieren lassen. Geht man davon aus, dass die forschende/vermittelnde Person im Hilfepaargespräch primär als diejenige adressiert wird, die Informationen für die Forschung benötigt und der deshalb dieser gemeinsame Einblick in die Handlungspraxis der Hilfepaare gewährt wird, so kann mit dem Hinzutreten einer weiteren Rolle von einer *doppelten Adressierung der Interviewerin aus der Perspektive des Hilfepaares* gesprochen werden.

Ein weiteres Phänomen, das ebenfalls als doppelte Adressierung bezeichnet werden kann, aber in einem anderen Zusammenhang im Hilfepaargespräch steht, ist die Adressierung aus der Perspektive der Forscherin, deren Rollengestaltung sich als sehr herausfordernd erweist. Wird die forschende Person von beiden Beteiligten mit einem gemeinsamen Interesse adressiert, erhält sie ein gemeinsames Anliegen bzw. einen gemeinsamen Auftrag vom Hilfepaar. Anders verhält es sich, wenn eine der beiden an der Hilfebeziehung beteiligten Personen die forschende Person mit einem eigenen, von der anderen Person abweichenden Interesse anspricht und der subjektiv interessengeleitete Aushandlungsgegenstand unterschiedlich ist. Die Handlungsoptionen der forschenden/vermittelnden Person können dann zu einem Dilemma führen, da sie einerseits die hilfesuchende Person mit ihrem Bedarf und ebenso wie die hilfebietende Person mit ihrem Angebot adressieren muss. Kommt es in den geführten Hilfepaargesprächen zu Konflikten, kann die Forscherin versuchen, diese forschungsrelevant zu nutzen. Im gemeinsamen Hilfepaargespräch ist sie jedoch aus forschungsethischen Gründen gehalten, in einer vermittelnden Rolle moderierend einzugreifen. Explizite Konflikte, die ein solches Dilemma

auslösen, treten in den meisten gemeinsamen Hilfepaargesprächen nicht auf, da sich die Hilfepaare als gelingende Beziehungen darstellen.

Offensichtlicher stellt sich die Situation des Hilfepaars der Hilfesuchenden Frau Bachmann und der Hilfebietenden Frau Alt dar. Sowohl Frau Bachmann als auch Frau Alt können ihre Bedürfnisse in der Hilfebeziehung explizit äußern. Frau Bachmann erhält Unterstützung im Alltag bei der Pflege und bei Arztbesuchen, sie lässt sich von Frau Alt einkaufen und benötigt darüber hinaus eine Person, die sie bei Behördengängen unterstützt und als Ansprechpartnerin im Alltag zur Verfügung steht. Obwohl im ersten Gespräch nur der wöchentliche Einkauf vereinbart wurde, hatte sie die Hoffnung (v.a. durch den vagen und offenen Begriff „Nachbarschaftshilfe“ und ihre damit verbundenen Erwartungen), dass die Person ihr auch für andere Bedürfnisse selbstverständlich zur Verfügung stehen könnte. Da Frau Alt auch diese Aufgaben nach und nach übernommen hat, gab es zunächst auch keine Konflikte, sondern immer eine ausgehandelte Passung von Bedarf und Angebot. Erst als eine Grenze (längst) überschritten war, versuchte Frau Alt, ihre eigenen Bedürfnisse zu explizieren. Da dies erfolglos blieb, war die Auseinandersetzung im Hilfepaargespräch konflikthaft. In der Folge beendete Frau Alt die Hilfebeziehung abrupt, da sie für sich keinen anderen Ausweg mehr sah. Es ist durchaus möglich, dass letztlich das Hilfepaargespräch selbst zum Auslöser dieses Reflexionsprozesses beigetragen hat. Hier zeigt sich, dass die Bedürfnisse der Engagierten ebenso eine Rolle spielen wie die der Hilfesuchenden.

Diese Bedürfnisse können so stark divergieren, dass eine gemeinsame Verständigung nicht möglich ist. Nicht nur die als Moderatorin adressierte Person muss hier auf zwei krisenhafte subjektive Lebenssituationen reagieren, auch die forschende Person ist aus forschungsethischer Sicht gefordert, sich jeweils zu solidarisieren.

Damit werden auch die Strategien in diesem Spannungsfeld zum Dilemma, wenn es aus forschungsrelevanter Sicht interessant erscheint, wie Hilfesuchende und Hilfebietende verzweifelt versuchen, aus ihrer eigenen Krisensituation herauszukommen, es aber forschungsethisch nicht vertretbar ist, ihnen beiden keine Unterstützung anzubieten. Die vorherrschende Strategie der forschenden Person in den Hilfepaargesprächen bezeichne ich daher als *Moderation zur Passung*, indem auf beide Bedarfe bzw. Bedürfnisse jeweils eingegangen wird. Dabei ist zwar das Ziel der Aufrechterhaltung der Hilfebeziehung – wenn möglich – integriert, aber wenn dies, wie in diesem Fall, nicht mehr möglich ist, muss sich die forschende Person nach der Situation der hilfesuchenden und nun möglicherweise hilflosen Person erkundigen und gegebenenfalls weitervermitteln. Eine übergeordnete Strategie zur Auflösung dieser dilemmatischen Situation kann forschungsethisch nur dann gegeben sein, wenn beide Bedürfnisse im Blick behalten, aber auch getrennt wahrgenommen werden können.

Bisher analysierte ich die Beteiligten des Hilfepaargesprächs einzeln und ordnete sie in verschiedene Kategorien ein. Diese Betrachtung ist jedoch ohne den Kontext der sozialen Konstellationen der anderen Beteiligten unvollständig. Mein Forschungsinteresse richtet sich daher darauf, das Hilfepaargespräch als triadische Interaktion zu untersuchen. Dabei ist mir aufgefallen, dass in den gemeinsamen Gesprächen neue, potenziell dilemmatische Konstellationen entstehen können, die sich sowohl förderlich als auch hinderlich auf die Passung in der Hilfebeziehung auswirken. Gleichzeitig wird deutlich, wie anspruchsvoll die professionelle Vermittlung und Begleitung solcher Hilfen ist – ein Aspekt, der sich besonders in der Forschungspraxis dieser Triaden zeigt.

Um diese Dynamiken zu verdeutlichen, werde ich im Folgenden die Beziehungen zwischen jeweils zwei der am Hilfepaargespräch beteiligten Personen näher betrachten. Anhand ausgewählter Situationen werde ich die gemeinsamen Aushandlungsgegenstände dieser beiden Personen analysieren und deren kooperative Strategien gegenüber der dritten Person beschreiben. Dabei wird ersichtlich, dass sich nicht nur gemeinsame Herausforderungen, sondern auch grenzbearbeitende Krisensituationen entwickeln, die auf die tiefergehenden gesellschaftlichen und sozialräumlichen Zusammenhänge von Sorge und Hilfe hinweisen.

Die Analyse zeigt, dass die Interaktionen im Hilfepaargespräch weit über individuelle Bedürfnisse hinausgehen. Sie machen die komplexen Verflechtungen zwischen den Beteiligten sichtbar, die durch soziale, institutionelle und räumliche Bedingungen geprägt sind. Insbesondere das Verständnis von Passgenauigkeit der Hilfe wird in der Perspektive zweier auf ihre Weise Verbündeter sichtbar, die sich gegenüber der dritten Person positionieren. Dieses Zusammenspiel verdeutlicht, wie Hilfe- und Sorgebeziehungen in einem sozialräumlichen Kontext ausgehandelt werden und welche Bedeutung die Gestaltung solcher triadischen Konstellationen für das Gelingen der Hilfebeziehung hat.

Darüber hinaus möchte ich weiterhin die Idee weiterverfolgen, die forschende und die vermittelnde Person als einen gemeinsamen Typus zu betrachten und diese Zusammenhänge sichtbar zu machen. So wird nun die Beziehung zwischen der hilfesuchenden und hilfebietenden Person (das „Hilfepaar“), die Beziehung zwischen der forschenden und hilfebietenden Person und die Beziehung zwischen der forschenden und der hilfesuchenden Person dargestellt. Darüber hinaus möchte ich nochmals betonen, dass es sich bei den dargestellten Beziehungskonstellationen ebenso wie bei den Bezeichnungen der hilfesuchenden und hilfebietenden Personen um idealtypische Fälle handelt, die situativ sichtbar und immer kontextualisiert zu betrachten sind.

6.3 Triadische Beziehungskonstellationen

6.3.1 Die Beziehung zwischen hilfesuchender und hilfebietender Person im Hilfspaargespräch

Das Hilfspaar wurde bereits aus verschiedenen Perspektiven analysiert. In dieser folgenden Betrachtung soll untersucht werden, welche Besonderheiten sich zeigen, wenn sich das Hilfspaar gemeinsam gegenüber der forschenden Person positioniert. Dabei wird deutlich, dass die Konstellation nicht nur von der Interaktion zwischen den beiden primären Beteiligten geprägt ist, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie ihre Bedürfnisse und Interessen in der Anwesenheit einer dritten Person artikulieren und aushandeln.

Wie bereits dargestellt, entsteht dabei ein Dilemma, wenn die forschende Person von beiden Beteiligten unterschiedlich adressiert wird – mit Bedarfen, die sich (nicht nur) situativ ausschließen können. In solchen Fällen steht die Frage im Raum, welche Bedürfnisse und Anforderungen vorrangig bearbeitet werden sollen. Diese doppelte Adressierung verdeutlicht nicht nur die Komplexität der triadischen Konstellation, sondern auch die soziale Dynamik, die die Interaktion zwischen hilfesuchender und hilfebietender Person beinhaltet.

Die Analyse hat gezeigt, dass der gemeinsame Aushandlungsgegenstand des Hilfspaares sich vorrangig auf die Gestaltung und Praxis von Alltagshilfen konzentriert. Dabei werden die eigensinnigen Bedarfe und subjektiven Interessen beider Beteiligter zu zentralen Faktoren, die die Hilfepraxis rahmen und bestimmen. Diese Interessen spiegeln den Wunsch wider, die eigene Gestaltungsmacht innerhalb der Beziehung zu bewahren und dennoch die Hilfe so zu organisieren, dass sie erhalten bleibt. Entscheidend für das Gelingen dieser Praxis ist die Passung zwischen den Beteiligten, die in erster Linie situativ hergestellt und immer wieder neu verhandelt werden muss. Passung beschreibt dabei nicht nur die funktionale Übereinstimmung von Bedarf und Angebot, sondern auch die Fähigkeit, individuelle Interessen und soziale Erwartungen in Einklang zu bringen. Die folgenden Analysen untersuchen, wie diese Passung in der Interaktion zwischen hilfesuchender und hilfebietender Person ausgehandelt wird und welche Strategien beide entwickeln, um die Beziehung zu stabilisieren.

Solidarisiert sich das Hilfspaar gegenüber der forschenden Person, so zeigt sich dies meist als Inszenierung eines „guten“ Hilfspaares, dem die Hilfepraxis gelingt. Herr Schmidt und Frau Müller stellen sich einander von Anfang an einander „sympathisch“, als miteinander „harmonisierend“ dar. Das ist für beide insofern wichtig, als ihre jeweiligen Interessen auch darauf gerichtet sind, dass „sie dies gut hinbekommen“ (int_ms). In diesen Handlungsweisen wird auch noch einmal deutlich, dass die grundlegende Motivation der Beteiligten für

eine Hilfebeziehung sehr unterschiedlich ist. Herr Schmidt kommt in erster Linie dem Wunsch seiner Kinder nach, die ihm den Hilfebedarf zuschreiben. Das „gut hinbekommen“ hat dann auch die Bedeutung, dass es ihm in diesem Sinne gelingt, die Aufrechterhaltung dieser Hilfe, die nicht seine Idee ist, zu sichern. Die forschende Person stellt hier eine dokumentierende Institution dar, die zwar ihre Interessen dargelegt, aber auch eine öffentliche Instanz darstellt. So werden auch Botschaften transportiert, die verschiedene Ziele verfolgen. Herr Schmidt verpackt die Botschaft an seine erwachsenen Kinder, deren Idee die Hilfe durch Engagierte war, dass er die Hilfe in Anspruch nimmt und sozusagen in ihrem Sinne handelt und das auch gut macht. Frau Müller zeigt, dass sie ihr versprochenes Hilfeangebot umsetzen kann und dies in der Hilfebeziehung gut funktioniert. Sie versuchen gemeinsam, solidarisch und die gute Zusammenarbeit betonend, mir ein Ergebnis ihrer gelungenen Hilfebeziehung zu präsentieren.

Hier wird mir explizit verdeutlicht, dass das Hilfefaar die Möglichkeit hat, diese Passung von Angebot und Bedarf immer wieder neu herzustellen und mir zu zeigen, dass sie sich entsprechend in ihrer Rolle als hilfesuchend und hilfebietend sowie auch als Hilfefaar in der Praxis bewähren können. Die Passung, die in diesem Fall hergestellt wird, beruht auf einer gewissen Rahmung des Formats, der Rollen und des Beziehungscharakters sowie auf der Möglichkeit einer sozialen Aushandlungspraxis. Sie inkludiert auch, dass vom Hilfefaar selbst erwartet wird, dass es die gemeinsame Hilfepraxis gut alleine bewältigen können, auch wenn es dabei eigene Bedürfnisse nicht äußern oder gegebenenfalls zurückstecken muss. Die gemeinsame Herausforderung, biografisch begründete Hilfekonzepte und situative krisenhafte Bearbeitungen auszuhandeln, spielt in der offensichtlichen Inszenierung keine Rolle, sondern ist Hilfefaarpraxis auf einer der Vorderbühnen, wie sie Erving Goffman (1956/2000) beschreibt. Ob die präsentierten Gelingensfaktoren tatsächlich mit den eigenen Erzählungen übereinstimmen oder ob es pragmatische Brüche gibt, ist jedoch unterschiedlich. In Ergänzung dazu steht das Hilfefaar zwischen Frau Becker und Frau Hofer-Lutz, das sich als gelungene Kooperation in der Hilfebeziehung darstellt, wenn es das gemeinsame pädagogische Interesse sowie die gemeinsame pädagogische Erfahrung in den Mittelpunkt stellt.

„HL: Also uns verbindet natürlich auch irgendwo, im weitesten Sinne, das pädagogisch-soziale, das haben wir schon sehr schnell gemerkt. Wir kennen auch etliche Menschen aus dem Diakoniegilde, ich nur von weitem, sie näher. Aber das macht natürlich auch was mit dieser Art von Beziehung. Es verbindet natürlich.“

B: Da können wir drüber sprechen.“ (int_bhl, 119-123)

Sie präsentieren sich als gelungene Hilfebeziehung, der die Zusammenarbeit aufgrund ihrer gemeinsamen beruflichen Interessen leicht fällt und die sie im Hilfefaaergespräch immer wieder betonen. Damit begründen sie auf der

sozialen Ebene eine grundlegende Passung der Hilfebeziehung zur forschenden Person. So verbindet sie nicht nur das „pädagogisch-soziale“, sondern sie haben auch gemeinsame Bekannte in diesem Kontext. Auch Frau Jäger und Frau Schu begründen ihre Passung mit „gemeinsamen Bekannten“ und dem Umstand, dass sie sich dadurch „nicht ganz fremd“ sind.

„J: ... Aber noch –. Ich denke auch, es ist auch, Gerda, auch Vorteil, denke ich so. Wie –, du hast mich zwar persönlich kennengelernt, aber dann noch hinein hast du auch –, wir haben auch gemeinsame Bekannte. Also in dem Sinn bin ich denen nicht voll fremd.“

S: Nein, aber es ist einfach Sympathie so.“ (int_sj_51-54)

Gegenüber der forschenden Person sind beide solidarisch bemüht, die Gefühlsfaktoren der Hilfebeziehung aufzuzeigen.

Im Hilfepaargespräch von Frau Hofmann und Frau Wagner kommt es dagegen immer wieder zu Situationen, in denen die Gegenwart der forschenden Person weitgehend ausgeblendet wurde. Hilfesuchende und Hilfebietende waren vielmehr in ihr eigenes Gespräch vertieft, trafen Absprachen und Vereinbarungen und nahmen die Anwesenheit der forschenden dritten Person zwar wahr, reagierten und antworteten auch gelegentlich, waren aber sehr mit der Realisierung der verschiedenen Hilfeleistungen beschäftigt. Frau Hofmann und Frau Wagner haben aber auch Botschaften in Form von geäußelter Kritik, insbesondere an der Wohnsituation im Betreuten Wohnen, in dem Frau Hofmann seit einigen Wochen lebt. In diesem Fall ging es darum, über Situationen zu berichten, in denen sich Frau Hofmann ungerecht behandelt fühlte. In der hilfebietenden Frau Wagner hat sie eine gute Gesprächspartnerin gefunden, um diese Dinge zu besprechen und gfls. auch weiterzugeben. In dem Moment, in dem eine dritte Person als hier in diesem Fall forschende Person hinzukommt, werden diese gemeinsamen Themenpunkte noch einmal aufgegriffen und zu dritt besprochen – auch in der Hoffnung, dass diese dritte Person, der analog des Wissenschaftsbetriebes ein eher öffentlichen Charakter zugeschrieben wird, möglicherweise Einfluss nehmen kann. So werden auch die Schwierigkeiten in der Kommunikation mit der Heimleiterin zu dritt besprochen. Hier fühlt sich Frau Hofmann in einer eher machtlosen Position.

Die Hilfepaare präsentieren sich in diesen Situationen als Verbündete, denen es darum geht, zu zeigen, dass sie diese Hilfesituationen in ihrer jeweiligen Rolle gut bewältigen können, dass sie ihre gemeinsame Passung herstellen können, dass alles in Ordnung ist und dass sie sich so präsentieren können, dass sie der forschenden Person genügend Material zur Verfügung stellen. Sie heben hervor, dass sie die gleiche Sprache sprechen, und stellen so eine Gleichheit her, die Konflikthaftigkeit ignoriert.

Darüber hinaus konstruieren sie ein Bild der Forschenden als dritte Person, die potenziell eine direkte Verbindung zu politischen Veränderungen haben könnte – in der Hoffnung, dass die im Hilfepaargespräch gewonnenen Erkenntnisse zu einer Veränderung sorgender Prozesse beitragen. Gleichzeitig entsteht

eine Vorstellung von der Professionalität der Forscherin, die nicht nur als neutrale Beobachterin wahrgenommen wird, sondern auch als Teil einer persönlichen Beziehung und potenzielles Sprachrohr für sozialräumlich organisierte Hilfeinitiativen. Es erscheint mir daher wichtig, in diesem Zusammenhang auch meine Beziehungen zu Ina Karl (insb. Frau Becker/Frau Hofer-Lutz), Anna Schubert (insb. Frau Hofmann/Frau Wagner) und Regina Locher-Schwarzer (insb. bei Frau Scholz/Frau von Lockwitz-Buchner) zu reflektieren, die alle als Ansprechpersonen thematisiert und eingeführt werden, mir aber auch persönlich bekannt sind und letztlich auch als Türöffner für die Kontaktaufnahme der Hilfepaare fungierten. Im Gegensatz dazu haben die hilfesuchende Frau Boll und die hilfebietende Frau Mecking es nicht geschafft, sich überhaupt zu verbünden und mich als Person zu adressieren, die sich jeweils mit ihnen solidarisieren soll. Da sie kein Interesse an einer weiteren Hilfebeziehung haben, werde ich auch nicht als Vermittlerin adressiert. Da ich aber mein eigenes Forschungsinteresse vertrete, spreche ich sie nochmal einzeln an sie, um mir die gemeinsam erlebte Einkaufssituation aus ihrer jeweiligen Perspektive erzählen zu lassen. Beide sind jedoch nicht bereit, in ein reflektierendes Gespräch miteinander einzutreten, auch nicht mit mir.

Kommt es in dieser Beziehungskonstellation zu einem Bündnis mit einem gemeinsamen Aushandlungsgegenstand und einer kooperativen Strategie, ergeben sich sowohl Potenziale als auch Risiken. Die Fallstricke liegen darin, dass krisenhafte Schwierigkeiten und Herausforderungen möglicherweise nicht offen kommuniziert werden, wodurch unausgeglichene Machtverhältnisse unreflektiert bleiben. In solchen Fällen können Rollenverfestigungen und ein eingeschränkter Fokus auf tatsächliche Bedarfe dazu führen, dass diese eigenen Interessen unberücksichtigt bleiben. Die Suche nach Gemeinsamkeiten und Verbundenheit kann zu einer Relativierung von Krisensituationen führen, die dann weder sichtbar noch bearbeitbar sind. Gleichzeitig bietet die trianguläre Konstellation, ähnlich wie in einer Mediation, auch Chancen: Sie ermöglicht es, durch die Einbindung der dritten Person Krisenhaftes anzusprechen und eigene Interessen zu artikulieren, die im dyadischen Kontext weniger leicht thematisiert werden können. Dieser Reflexionsraum eröffnet neue Perspektiven auf die Beziehungsgestaltung und kann dazu beitragen, Aushandlungsprozesse zu vertiefen und Bedarfe klarer zu formulieren.

Die Analyse verdeutlicht auch eine kritische Grenze der Erhebungsmethode: Die gemeinsame Befragung von Hilfepaaren birgt das Risiko, dass bestimmte Themen unausgewogen oder gar nicht angesprochen werden. Die Beteiligten wägen ab, ob das gemeinsame Gespräch der richtige Rahmen ist, um bestimmte Aspekte zu thematisieren oder bewusst zu vermeiden. Diese Einschränkungen beeinflussen nicht nur die Qualität der Erhebung, sondern auch die Art und Weise, wie sozialräumliche Dynamiken und individuelle Bildungsprozesse in der Hilfebeziehung sichtbar werden. Genau in der Möglichkeit, den gemeinsamen Reflexionsraum zu nutzen, um Krisen und Machtasymmetrien

anzusprechen, liegen die transformativen Potenziale dieser triadischen Konstellation. Indem Raum für die Thematisierung individueller Interessen und die Bearbeitung von Konflikten geschaffen wird, kann eine Neuausrichtung der Beziehung erfolgen, die nicht nur die Passung verbessert, sondern auch neue Orientierungen und Handlungsmöglichkeiten für die Hilfesuche oder das Hilfeangebot eröffnet.

In einer weiteren Perspektive möchte ich herausarbeiten, welche Bedeutung die dritte Person, hier in ihrer Rolle als vermittelnde Person, in der Dynamik der Hilfebeziehung einnimmt. Rekonstruiert wurde, dass sie zu Beginn der Hilfebeziehung eine zentrale Rolle spielt, indem sie die Beteiligten – hilfesuchende und hilfebietende Person – zusammenführt. Diese triangulierende Handlungssituation ist mehr als eine bloße organisatorische Vermittlung. Sie dient dazu, sowohl die Passung zwischen Hilfeangebot und Hilfebedarf auszuloten als auch die Bereitschaft der Beteiligten zu prüfen, ob diese die Hilfepraxis nach einem persönlichen Kennenlernen bewältigen.

Die Analyse hat gezeigt, dass im frühen Vermittlungsstadium eine sensible Balance zwischen den Interessen beider Seiten erforderlich ist. Die vermittelnde Person zeigt sich hier nicht nur als Moderatorin, sondern als aktive Gestalterin des sozialen Raumes, in dem Aushandlung stattfindet. Dies birgt jedoch potenzielle Dilemmata: Die gleichzeitige Berücksichtigung beider Perspektiven kann dazu führen, dass Konflikte oder Machtasymmetrien übersehen, ignoriert oder unausgesprochen bleiben, da der Fokus stark auf der Herstellung einer möglichst stabilen Beziehung liegt.

Ein zentrales Ergebnis der Rekonstruktion ist, dass die Hauptaufgabe der vermittelnden Person und der gemeinsame Aushandlungsgegenstand aller Beteiligten die *Sicherstellung der Hilfe* ist. Diese Orientierung zeigt sich in der Art und Weise, wie die Beziehung verhandelt wird, und in den Strategien, die entwickelt werden, um eine Passung zwischen den Beteiligten herzustellen. Die vermittelnde Person agiert dabei nicht nur im Interesse einer gelingenden Vermittlung, sondern trägt auch Verantwortung dafür, dass die strukturellen Rahmenbedingungen, in denen diese Hilfebeziehung stattfindet, berücksichtigt werden.

Im Kontext des Hilfepaargesprächs nimmt die forschende Person eine andere Rolle ein, verfolgt jedoch aus einer ethischen Perspektive ebenfalls das Ziel, die Aushandlung zu unterstützen und die Grundlage für eine nachhaltige Hilfebeziehung zu schaffen. Diese doppelte Perspektive der forschenden Person – als Beobachterin und gleichzeitig indirekt beteiligte Akteurin – erweitert die dimensionale Dynamik des Gesprächs.

Die Ergebnisse verdeutlichen, dass triangulierende Interaktionsräume nicht nur die individuellen Interessen der Beteiligten sichtbar machen, sondern auch die Grundlagen dafür schaffen, transformative Prozesse in der Hilfebeziehung zu ermöglichen.

6.3.2 Forschende/ vermittelnde und hilfebietende Person im Hilfepaargespräch

Die Dynamik zwischen forschenden und hilfebietenden Personen spielt eine entscheidende Rolle im Hilfepaargespräch, insbesondere zu Beginn, wenn es um die Organisation der Gespräche und der Abstimmung von Terminen mit der hilfesuchenden Person geht. Wie bereits erwähnt, liegt die Verantwortung für die Koordination dieser Treffen oft bei den beiden erstgenannten Beteiligten. Ihr Fokus geht über ihr Hilfeangebot hinaus und richtet sich auf den zentralen Gegenstand, nämlich den Hilfebedarf der hilfesuchenden Person, der eine Grundvoraussetzung für die gesamte Hilfepraxis darstellt. Dabei stehen der hilfesuchenden Person, die aufgrund ihrer Hilfesuche einer Gefahr der Stigmatisierung ausgesetzt ist, bereits zwei Personen gegenüber, die darüber sprechen und den Hilfebedarf thematisieren. Die Tatsache, dass der Hilfebedarf im Mittelpunkt steht, verleiht dem Austausch eine besondere Relevanz und verdeutlicht ein starkes Ungleichgewicht zwischen den beteiligten Personen, das weit von einer möglichen Reziprozität entfernt ist.

Von besonderer Bedeutung ist auch, dass das freiwillige Engagement potentiell oft als „verlängerter Arm“ der Hauptamtlichen gesehen wird. Dies gewinnt vor dem Hintergrund an Bedeutung, dass Hauptamtliche zunehmend mit knappen zeitlichen Ressourcen konfrontiert sind, die Ehrenamtlichen eher abgesprochen werden. Die forschende Person ist zwar in erster Linie als neutrale Person anwesend und in dieser Rolle auch hilfesuchend, da sie auf die Erzählungen der Hilfesuchenden angewiesen ist. Aufgrund ihres professionellen Hintergrundes und der Möglichkeit, Hilfe anbieten zu können, kann sie mit einem impliziten Einverständnis mit den Hilfesuchenden interagieren.

Die Beziehungskonstellation zwischen forschender und hilfebietender Person fokussiert auf die gemeinsame Aushandlung von Engagementbedarfen und die Klärung der Grenzen zwischen Professionalität und Ehrenamtlichkeit. Diese Dynamik ist geprägt von der Überschneidung individueller Motivationen und institutioneller Rahmenbedingungen, die die Bedeutung und Praxis des Engagements mitgestalten. Besonders zu Beginn des Engagements orientieren sich hilfebietende Personen an subjektiven und situativen Bedeutungen ihres Handelns, die eng mit individuellen Hilfskonzepten verknüpft sind. Gleichzeitig wirken organisatorische Anforderungen und normative Diskurse, die die Ausgestaltung und Begrenzung des Engagements beeinflussen. Diese Aushandlungsprozesse betreffen nicht nur das konkrete Hilfeangebot, sondern eröffnen auch ein Spannungsfeld zwischen Professionalität und den individuellen Vorstellungen der hilfebietenden Person. Hierbei geht es um die Frage, wie weitreichend die Hilfsleistungen sein sollen und können und wie sie sich mit den Erwartungen und Bedingungen der Institutionen in Einklang bringen lassen.

Besonders deutlich wird, dass die Auseinandersetzung mit diesen Grenzen nicht rein individuell bleibt, sondern auch gesellschaftliche Diskurse um Professionalität und Ehrenamt tangiert. Die forschende Person nimmt dabei auch eine Vermittlungs- und Reflexionsrolle ein, indem sie durch ihre Fragen und Beobachtungen dazu beiträgt, diese Grenzbearbeitungen sichtbar zu machen. So zeigt diese Beziehungskonstellation, dass das Spannungsfeld von Professionalität und subjektiver Bedeutung des Engagements nicht nur ein zentraler Bestandteil der Hilfebeziehung ist, sondern auch eine entscheidende Rolle in der Gestaltung von Handlungsspielräumen spielt. Die Identifizierung dieser Grenzen trägt dazu bei, die Hilfepraxis des Engagements bewusster zu gestalten.

Gleichzeitig hat die hilfebietende Person die Möglichkeit, in Kooperation mit der Forscherin ihre eigenen Bedarfe und ihren Gestaltungswillen zu konkretisieren und zu stärken. Dies ist insbesondere für diejenigen Hilfepaare bedeutsam, die dies sonst nicht in dieser Form kommunizieren können oder wollen. Die kooperative Strategie zwischen hilfesuchender und forschender Person manifestiert sich dann in der Aushandlung um die Sorge für die hilfesuchende Person und die Sicherstellung der Hilfe. Im Rahmen des Hilfepaargesprächs werden zahlreiche Situationen als gemeinsam konstruierte Hilfeleistung verhandelt, in deren Mittelpunkt die effektive Unterstützung der hilfesuchenden Person steht. Die Herausforderung besteht darin, aus dieser Situation heraus adäquat gegenüber der hilfesuchenden Person zu handeln und gerade nicht mit einem Othering, das die Andersartigkeit der Hilfesuchenden mit ihrem Hilfebedarf betont und sie damit in eine weniger machtvolle Position bringt.

Dies zeigt sich auch in professionell geprägten Handlungsweisen, die bewusst und reflektiert Machtverhältnisse ausgleichen und eine partizipative Beziehung fördern wollen. Frau Wagner, die Frau Hofmann während der Coronapandemie regelmäßig besucht, bemüht sich als Studierende der Sozialen Arbeit besonders um eine kooperative Arbeitsposition im Hilfepaargespräch. So versucht sie immer wieder, ihre professionell begründeten Handlungen und Interventionen zu beschreiben und darüber zu erzählen, um mit mir als Forscherin, aber auch Sozialarbeiterin, in ein fachliches Gespräch einzusteigen. Eine ähnliche Situation ist in der Hilfebeziehung von Frau Scholz und Frau v. Lockwitz-Buchner sichtbar. Die Hilfebietende hat sich in den letzten Jahren im sozialen Bereich weiterentwickelt und Erfahrungen in der Arbeit mit älteren Menschen gesammelt. So sieht sie sich als professionelle Gesprächs- und Austauschpartnerin zu gerontologischen Themen. Dennoch gelingt es ihr immer wieder, Frau Scholz in die Themen einzubeziehen und zu beteiligen. Sie hat die Möglichkeit, diese mögliche Machtverschiebung aufzufangen. Frau Müller würde die Rolle als Hilfesuchende schwerfallen, da sie sich von ihrer gewohnten Position als „Macherin“ lösen müsste, da sie sich vor allem als Unterstüt-

zende definiert. Im gemeinsamen Gespräch betont sie, dass sie sich kaum vorstellen kann, die Rolle der Hilfesuchenden einzunehmen. Stattdessen sucht sie den Austausch mit mir als forschender Person, weniger auf professioneller Ebene, sondern aus einem generationellen Verständnis heraus. Sie sieht es als Verpflichtung ihrer Generation, älteren Menschen Unterstützung zu bieten, und verknüpft diese Haltung mit ihrem eigenen Hilfeverständnis.

Die Verknüpfung zwischen der forschenden/vermittelnden und der hilfebietenden/engagierten Person offenbart in diesem Kontext eine besondere Dynamik, die sich durch das Spannungsfeld zwischen professionellem Anspruch und persönlichem Engagement auszeichnet. Wenn die forschende Person nicht nur als Interviewerin wahrgenommen wird, sondern aktiv in die Interaktion eingreift, indem sie durch gezielte Fragen und Themensteuerung den Reflexionsprozess der hilfebietenden Person anregt, wird ihre Rolle besonders relevant. Dies zeigt sich vor allem dann, wenn die hilfebietende Person ihre Handlungsmotive und Hilfekonzepte darlegt, die häufig stark durch persönliche Erfahrungen und biografische Bezüge geprägt sind. Eine Besonderheit dieser Konstellation liegt in der Art, wie die forschende Person als Vermittlerin zwischen individuellen Motivationen und institutionellen Anforderungen wirkt. Indem sie gezielt Nachfragen stellt oder bestimmte Themen hervorhebt, regt sie die hilfebietende Person dazu an, über ihre Rolle und die damit verbundenen Erwartungen zu reflektieren. Gleichzeitig macht die forschende Person implizite Spannungen sichtbar, etwa zwischen dem Anspruch der Hilfebeziehung auf Passung und den strukturellen Bedingungen, unter denen diese realisiert werden muss.

Die besondere Herausforderung in dieser Beziehungskonstellation besteht darin, dass die forschende Person als Teil des Gesprächs eine zusätzliche Ebene einbringt, die die Interaktion beeinflusst. Diese Ebene kann als Katalysator für die Reflexion von Machtverhältnissen, Rollenzuschreibungen und Handlungsspielräumen dienen. Zugleich erfordert sie eine Balance zwischen forschender Distanz und dem bewussten Eingreifen in die Dynamik der Hilfebeziehung. Diese Konstellation verdeutlicht, wie die forschende Person durch ihre Rolle dazu beiträgt, Spannungen und Ambivalenzen in der Praxis des Engagements sichtbar zu machen. Sie bietet der hilfebietenden Person einen Raum, um ihre Handlungen und Konzepte kritisch zu hinterfragen.

Das Besondere an der Allianz zwischen der vermittelnden und der hilfebietenden Person zeigt sich in ihrer Fähigkeit, spezifische sozialräumliche Gegebenheiten der Hilfebeziehung aktiv zu verhandeln und in diesen zu agieren. Die vermittelnde Person, die den institutionellen Rahmen und die strukturellen Vorgaben repräsentiert, bringt eine Perspektive ein, die die Passung von Hilfeangebot und -bedarf sichern soll. Gleichzeitig nutzt die hilfebietende Person ihren direkten Bezug zum sozialen Raum der Hilfebeziehung, indem sie durch ihr Engagement und ihre individuelle Erfahrung dazu beiträgt, die Anforder-

rungen an die Hilfe praxisnah und situativ anzupassen. Diese Allianz ermöglicht es, die oft starren Grenzen zwischen institutioneller Logik und gelebtem Alltagshandeln zu flexibilisieren, um den spezifischen Bedarfen im jeweiligen sozialen Raum gerecht zu werden.

Aus einer professionsrelevanten Perspektive ist bemerkenswert, dass diese Konstellation auch einen Raum für die gegenseitige Durchdringung von professionellen und subjektiven Hilfekoncepten bietet. Die vermittelnde Person bringt vorrangig professionelles Wissen, methodische Distanz und institutionelle Perspektiven in die Interaktion ein, greift jedoch gleichzeitig auch auf eigene biografische Erfahrungen zurück, um situativ passende Strategien zu entwickeln. Umgekehrt nutzt die hilfebietende Person, obwohl sie freiwillig und ehrenamtlich agiert, professionell inspirierte Ansätze, die sie durch ihre Reflexion auf die Praxis und den Austausch mit der vermittelnden Person entwickelt hat.

Diese wechselseitige Bezugnahme schafft eine dynamische Interaktion, in der hauptamtliche und ehrenamtliche Logiken nebeneinander bestehen und aktiv miteinander verknüpft werden. Dadurch entsteht ein flexibler Raum, in dem Machtasymmetrien gelebt, thematisiert und reflektiert werden. Diese hybride Verbindung eröffnet das Potenzial für innovative Formen der Zusammenarbeit und eine stärker dialogische Gestaltung in der Hilfebeziehung, in der normative Rollenzuschreibungen – etwa die klare Trennung von professionell und freiwillig (und nicht von haupt- und ehrenamtlich) – in diesem sozialräumlichen Kontext hinterfragt werden könnten. Es zeigt sich hier, dass professionelles Wissen und subjektive Erfahrungen nicht nur unterschiedliche Zugänge zur Hilfe darstellen, sondern sich als transformatives Potenzial gegenseitig ergänzen können.

6.3.3 Forschende / hochaltrige Person im Hilfepaargespräch

Die Beziehung zwischen der forschenden und der hilfesuchenden Person entwickelt sich in der Regel erst im Rahmen des Hilfepaargesprächs, da der erste direkte Kontakt meist während dieses Gesprächs stattfindet. Zuvor steht die hilfesuchende Person nicht in unmittelbarer Kommunikation mit der forschenden Person, was das Gespräch zu einem Schlüsselmoment macht, in dem erst zu diesem Zeitpunkt Rollen und Bedarfe sichtbar werden. In diesem Kontext wird die hilfesuchende Person explizit in ihrer Rolle angesprochen und aufgefordert, ihren Hilfebedarf zu thematisieren und sich als Hilfesuchende zu positionieren. Gleichzeitig entsteht hier eine Dynamik, die sich von der Rolle der hilfebietenden Person unterscheidet, da deren Hilfeangebot häufig bereits im Vorfeld während der Terminvereinbarung oder in früheren Gesprächen mit der vermittelnden Person thematisiert wurde.

Dieses Kapitel analysiert, wie die forschende Person durch ihre Fragen und Interaktionen Einfluss auf diese Selbstpositionierung der hilfesuchenden Person nimmt und inwiefern die Gesprächssituation einen Raum für Reflexion und Aushandlung bietet. Dabei soll auch untersucht werden, wie die Thematisierung des Hilfebedarfs im Gespräch die Wahrnehmung der hilfesuchenden Person prägt und welche neuen Perspektiven in Bezug auf die Rolle der Hilfesuchenden entstehen können.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, wann der gemeinsame Aushandlungsgegenstand im Hilfepaargespräch nicht mehr konkret auf die hilfebietende Person fokussiert ist und zu einer Konstellation von forschender und hilfesuchender Person führt, die sich gemeinsam auf das Gegenüber, der „hilfebietenden Person“, konzentrieren. Die forschende Person geht hier mit der hilfesuchenden Person eine meist implizite Übereinkunft ein, die die Perspektive der hilfebietenden Person einnimmt, da ihr gemeinsames Ziel die Aufrechterhaltung und Sicherung der Hilfe ist. Die daraus resultierende Kooperationsstrategie besteht darin, Wertschätzung und Anerkennung gegenüber der hilfebietenden Person explizit oder implizit zum Ausdruck zu bringen. Dazu gehört z.B. auch, dass die hilfebietende Person im Hilfepaargespräch die Gründe für ihre Motivation ausführlich darlegt und Einblicke in ihr biografisches Hilfekonzept gibt. Dies ist insofern bedeutsam, als sich normalerweise alles auf die Aushandlung des Hilfebedarfs konzentriert. Diese kann aber nur in der sozialen Interaktion mit der hilfesuchenden Person erfolgen, wobei in diesem Spannungsfeld immer wieder Grenzen austariert werden. Die forschende Person nimmt hier eine unterstützende Funktion ein, indem sie das Gespräch durch gezielte Fragen steuert. Genau aus diesem Grund und aufgrund der ungleichen Länge der Erzählinhalte führte ich während des Forschungsprozesses zusätzlich zu den Hilfepaarinterviews weitere Einzelinterviews mit Engagierten und auch eines mit einer Hilfesuchenden.

Wenn die forschende Person eine Koalition mit der hilfesuchenden Person eingeht, können sich daraus unterschiedliche Dynamiken ergeben. Zum einen können die Interessen der hilfebietenden Person verstärkt in den Fokus rücken, wodurch ihre Leistung und ihr Engagement Anerkennung finden. Zum anderen kann die forschende Person jedoch auch dazu beitragen, die Interessen der hilfesuchenden Person stärker zu betonen, indem sie diese unterstützt, ihren Hilfebedarf klarer zu formulieren und ihre Anliegen im Gespräch deutlicher zu positionieren. Diese Konstellation birgt sowohl Chancen als auch Risiken. Einerseits kann sie dazu beitragen, die bestehenden Rollenbilder zu hinterfragen und möglicherweise aufzulösen, wodurch neue Perspektiven und Handlungsräume entstehen. Andererseits besteht die Gefahr, dass sich diese Rollenbilder durch die Dynamik der Koalition weiter verfestigen und bestehende Machtasymmetrien verstärkt werden.

Gleichzeitig bietet die Unterstützung durch die forschende Person den hilfeschuchenden Personen die Möglichkeit, ihren Bedarf differenzierter zu konkretisieren. Dies schafft einen Raum, in dem die hilfeschuchende Person nicht nur ihre Position reflektieren, sondern auch eine aktivere Rolle in der Gestaltung der Hilfebeziehung einnehmen kann.

So bietet der Hilfeschuchende Herr Schmidt mit der Formulierung, „was die Frau Müller hier an Hilfe anbietet“ (int_sm, 175-176), eine implizite Bedeutung des Engagements von Frau Müller in seinem Alltag, in dem er auf Unterstützung angewiesen ist. Es handelt sich um eine zusätzliche Leistung, die in ein größeres Hilfenetzwerk eingebunden ist. Ansonsten spricht Herr Schmidt nicht über Frau Müllers solidarische Hilfen, sondern untermauert die Bedeutungslosigkeit damit, dass es nicht seine Idee war, Frau Müller um Hilfe zu bitten, sondern dass er sich nun in dieser Situation zurechtfinden muss. Ähnlich versucht Frau Schu die ihr zugeschriebene Rolle der Hilfeschuchenden zu unterlaufen, in dem sie immer wieder versucht, eine reziproke Hilfebeziehung zu präsentieren. So werden in der Kooperation der forschenden und hilfeschuchenden Person gemeinsam die Erwartungen an die Engagierten gemeinsam kommuniziert, aber auch die Erwartungen der hilfeschuchenden Person an die forschende Person formuliert.

So kommt es im Fall von Frau Boll dazu, dass sie die helfebietende Frau Mecking nicht für die geeignete Person zur Erfüllung ihres Hilfebedarfs hält, sondern mich fragt, warum ich als forschende Person nicht ab und zu für sie einkaufen gehen kann. Damit werde ich weder als forschende noch als professionelle Person angesprochen, sondern als potenziell engagierte Person, die auch in der Lage sein könnte, für sie Einkäufe zu erledigen. Frau Bolls Interesse beschränkt sich also nicht nur auf den dringenden Einkaufsbedarf, sondern auch auf bestimmte (vertraute) Personen, die den Einkauf für sie erledigen oder mit denen sie ihn gemeinsam erledigen möchte.

Die Engagierten präsentieren sich gegenüber der Koalition aus forschender und hilfeschuchender Person als diejenigen, die den ausgehandelten Care-Erwartungen entsprechen. Hilfreich ist es, wenn die Motivationen, die sich als solidarische Interessen fassen lassen, gegenüber der hilfeschuchenden und der forschenden Person benannt werden. Trotzdem besteht die latente Gefahr, dass je nach zugeschriebener Bedeutung nachbarschaftlicher oder ehrenamtlicher Hilfe die helfebietenden Personen überfordert und mit der Verantwortung der Sorge überlastet bzw. allein gelassen werden. Als verlängerter Arm der Hilfeschuchenden wäre die vermittelte Person dann Fürsprecherin für den Hilfebedarf.

Dies hat zum einen zur Folge, dass die Engagierten tatsächlich zu viel Sorge tragen und sich ausgenutzt fühlen, und zum anderen, dass die Hilfebeziehungen an Stabilität verlieren, wenn die Engagierten diese Last nicht dauerhaft tragen können oder wollen.

Hier lohnt sich noch einmal ein Blick auf die Konstellation von vermittelnder und hilfeschuchender Person. Unabhängig davon, ob die vermittelnde Person

hauptberuflich oder ehrenamtlich tätig ist, hat sie einen Hilfebedarf festgestellt, der erfüllt werden soll, was die Grundidee der sozialräumlich und institutionell organisierten Hilfeinitiativen widerspiegelt. Ohne potenziellen Hilfebedarf gäbe es diese Initiativen nicht. Aus meinem Material geht hervor, dass hilfesuchende Menschen trotz bestehender Angebote keinen Kontakt zu entsprechenden Initiativen aufnehmen. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass kein Hilfebedarf besteht. Eine wesentliche Hürde liegt darin, dass einer leistungsorientierten Gesellschaft das Bitten um Hilfe oft mit einem sozialen Stigma behaftet ist. Wer Unterstützung benötigt, wird eher als Teil derjenigen wahrgenommen, die „Hilfe brauchen“, und nicht als jemand, der aktiv eine Beziehung gestaltet oder seine Situation selbstwirksam beeinflusst.

Darüber hinaus prägt die Beziehung zwischen der vermittelnden und der hilfesuchenden Person einen weiteren kritischen Aspekt: Der Hilfebedarf wird zunächst geprüft, gefiltert und ausgehandelt, ob er in das Angebot und die Strukturen der nachbarschaftlichen Hilfen passt. Diese vorab erfolgende Filterung kann dazu führen, dass bestimmte Bedarfe unsichtbar bleiben, weil sie nicht den normierten Kategorien entsprechen, die solche Hilfsangebote strukturieren. Auch hier gilt ein Subsidiaritätsprinzip. Wenn die Hilfe durch einen professionellen Dienst geleistet werden kann, dann darf die ehrenamtliche Hilfe nicht in Konkurrenz dazu stehen. Engagement ist sozusagen auch immer abhängig vom Dienstleistungsmarkt. Besonders skurril zeigt sich dies, wenn z.B. Pflege- oder weitere Versorgungsdienste oder auch Handwerksbetriebe diese Leistungen theoretisch erbringen könnten, aber die derzeitige Arbeitsmarktlage nicht genügend Fachkräfte dafür zur Verfügung stellt, so dass es informell legitim und gerechtfertigt ist, dass Engagierte den Rasen mähen oder im Haushalt unterstützen „dürfen“. Ein Unterscheidungsmerkmal ist hier die Regelmäßigkeit, aber auch diese ist je nach Kontext höchst individuell zu bewerten. Wöchentliche Einkäufe unterliegen einer hohen Regelmäßigkeit und vertraute Engagierte werden in der Regel ständig wechselndem Hilfepersonal vorgezogen.

Während bisher der Fokus auf der direkten Beziehung zwischen der hilfesuchenden und der vermittelnden Person lag, richtet sich die Aufmerksamkeit nun noch einmal auf die Aushandlungsprozesse zu Beginn der Hilfebeziehung. Diese Prozesse sind entscheidend für die spätere Dynamik, da sie nicht nur die Passung von Hilfebedarf und -angebot thematisieren, sondern auch durch die Präsenz weiterer Angehöriger oder Zugehöriger beeinflusst werden können. Hier zeigt sich, wie stark die Interessen und Perspektiven Dritter in die triadische Interaktion einfließen und welche Herausforderungen sich für die vermittelnde Person ergeben, wenn unklar bleibt, wessen Anliegen eigentlich priorisiert werden sollten. Nicht selten geht es auch um die Entlastung sorgender Angehöriger und damit ihrer Interessen, wenn sozialräumlich organisierte Hilfe gesucht wird. Solche Situationen machen deutlich, wie komplex, viel-

schichtig und bedeutsam die Anfänge, Auslöser und Zugänge von Hilfebeziehungen sind und welche Rolle die sozialräumlichen und institutionellen Kontexte dabei spielen.

Die Beziehungskonstellation zwischen der forschenden/vermittelnden und der hilfesuchenden/hochaltrigen Person bildet eine zentrale Grundlage für die Gestaltung von Engagement und Unterstützung. In dieser Interaktion wird das Engagement als strukturierter Teil einer vergesellschafteten Dynamik sichtbar, die sich zwischen informeller nachbarschaftlicher Hilfe und formalisiertem Freiwilligenmanagement bewegt. Dabei stehen die individuellen Bedürfnisse der hilfesuchenden Person im Mittelpunkt, während das Engagementinteresse der hilfebietenden Person häufig im Hintergrund bleibt und explizit stärker durch den Hilfebedarf definiert wird.

Aus einer sozialräumlichen Perspektive wird deutlich, dass diese Konstellation stark von institutionellen und lokalen Rahmenbedingungen geprägt ist. Die spezifischen Räume der Hilfebeziehung – seien es die privaten Haushalte, die Nachbarschaft oder institutionelle Vermittlungsstellen – schaffen nicht nur die physischen Voraussetzungen, sondern prägen auch die sozialen Erwartungen und normativen Anforderungen, die an die Beteiligten gestellt werden. Diese Räume fungieren als Orte, in denen Rollen und Verantwortlichkeiten verhandelt werden, und beeinflussen die Möglichkeiten zur Passung von Hilfebedarf und -angebot maßgeblich. Insbesondere die institutionelle Einbindung wirkt dabei regulierend, während informelle Räume mehr Flexibilität bieten, aber auch Unsicherheiten und Stigmatisierungsängste verstärken können.

Bildungsrelevante Potenziale dieser Konstellation zeigen sich vor allem in der Interaktion zwischen der forschenden und der hilfesuchenden Person. Die gemeinsame Gesprächssituation eröffnet der hilfesuchenden Person die Möglichkeit, ihren Hilfebedarf klarer zu artikulieren und ihre eigenen Erwartungen an die Beziehung zu reflektieren. Gleichzeitig fordert sie die forschende Person heraus, auf die subjektiven Perspektiven der hilfesuchenden Person einzugehen und die institutionellen Rahmenbedingungen kritisch zu hinterfragen. Besonders ist hierbei die aktive Mitwirkung der forschenden Person, die als vermittelnde Akteurin zwischen den Perspektiven der Hilfebeteiligten und den strukturellen Vorgaben agiert und so eine Reflexion über die eigene Rolle und die Gestaltung der Hilfebeziehung ermöglichen kann.

Das transformative Potenzial dieser Konstellation zeigt sich in den Möglichkeiten und zugleich in den Grenzen der Veränderung von Rollen und Konzepten. Für die hilfesuchende Person kann der Austausch im Hilfefaaergespräch eine Gelegenheit bieten, ihre Position in der Hilfebeziehung zu hinterfragen und sich gegebenenfalls aktiver einzubringen. Doch diese Chance ist eng an die kontextualisierten Bedingungen des Gesprächs gebunden.

Auch für die forschende Person eröffnet die Interaktion einen Reflexionsraum, in dem sie die Dynamiken sozialer Räume sowie die Spannungsfelder

zwischen individuellen Bedürfnissen und strukturellen Anforderungen wahrnehmen und analysieren kann. Diese Perspektive macht jedoch auch die Grenzen der Einflussnahme sichtbar: Die forschende Person agiert einerseits als Beobachterin und Impulsgeberin, andererseits ist sie Teil der Interaktion und reproduziert selbst Machtasymmetrien oder normative Rollenzuschreibungen.

Das zentrale transformative Potenzial liegt in der Offenlegung der Ambivalenzen, Spannungsfelder und Widersprüche, die in der Gestaltung von Hilfebeziehungen und ihrer sozialen Räume zum Vorschein kommen. Es ist der Prozess einer kritischen Auseinandersetzung mit eigenen Konzepten, mit den Bedürfnissen der Beteiligten und mit den normativen und strukturellen Rahmenbedingungen, der langfristig die Hilfepraxis und damit verbundene gesellschaftliche Veränderungspotenziale neu denkt.

6.4 Besonderheiten der triadischen Konstellation und ihr transformatives Potenzial

Die triadische Konstellation des Hilfepaargesprächs – bestehend aus der hilfesuchenden bzw. hochaltrigen, der hilfebietenden bzw. engagierten und der forschenden bzw. vermittelnden Person – bietet eine spezifische Dynamik, die über die Perspektive auf eine dyadische Hilfebeziehung hinausgeht. Diese Interaktion offenbart weitere komplexe Zusammenhänge in der Beziehungsgestaltung in Hilfebeziehungen und zeigt auch die Spannungsfelder und Potenziale, die aus der gleichzeitigen Aushandlung individueller und kollektiver Bedürfnisse, sozialer und gesellschaftlicher Erwartungen und institutioneller sowie sozialräumlicher Rahmenbedingungen entstehen.

Die Analyse zeigt, dass die Triade durch die Interaktion der drei Akteur:innen in wechselseitige Abhängigkeiten eingebunden ist. Jede Zweier-Konstellation innerhalb der Triade trägt spezifische Spannungen und Potenziale in sich:

(a) *Hilfesuchende/hochaltrige und hilfebietende/engagierte Person*: Diese Beziehungsebene zeigt die alltägliche Praxis von Hilfeleistungen und die Frage der Passung zwischen Hilfebedarf und Hilfeangebot. Die Dynamik wird geprägt durch die Erwartung, dass beide Seiten trotz ihrer unterschiedlichen Positionen eine funktionale und soziale Beziehung aufrechterhalten. Problematisch wird dies, wenn Rollenkonzepte festgeschrieben werden, die die hilfesuchende Person ausschließlich als bedürftig und die hilfebietende Person ausschließlich als gebende Instanz darstellen.

(b) *Hilfebietende/engagierte und forschende/vermittelnde Person*: Diese Konstellation fokussiert auf die Reflexion und Gestaltung des Engagements. Die hilfebietende Person bringt ihre subjektiven Hilfekonzepte ein, die oft bi-

ografisch geprägt sind, während die forschende Person als professionelle Akteurin strukturelle und methodische Perspektiven einfließen lässt. Diese Verbindung eröffnet die Möglichkeit, professionelle und ehrenamtliche Logiken zu verbinden, birgt jedoch auch die Gefahr, dass die Perspektive der hilfesuchenden Person in den Hintergrund rückt.

(c) *Hilfesuchende/hochaltrige und forschende/vermittelnde Person*: In dieser Beziehungskonstellation wird der Hilfebedarf explizit verhandelt. Die forschende/vermittelnde Person nimmt eine Moderationsrolle ein, die jedoch je nach Kontext sowohl die hilfesuchende Person unterstützen als auch ungewollte Machtasymmetrien verstärken kann. Die Herausforderung besteht darin, empathische Unterstützung und professionelle Distanz miteinander zu verbinden, da diese beiden Aspekte integraler Bestandteil der Rolle der forschenden Person sind. Gleichzeitig ermöglicht diese Verbindung, institutionelle und gesellschaftliche Diskurse über Hilfe und Care in die Interaktion einzubringen, was die Reflexion und Gestaltung innerhalb der triadischen Beziehung bereichert.

Diese Dilemmata werden von einem Trilemma der Hilfebeziehung ergänzt, was sich darin zeigt, dass immer nur zwei Verbündete ihre gemeinsamen Interessen vordergründig durchsetzen können, aber auch hier nur mit entsprechenden Fallstricken und Konsequenzen, z.B. Rollenverfestigungen und Machtungleichgewichten, die eigene soziale Dynamiken entwickeln können. Das Trilemma dieser Konstellation als eine wechselseitige Macht-, Bedürfnis- und Interessensverschiebung zwischen jeweils zwei Akteur:innen, macht deutlich, dass keine Interaktion ohne Konsequenzen für die dritte Person bleibt. Wenn Situationen immer wieder neu und gemeinsam ausgehandelt werden müssen und Hilfesuchende wie Hilfebietende diese Situationen abwägen müssen, stellt sich die Frage, welche Interessen in welcher Konstellation verfolgt werden und mit wem? Indem das Gespräch zu dritt auf Augenhöhe stattfindet, können gemeinsame konjunktive Erfahrungsräume sichtbar werden.

Das triadische Handeln öffnet sich mit der Perspektive nach außen und bearbeitet beispielsweise eine Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen, wenn gemeinsam über die sozialräumliche Lösungen nachgedacht wird, eine ausreichende Unterstützung zu organisieren, zu sichern und zu gewährleisten. Es kann aber auch dem Austausch von Alltagserfahrungen dienen. Diese gemeinsame Perspektive ergibt sich ebenfalls mit dem kritischen Blick auf institutionell und sozialräumlich organisierte Hilfevermittlung, wenn Hilfesuchende und Hilfebietende die forschende Person als Teil der Hilfebeziehung sehen oder sie als Person identifizieren, die ihnen als Hilfepaar Unterstützung gibt. Erweist sich die forschende Person als Sympathisantin gemeinsamer Interessen, können diese im gemeinsamen Hilfepaargespräch bearbeitet werden.

Die Konflikthaftigkeit von Hilfesituationen aus Sicht der forschenden und vermittelnden Person ist also nur bedingt als Dilemma zu bezeichnen, wenn auch Lösungen und die Herstellung einer gemeinsamen Passung hergestellt

werden können. Ich beschreibe das Phänomen dieser triadischen Herausforderung als ein situatives Spannungsfeld, das sich zwischen trilateralem Konsens und einem Trilemma bewegt. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass es in dieser triadischen Auseinandersetzung verschiedene Lösungen gibt, wenn die unterschiedlichen Interessen und Handlungsweisen im Hilfepaargespräch in der analytischen Explikation zu einer gemeinsam ausgehandelten Lösung führen und eben nicht zu einer Lösung, die als Krise zu erwarten ist oder nur auf jeweils einer Ebene einer Zweierkonstellation gelöst werden kann. Dafür wäre eine trialogische Aushandlung förderlich, die dialogische Räume erfordert und die hier erfolgen muss.

Sozialräumliche Perspektiven: Räume der Aushandlung und Begrenzung

Triadische Dynamiken im Hilfepaargespräch sind eng in sozialräumliche Kontexte eingebunden, die die Interaktionen wesentlich prägen. Soziale hilfe-relevante Räume sind einerseits physisch definiert wie die private Wohnung, die Nachbarschaft oder die Institution der Hilfevermittlung, andererseits durch die Akteure mit deren symbolischen Deutungen in verhandelten sozialen Normen, Erwartungen und Machtverhältnisse. Die Konstellation der Triade zeigt, dass sozialräumliche Dynamiken die Herstellung von Passung in den Hilfebeziehungen entscheidend beeinflussen. Zum Beispiel bietet die Nähe in nachbarschaftlichen Räumen die Möglichkeit, Beziehungen durch geteilte Erfahrungen und gegenseitiges Vertrauen aufzubauen. Gleichzeitig können normative Erwartungen – wie die Verpflichtung zur Solidarität oder die Anerkennung sozialer Rollen – Spannungen erzeugen, die Aushandlungen erforderlich machen. Der soziale Raum wird so zum Austragungsort von Machtverhältnissen und zum Ermöglichungsraum für die Gestaltung von Beziehungen. Die forschende Person trägt dazu bei, diese Dynamiken sichtbar zu machen, indem sie als moderierende Instanz den Raum für Reflexion und Interaktion öffnet. Die vermittelnde Person wird beauftragt, die gesellschaftspolitischen Ideen nachbarschaftlich oder sozialräumlich organisierter Hilfe zu konstituieren. Das ist komplex, da in diesen ersten und meist einzigen gemeinsamen Gesprächen zu dritt die Grundlagen für Hilfebeziehung geschaffen werden. Da insbesondere die hilfeschenden Personen während der Zeit der Hilfebeziehungen oft noch mehr an Mobilität verlieren, ist es eher selten möglich, dass diese nochmal die Räume der Vermittlungsstelle besuchen, die letztlich mit der vermittelnden Person und ihrer Expertise verbunden werden.

Bildungsrelevante Perspektiven: Lernen in der Triade

Aus einer bildungsrelevanten Perspektive fungiert die Triade als ein Raum informellen Lernens, in dem biografische Erfahrungen, individuelle Bedürfnisse und soziale Praktiken gemeinsam besprochen, reflektiert und weiterentwickelt werden können. Bildung zeigt sich hier als Ergebnis von Aushandlungsprozessen und dialogischen Interaktionen. Die triadische Konstellation

birgt ein spezifisches Potenzial für Lern- und Bildungsprozesse, das sich aus der Interaktion der drei Perspektiven ergibt. Anders als in einer dyadischen Beziehung eröffnet die Triade einen Reflexionsraum, in dem kollektive Aushandlungsprozesse sichtbar werden. Besonders relevant ist hierbei die Rolle der forschenden Person, die als vermittelnde Akteurin sowohl die Interaktion beobachtet als auch aktiv steuert.

Für die hilfesuchende Person zeigt das triadische Modell zwar Möglichkeiten, den Hilfebedarf explizit zu artikulieren und ihre Position innerhalb der Hilfebeziehung kritisch zu hinterfragen, aber auch die Hürden, die es behindern. Die hilfebietende Person hingegen hat die Chance, ihre Hilfskonzepte zu reflektieren und im Spannungsfeld von Ehrenamt und Professionalität neue und flexible Orientierungsrahmen zu entwickeln. Hier trägt insbesondere die vermittelnde Person zur Schaffung dieses Reflexionsraums bei, indem sie eine möglichst genaue Passung fokussiert. In ihrer moderierenden Funktion ähnelt sie dann der forschenden Person, die lernen könnte, sich ihrer komplexen Interessen bewusst zu machen und neue Orientierungsrahmen zu entwickeln, da dieser Reflexionsprozess eng mit persönlichen und institutionellen Perspektiven verwoben ist, die sich diese gegenseitig beeinflussen.

Eine triadische Konstellation in der sozialräumlich organisierten Hilfepraxis eröffnet somit Gelegenheiten für kollektives Lernen, bei dem die Beteiligten voneinander und miteinander lernen können. Diese Lernprozesse reichen von der Reflexion individueller Handlungsmuster bis hin zur Entwicklung gemeinsamer sozialräumlich relevanter Strategien, die den Bedürfnissen und Interessen aller Beteiligten gerecht werden. Im Mittelpunkt steht dabei der Dialog und das Lernen am und mit dem Dialog. Dieser kann auch dazu beitragen, innerhalb und außerhalb der triadischen Konstellation Interessen der Hilfebeziehungen zu thematisieren. Für die forschende Person besteht die Herausforderung darin, nicht nur die Dynamiken der Hilfebeziehung zu analysieren, sondern auch die eigene Position innerhalb dieser Interaktion zu reflektieren.

Das transformative Potenzial triadischer Konstellationen

Die triadische Konstellation in der Hilfebeziehung birgt ein besonderes transformatives Potenzial, das in ihrer erweiterten Fähigkeit liegt, bestehende Rollen, Konzepte und Praktiken kritisch zu hinterfragen und zu verändern. Dieses Potenzial zeigt sich – wie auch in der mikrosoziologischen Perspektive einer Beziehung aus zwei Personen – vor allem in Momenten, in denen die gewohnten Orientierungsrahmen der Beteiligten nicht mehr ausreichen, um die Anforderungen der Hilfebeziehung zu bewältigen.

Für die hilfesuchende Person eröffnet die Triade die Möglichkeit, Stigmatisierungsängste zu überwinden und neue Formen der Selbstorganisation zu entwickeln. Die hilfebietende Person kann durch die Triade ein erweitertes Verständnis von Verantwortung und Solidarität gewinnen, das sowohl ihre in-

dividuellen Grenzen als auch ihre Beziehung zur Institution reflektiert. Forschende und vermittelnde Personen wiederum erfahren, wie die Dynamiken sozialer Räume und die Machtverhältnisse innerhalb der Hilfebeziehung aufeinander wirken und orientieren sich in ihren Handlungsspielräumen entsprechend.

Das transformative Potenzial der Triade liegt dabei nicht nur in der individuellen Entwicklung der Beteiligten, sondern auch in der Möglichkeit, kollektive Lösungen für die Herausforderungen der Hilfebeziehung zu finden. Durch die dialogische Aushandlung von Interessen und Bedürfnissen entsteht ein Raum, der es erlaubt, normative Erwartungen zu hinterfragen und neue Formen der Zusammenarbeit zu entwickeln. Diese Prozesse können nicht nur die Hilfebeziehung selbst, sondern auch die sozialen und institutionellen Bedingungen, in denen sie stattfindet, nachhaltig verändern.

Fazit

Die triadische Perspektive zeigt, dass Hilfebeziehungen immer in einem komplexen sozialen, räumlichen und interaktionellen Kontext verankert sind. Sie bietet eine Analyseebene, die es erlaubt, die Dynamiken sozialer Räume, informelle Bildungsprozesse und transformative Potenziale in ihrer Wechselwirkung sichtbar zu machen. Dadurch eröffnet eine triadische Reflexionsperspektive erweiterte Möglichkeiten zur Gestaltung sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen.

In diesen Ermöglichungsräumen bewegt sich das transformative Potenzial eines solchen Hilfepaargesprächs, dass sich im gemeinsamen Forschungsprozess zeigt, das aber auch auf den Vermittlungsprozess mit der institutionellen Person übertragbar ist oder weitere triadische Konstellationen einschließt. Als transformativ gilt es deshalb, weil das bildungsrelevante Potenzial die Möglichkeiten des Scheiterns und Gelingens der Aushandlung in sich trägt. So werden hier Prozesse sichtbar, die ein *sich bilden beim Sorgen* einschließen, erfordern und ermöglichen. Bildung zeigt sich hier als Ermöglichung, mit den grenzbearbeitenden, krisenhaften Auseinandersetzungen, die Hilfeangebote, Hilfebedarfe und Hilfebeziehungen mit sich bringen, umzugehen. Die darin eingeschlossenen pädagogischen und gesellschaftsrelevanten Prozesse, die ebenfalls ein transformatives Potenzial in sich tragen, sollen im Anschluss nun herausgearbeitet werden.

7. *Sich bilden beim Sorgen* – Transformative Potenziale sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen

Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen: Sorgearbeit in sozialen Beziehungen entsteht im Zusammenspiel biografischer Hilfeverständnisse, sozialräumlicher Bedingungen und den Interaktionen zwischen den Beteiligten. In den Kapiteln 4 bis 6 wurden diese Zusammenhänge aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet und dies von den Wechselwirkungen persönlicher Erfahrungen und räumlicher Strukturen über biografisch geprägte Hilfskonzepte bis hin zu einer triadischen Perspektive mit ihren spezifischen Spannungsfeldern. Diese Analysen bilden die Grundlage für die zentrale Erkenntnis dieser Arbeit, die in einer Kernkategorie zusammengefasst werden kann: *Sich bilden beim Sorgen als transformatives Potenzial sozialräumlicher Hilfebeziehungen*.

Diese Kernkategorie hebt zunächst das Dynamische „sich bilden“ hervor, ein Prozess, der keineswegs bedeuten soll, Bildung in die subjektive Verantwortung der Beteiligten zu legen. Vielmehr verweist sie auf die Unverfügbarkeit vieler Hilfesituationen, die die Hilfepaare nur begrenzt aktiv beeinflussen können. Dabei soll der Fokus nicht allein auf den Herausforderungen liegen, sondern vor allem auf den bereits identifizierten Möglichkeiten und Potenzialen, die in diesen Prozessen sichtbar werden, die aber die Herausforderungen in der Bandbreite von Irritationen, krisenhaften und prekären Hilfesituationen und einer damit verbundenen Orientierungslosigkeit einschließen. Der Begriff der „Sorge“ (und nicht der „Hilfe“) wurde bewusst gewählt, da er die verschiedenen Ebenen gesellschaftlich notwendiger und komplexer Sorgeaufgaben im Ergebnis besser erfasst und vor allem über die unmittelbare Hilfebeziehungspraxis hinausgeht. Diese zentrale Kategorie, die den Ausgangspunkt für die Ergebnisse dieser Arbeit bildet, greift die Dynamik zwischen individuellen Bedürfnissen, biografisch geprägten Konzepten und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf und verdeutlicht, wie diese in den Aushandlungsprozessen der Beteiligten miteinander verwoben sind. Dabei wird deutlich, dass Routinen in Hilfebeziehungen ebenso stabilisierend wirken können, wie transformative Momente, etwa in krisenhaften biografischen Übergängen, Lern- und Veränderungsprozesse ermöglichen können.

Im komplexen sozialräumlichen Netz dynamischer Hilfearenen werden Normen, Rollen und Erwartungen immer wieder neu verhandelt. Die Ergebnisse der Kapitel 4 bis 6 zeigen, dass genau in diesen Aushandlungsprozessen das transformative Potenzial von Hilfebeziehungen liegt: Hilfesuchende und Hilfebietende nutzen alte und entwickeln neue Formen des Umgangs mit Hilfe, reflektieren oder beharren auf ihren Positionen und erweitern oder begrenzen ihre Handlungsspielräume. Um die sozialräumliche Perspektive zu erweitern,

wurde auch die Rolle der forschenden bzw. vermittelnden Person in ihren Bedeutungen als Teil dieser dynamischen Prozesse analysiert. Ihre Einbindung zeigt, wie sich die Interaktionen zwischen den Beteiligten durch die Anwesenheit eines dritten Akteurs verändern und welche Reflexions- und Handlungsmöglichkeiten daraus entstehen.

Die bisherigen Ergebnisse dieser Arbeit lassen sich in drei analytische Perspektiven unterteilen, die unterschiedliche Dimensionen der Hilfebeziehungen beleuchten und miteinander verknüpfen:

(1) *Interaktionistisch-dynamische Perspektive*: Diese Perspektive beleuchtet die Bedingungen, die Gestaltungsmöglichkeiten von Hilfebeziehungen eröffnen und begrenzen. Dazu zählen infrastrukturelle Gegebenheiten, sozialpolitische Entscheidungen sowie die dynamischen Interaktionen zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden. Besonders die Vertrauensbildung und Anpassungsfähigkeit der Beteiligten prägen die Aushandlungsprozesse und machen deutlich, wie transformative Dynamiken entstehen können.

(2) *Biografisch-konzeptualisierte Perspektive*: Hier rückt die Bedeutung biografisch geprägter Hilfeverständnisse und habitualisierter Konzepte in den Fokus. Diese Vorstellungen beeinflussen nicht nur die Gestaltung der Hilfebeziehung, sondern eröffnen auch Bildungsgelegenheiten in Übergangsphasen oder Grenzerfahrungen. Die Reflexion dieser biografischen Konzepte trägt dazu bei, bestehende Rollen und Handlungsmuster zu hinterfragen und neue Orientierungsmöglichkeiten zu entwickeln.

(3) *Triadisch-situative Perspektive*: Diese Perspektive fokussiert auf die spezifischen Spannungsfelder und Kooperationsmöglichkeiten in triadischen Konstellationen. Sie verdeutlicht, wie die Einbindung dritter Akteur:innen neue Reflexionsräume und Dynamiken schafft. Das situative Spannungsfeld zwischen trilateralem Konsens und Trilemma verdeutlicht die Potenziale für gemeinsame Lösungen und Transformationen, die solche Konstellationen bergen.

Die Einbettung dieser Perspektiven in sozialräumliche Kontexte zeigt, dass Hilfebeziehungen weit über die Hilfebeziehungsebene hinausgehen. Sie verknüpfen individuelle und kollektive Bedürfnisse mit gesellschaftlichen Strukturen und eröffnen Räume, in denen Aushandlungsprozesse stattfinden, die transformativ auf die Akteur:innen und ihre sozialen Umfelder wirken können. Dieses Zusammenspiel wird im weiteren Verlauf des Kapitels vertieft, indem die einzelnen Ebenen, gesellschaftlich, beziehungsrelevant, triadisch und schließlich als sozialräumliche Bildungsarbeit, systematisch analysiert und miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Die zugrundeliegenden Forschungsfragen bilden den Ausgangspunkt für die nun tiefergehende Analyse dieser Arbeit. Diese Fragen wurden zu Beginn des Forschungsprozesses formuliert, um erste Orientierungspunkte zu schaffen. Im Verlauf der empirischen Arbeit und der systematischen Analyse wurden sie weiterentwickelt und differenziert herausgearbeitet. Dieser Prozess

spiegelt einerseits die methodische Prozesshaftigkeit wider, die die Grounded Theory Methode bieten kann, andererseits auch die zentrale Erkenntnis, dass die Dynamik sozialräumlicher Hilfebeziehungen erst in der genauen Auseinandersetzung mit den Spannungsfeldern und Akteurskonstellationen sichtbar wird.

Die finalen Forschungsfragen greifen zentrale Erkenntnisse der empirischen Analyse auf, verknüpfen sie mit den theoretischen Erarbeitungen und zielen auf deren Weiterentwicklung. Sie fragen erstens, wie sozialräumliche Kontexte die Gestaltung und Entwicklung von Hilfebeziehungen beeinflussen. Zweitens wird untersucht, welche Rolle biografische Hilfekonzepte und individuelle Routinen für die Passung und Stabilität dieser Beziehungen spielen. Drittens interessiert, wie sich ihr transformatives Potenzial in der Interaktion zwischen den Beteiligten zeigt. Viertens geht es um die Bedeutung triadischer Konstellationen, insbesondere der Einbindung einer forschenden oder vermittelnden Person, für die Gestaltung und Reflexion von Hilfebeziehungen. Fünftens wird gefragt, wie sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen zur Gestaltung von Bildungs- und Reflexionsräumen beitragen.

Die folgende Darstellung baut auf diesen Erkenntnissen auf und setzt sie in den Kontext der bildungsrelevanten Spannungsfelder („beim Sorgen“), die bereits im theoretischen Teil erarbeitet wurden. Diese Spannungsfelder (Routine und Transformation, Anerkennung und Stigmatisierung sowie Individuum und Gesellschaft) dienen als analytische Leitlinien, um die verschiedenen Ebenen der Ergebnisse zusammenzuführen. Dabei zeigt sich, dass die triadische Perspektive nicht nur eine Erweiterung der Interaktionen in den Hilfebeziehungen darstellt, sondern eine eigenständige analytische Ebene eröffnet, die neue Möglichkeiten zur Reflexion und Gestaltung von Hilfebeziehungen bietet. Zudem bietet sie eine Möglichkeit, den Übergang zu einer professionellen Perspektive zu schaffen, bei der es konkret um die Entwicklung einer sozialräumlichen Bildungsarbeit geht.

Die folgenden Kapitel widmen sich den zentralen Ebenen, in denen sich das transformative Potenzial sozialräumlicher Hilfebeziehungen zeigt. Sie umfassen die gesellschaftliche Ebene (7.1), die Hilfebeziehungsebene (7.2) und abschließend die triadische Perspektive (7.3). Dabei wird deutlich, wie sich die Dynamiken der Hilfebeziehungen in diesen Ebenen manifestieren und welche Potenziale sie für Bildung und soziale Transformation bieten.

7.1. Bildung in gesellschaftlichen Kontexten

In diesem Kapitel werden die Bedingungen für die gesellschaftliche Relevanz von Hilfebeziehungen untersucht, indem der Fokus auf die Spannungsfelder sozialer Wandel- und Transformationsprozesse gelegt wird. Zunächst

wird in 7.1.1 analysiert, wie gesellschaftliche Hilfekontexte Bildungspotenziale in Hilfebeziehungen eröffnen und wie diese Spannungsfelder, vor allem zwischen gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Regeln, sichtbaren und unsichtbaren Räumen sowie professionalisierten und freiwilligen Hilfen, die Dynamik der Hilfebeziehungen herstellen. In 7.1.2 wird die Bedeutung gemeinschaftlicher Netzwerkarbeit für den Erhalt und die Weiterentwicklung von Unterstützungsstrukturen betrachtet, insbesondere im Kontext der sich verändernden sozialen Netzwerke hochaltriger Menschen. Abschließend werden in 7.1.3 die Übergangsprozesse zwischen Hilfebedarf und Hilfeangebot thematisiert, die biografisch geprägte Herausforderungen und transformative Potenziale sichtbar machen.

7.1.1 Gesellschaftliche Hilfekontexte und ihr Bildungspotenzial

Institutionell bzw. sozialräumlich organisierte Hilfeinstitutionen haben das Ziel, Menschen mit Hilfebedarf und Menschen mit Hilfeangeboten zusammenzubringen. Dahinter steht die Vorstellung, dass diese mit ihrem jeweiligen Anliegen dort vorstellig werden, diese ausreichend durchdacht und angemessen artikulieren können, dann vermittelt werden und die Hilfe nach gemeinsamer Absprache durchgeführt wird. Dass diese programmatische Vorstellung in der alltäglichen Praxis nicht der Regel entspricht, sondern von verschiedenen gesellschaftsrelevanten Spannungsfeldern beeinflusst wird, zeigt sich auf der Mikroebene der Hilfebeziehungen und soll damit auch in den Ergebnissen dieser Arbeit sichtbar platziert werden. Die sozialräumlich organisierten Hilfen arbeiten in mehreren dieser Spannungsfelder, die nur in der Kombination/ in gemeinsamen Wirken zu betrachten sind: erstens im Spannungsfeld zwischen gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Regeln, zweitens im Spannungsfeld zwischen öffentlichen, sichtbaren und privaten, unsichtbaren Räumen und drittens im Spannungsfeld zwischen professionalisierten Hilfen und freiwilligem Engagement. Ich werde nun die Ergebnisse und Erkenntnisse aus dem empirischen Datenmaterial, eingebettet in diese Spannungsfelder diskutieren, da sie meines Erachtens vor allem zeigen, in welchen unklaren und diffusen Handlungsräumen die Beteiligten an der Hilfebeziehung agieren und zurechtkommen müssen.

Die Perspektive auf das Spannungsfeld von Gemeinschaft und Gesellschaft bietet in Anlehnung an Tönnies (2012) einen Blick auf die Hilfeinstitutionen als eine gesellschaftliche Struktur und ihr soziales Handeln, das aber im Kern der Hilfebeziehungen einen gemeinschaftlichen und nachbarschaftlichen Charakter haben soll. Die Hilfeleistungen sind dokumentiert, formal organisiert, die Menschen sind unfall- und haftpflichtversichert, die Kommunikationswege sind dokumentiert, die Organisation ist in Gebietskörperschaften eingebettet: Vereine, Genossenschaften oder die kommunale Verwaltung. Zu Beginn gibt

es Absprachen in Form von Vereinbarungen, wie die Hilfe umgesetzt soll. Die an der Hilfebeziehung Beteiligten füllen einen Bogen aus und es wird erwartet, dass sie ihn als grundlegende Vereinbarung interpretieren. Während gesellschaftliche Strukturen durch Formalisierung und Objektivierung Sicherheit und Zugänglichkeit schaffen sollen, bleibt das gemeinschaftliche Element, das geprägt ist von persönlichen Beziehungen und situativen Anpassungen, entscheidend für das Gelingen von Hilfebeziehungen ist. Diese Dynamik verdeutlicht, dass die Bildung von Vertrauen und Aushandlungsprozessen innerhalb der Beziehungen nicht allein durch gesellschaftliche Regelwerke strukturiert werden können, sondern in informellen, oftmals unsichtbaren sozialen Räumen stattfindet.

Auch der Begriff der Nachbarschaftshilfe, wie er meistens als Bezeichnung für die Hilfen verwendet wird und der nach Tönnies eher zum Prinzip der Gemeinschaft gehört, wird von den Beteiligten sehr unterschiedlich gedeutet. Es zeigt sich, dass sich diese Hilfen zwischen den Kategorisierungen von gesellschaftlichem und gemeinschaftlichem Charakter bewegen. Bedeutsam ist dies, da es die Verwobenheit und die meist ungeklärten Einschätzungen und Vorstellungen, ob die Hilfen jetzt eher Dienstleistungen sind oder doch in den privat oder freundschaftlich geprägten Raum fallen, die Aushandlungen beeinflussen bzw. erschweren. Hier bilden sich auch Erwartungen ab, die sich im Spannungsfeld von Verbindlichkeit und Verlässlichkeit bewegen, wie sie Timm Kunstreich (2016) als Orientierungen thematisiert hat. Verbindlichkeiten lassen sich auf Vereinbarungen zurückführen, die eingehalten werden müssen und damit einen nach Tönnies eher gesellschaftlichen Charakter haben. Verlässlichkeiten dagegen drücken das Einlassen auf (Hilfe)Beziehungen aus, die über das hinausgehen, was in dokumentierten Vereinbarungen steht und damit einen Beitrag zudem ausdrücken, was Waerness (2000) als Fürsorgerationalität beschreibt.

Wenn sich die Bedürfnisse und auch die Formate in den Hilfebeziehungen immer wieder verändern, drückt dies keinen Bruch mit der Vereinbarung aus, sondern eine ständige Anpassung an die Bedarfe und Bedürfnisse und das Format der Hilfe(beziehung). Die Hilfebeziehungen bewegen sich also immer zwischen den professionellen Angeboten, die schon von ihrer Struktur her einen gesellschaftlichen Charakter haben, und dieser Vereinbarungsmodus ist anerkannt und akzeptiert. So werden auch hier teilweise Begriffe wie Nachbarschaftshilfe oder Betreuung verwendet, die für hilfesuchende und hilfebietende Menschen mehrdeutig oder missverständlich sind. Professionelle Angebote stoßen u.a. aufgrund ihrer rechtlichen Absicherungsversuche und marktwirtschaftlicher Strukturen immer wieder an ihre Grenzen, so dass entweder An- und Zugehörige fehlende Hilfeleistungen dann doch übernehmen oder Hilfesuchende nicht ausreichend versorgt werden. Wenn hier die Praxis sozialräumlich organisierten Hilfe ins Spiel kommt, bewegt sie sich auf einem schmalen Grat einer scheinbaren Absicherung von Hilfen, aber auch auf einem

sehr weiten Feld, in das all die Hilfebedarfe hineinpassen, die sonst keinen Platz finden. So entsteht ein breites Spektrum an Hilfen, die hier erwartet werden, aber nicht erfüllt werden können. Diese gehen wiederum zu Lasten derer, die ohnehin schon zu wenig Hilfe bekommen und derer, die ohnehin schon viel Hilfe für andere leisten.

Hier wäre die Gelegenheit, auf (kommunal)politischer Ebene anzusetzen, wie es auch der Siebte Altenbericht empfiehlt: Strukturen in der Kommune zu initiieren, zu stärken, zu begleiten etc. Es ist aber auf Bundes- oder Landesebene selten ernsthaft diskutiert worden, die Kommunen finanziell und rechtlich so auszustatten, dass sie diese Ideen auf einer sozialräumlichen lokalen Ebene zukunftssicher und nachhaltig umsetzen können.⁴⁴

Da die Hilfebeziehungen in ein größeres System von Hilfe und Unterstützung eingebettet sind, das durchaus einen Mix aus professionellen, bürgerschaftlichen und technischen Maßnahmen (Bürger-Profi-Technik-Mix) darstellt, spiegelt sich hier zumindest der sichtbare öffentliche Bereich von Care und Sorge wider. Die familiären und sehr informellen nachbarschaftlichen und freundschaftlichen Hilfen, die nicht als gesellschaftlich verantwortende Bemühungen klassifiziert werden, aber im Sinne von bürgerschaftlichem Engagement diskutiert werden, aber existenziell sind, bleiben weitgehend unsichtbar. Dieses Ungleichgewicht zwischen öffentlich wahrnehmbaren und privaten, weniger sichtbaren Formen der Unterstützung spiegelt ein Spannungsverhältnis wider: Einerseits gibt es eine Vielzahl an gemeinschaftlichen Fürsorgestrukturen, die jedoch oft nicht ausreichend vorhanden sind, und andererseits existieren gesellschaftliche Strukturen der Fürsorge, die ebenfalls nicht in ausreichendem Maße vorhanden sind.

Nach Tönnies (1887/2012) ist Hilfe ein gesellschaftlicher Prozess, wenn Menschen unabhängig von ihren familiären und gemeinschaftlichen Netzwerkstrukturen Hilfe organisieren. Hans Scherpner (1962), der Hilfe als Funktion der Gemeinschaft und deren Organisation und Institutionalisierung als sozialstaatliche Aufgabe sieht, begründet hier das Prinzip Soziale Arbeit. Aber auch das freiwillige Engagement, das hier als „Soziales“ organisiert wird, ist dann organisatorisch eine gesellschaftliche Struktur, die organisiert, dokumentiert, abgesichert ist, personell austauschbar ist, objektivierte Hilfen, Leistungen, die nach Plan und Vereinbarung erbracht werden, sehr starke Begrenzen aufweisen und damit einen Dienstleistungscharakter haben. Die erarbeiteten Agenden der politischen Programme, die sich auf nachbarschaftlich organisierte Hilfen beziehen, konzentrieren sich oder versprechen aber im Kern auf

⁴⁴ Anschlussfähig ist dies rechtlich am ehesten im §71 SGB XII, der altersspezifische Schwierigkeiten verhüten, und älteren Menschen ein selbstbestimmtes Leben sowie die Teilhabe an der Gemeinschaft ermöglichen soll. Dazu gehören Leistungen wie Unterstützung bei gesellschaftlichem Engagement, altersgerechter Wohnraumbeschaffung, Beratung im Pflegekontext, Zugang zu kulturellen, Bildungs- und geselligen Angeboten.

eine eher gemeinschaftliche Hilfe, die sich auf Verlässlichkeit, flexible Absprachen, auf Vertrauen und persönliche Beziehungen, oft auch sehr private und unsichtbare Hilfen setzt. Das hat zur Folge, dass es den von den Institutionen erhofften Regelfall, dass Menschen mit ihrem Hilfebedarf in ein Büro kommen und dort genau sagen können, was sie benötigen, kaum gibt.

Vielmehr gehen dieser Handlung verschiedene Entscheidungsprozesse und -motivationen voraus, wie z.B. die Erkundigung bei anderen, die diese Hilfen bereits in Anspruch nehmen, oder die Ermutigung durch andere, diese Hilfen ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Darüber hinaus gibt es Angehörige, die eine Hilfe zur eigenen Entlastung der Hilfesuchenden benötigen, obwohl diese sie eigentlich nicht wünschen. Zudem ist es aufgrund einer leistungsgesellschaftlich und individuell nicht anerkannten Frage nach und Bitte um Hilfe eher nicht der Regelfall, dass Hilfe organisiert wird, wie es im Programm der Hilfeeinrichtungen steht. Vielmehr hat sich gezeigt, dass es Gelegenheitsstrukturen braucht, damit Menschen ihren Hilfebedarf nicht nur formulieren, sondern auch so formulieren können, wie sie ihn sich zunächst vorstellen. So ist es nicht verwunderlich, dass ich auch einige Hilfebeziehungen selbst organisiert und gefunden habe, die sich dennoch an die Institutionen wenden, um sich dort „anzumelden“, d.h. dass sie nicht von anderen vermittelt werden wollen, aber dennoch von den (Engagement-)Strukturen profitieren wollen und bestimmte Erwartungen an diese haben.

Die Komponente gemeinschaftlich geprägter Hilfen erhofft sich eine Verlässlichkeit, die gesellschaftlich und professionell-sozialräumlich organisierte Strukturen nicht bieten. Im empirischen Material wurde davon erzählt, dass eine der sozialräumlich organisierten Hilfeinstitutionen aufgrund fehlender finanzieller Mittel schließen musste und damit die vermittelten Hilfebeziehungen ohne Ansprechpersonen waren. Die Abhängigkeit der Hilfeeinrichtungen von primär ökonomischen Ressourcen und kommunalpolitischen Entscheidungen birgt im Kern bereits die Gefahr des Scheiterns dieser Hilfen. Die Abhängigkeit von personellen Ressourcen ist ein ebenso vages Konstrukt, was sich daran zeigt, dass die Engagierten an ihre Grenzen stoßen und diejenigen, die ohnehin schon viel Sorgearbeit leisten, dann noch mehr gefordert sind. Wenn sie wissen, dass es keine Alternativen gibt, dann versuchen sie, diese so weit wie möglich aufrecht zu erhalten, aber immer mit der Tendenz zur Selbstausbeutung und keineswegs als bürgerschaftliches Engagement mit eigenen Gestaltungsmöglichkeiten. Hier stellt sich die Frage, ob die gesellschaftliche Reproduktions- und Sorgearbeit auf den Schultern derer abgeladen wird, die ohnehin schon unsichtbare und nichtöffentliche Sorge und Hilfe leisten.

So hat sich gezeigt, dass insbesondere Menschen mit Sorge- und Fürsorgeerfahrungen auch auf den Bereich der Sorge zurückgreifen, wenn sie für ein Engagement motiviert werden, weil sie diese Prozesse kennen und wissen, dass sie dort entsprechend anerkannt, inkludiert und gesellschaftlich soziali-

siert werden. Da es vor allem Frauen sind, die Sorgeerfahrungen gemacht haben, sind es auch hier vor allem Frauen, die sich für die Sorgearbeit in sozial-räumlich organisierten Hilfebeziehungen wiederfinden.

In den Hilfepaargesprächen wird deutlich, dass die primären Ursachen für den Bedarf an Alltagsunterstützung nicht allein im Prozess des Alterns liegen, in dem Menschen mit zunehmendem Alter an ihre Grenzen stoßen und zuvor problemlos bewältigte Aufgaben nun nicht mehr eigenständig bewältigen können. Vielmehr resultiert dieser Bedarf hauptsächlich aus verschiedenen Faktoren wie an der zurückgebauten oder nicht vorhandenen Infrastruktur, den kleiner werdenden sozialen Netzwerken und nicht zuletzt aus der Tatsache, dass Menschen dadurch und aufgrund von krankheits- oder altersbedingten körperlichen, geistigen oder psychischen Einschränkungen immer weniger in der Lage sind, Dinge selbst zu tun.

So gibt es gesellschaftlich bedingte Ausgrenzungsmechanismen, die im Alter zur Abhängigkeit von anderen Personen führen. Statt Barrieren abzubauen, entstehen immer neue Barrieren, die insbesondere Menschen mit Einschränkungen im Alter ausgrenzen. Dazu gehört, dass ältere Menschen mit Behinderungen, die nicht mehr in der Lage sind, diese Barrieren zu überwinden, entweder auf die Hilfe anderer angewiesen sind oder in stationäre Einrichtungen umziehen müssen, die nicht in ihrem gewohnten sozialen Umfeld liegen. Hinzu kommt, dass auch ambulante Angebote in ländlichen Regionen nicht mehr in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen, so dass auch die professionelle Versorgung in keiner Weise gewährleistet ist. Anstatt aus kommunaler Sicht Maßnahmen zu entwickeln, die diesen Strukturen entgegenwirken, wird auf den Einsatz familiär-gemeinschaftlicher Sorge und ehrenamtlich organisierter Hilfen gesetzt. Die Entscheidungstragenden dieser Strategien sind in der Regel nicht diejenigen, die dann die Fürsorgearbeit leisten – ganz im Gegenteil, es sind diejenigen, die nicht auf die infrastrukturelle Nahversorgung oder die wohnortnahe ärztliche Versorgung angewiesen sind. Hier schließt sich der Kreis, denn es sind genau diese Menschen mit Sorge- und Hilfeerfahrungen, die nun einspringen sollen, wollen oder müssen, um den Hilfebedarf aufzufangen, der sich aus der fehlenden Infrastruktur ergibt, und die letztlich in der Hilfepraxis auch über die gesellschaftlich möglichen Grenzen der sozialen Arbeit hinaus tätig sind, wie es bei der privaten Sorgearbeit üblich ist.

Damit gleicht Care-Arbeit in den Hilfebeziehungen, die eigentlich institutionell, öffentlich und in gesellschaftlichen Strukturen gedacht und dargestellt werden, eher privaten, nicht-öffentlichen, unsichtbaren Care-Mustern, die keiner marktwirtschaftlichen Logik unterliegen. Sehr deutlich wird dies, wenn die Hilfeleistenden auch Krankheits- und Urlaubszeiten oder den kompletten Ausfall von Hilfeinstitutionen selbst organisieren und verantworten (müssen). Eine erste These zu Bildungspotenzialen im Hilfekontext führe ich hier ein, indem ich den Gedanken von Regina Becker-Schmidt aufgreife, die die Modernisie-

rungsthese von Ulrich Beck umkehrt, in der den Frauen die Veränderungsnotwendigkeit zugeschrieben wird, ihre Individualisierungsbestrebungen zu realisieren und mit der doppelten Vergesellschaftung umzugehen. Sie schreibt dazu:

„Die These von Ulrich Beck, in der Vergesellschaftung von Frauen gäbe es noch einen Nachholbedarf an Modernisierung, lässt sich umkehren: Männer müssen noch viel lernen, wenn sie dazu beitragen wollen, die sozialen Missstände im Geschlechterverhältnis zu beseitigen, die sie auf ihrem Weg in die Moderne hinterlassen haben.“ (Beck 1994; Becker-Schmidt 2003)

Die hier in der Aussage angesprochenen Frauen – ich möchte dies auf sorgetragenden Personen erweitern –, die auch in dieser Arbeit diejenigen Interviewten mit überdurchschnittlicher Sorgeerfahrung sind, die sich mehrfach vergesellschaften müssen, dürfen oder wollen. Sie treten mit ihrem freiwilligen Engagement in (neue) Vergesellschaftungsprozesse ein und müssen sich damit auseinandersetzen. Sie sind es, die sich zur Verfügung stellen, mit diesen vagen und sich ständig verändernden Situationen umzugehen und lernen, sie zu verarbeiten und an bereits Gelerntes anzuknüpfen. Aus feministischer Sicht ist diese Positionierung für die sozialpolitische Caresituation möglicherweise hinderlich und verfestigt die bestehenden Strukturen, insbesondere jene, die hier aufgezeigt und erarbeitet werden. Es stellt sich die berechnete Frage, ob nicht denjenigen, die die Hilfesysteme steuern und verantworten – in der Regel sind dies eher männlich konnotierte und besetzte Positionen – ein Bildungsauftrag zugeschrieben werden muss. Mit anderen Worten: Wenn tatsächlich „soziale Missstände“ im Kontext eines umfassenderen Hilfeeindrangements (Care-Ungleichheiten, Care-Ungerechtigkeiten, Care-Vernachlässigungen) „auf dem Weg in die Moderne“ (hin zu einer ausreichenden Versorgungssicherheit für Hilfesuchende und Hilfebietende) beseitigt werden sollen, dann bedarf es dazu in erster Linie einer sehr hohen Lern- und Veränderungsbereitschaft derer, die diese „Missstände“ nicht nur verursacht haben, sondern diesen Weg auch kontinuierlich fortsetzen und systematisch verfestigen.

Die Betrachtung der Spannungsfelder zwischen gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Hilfestrukturen, zwischen sichtbaren und unsichtbaren Räumen sowie zwischen professioneller und freiwilliger Hilfe zeigt, dass sozialräumliche Hilfebeziehungen in einem komplexen Wechselspiel von hierarchischen Bedingungen, gesellschaftspolitischen Entscheidungen und gegenseitigen viel zu hohen Erwartungen agieren, deren Prekarität deutlich in den Hilfebeziehungen selbst sichtbar wird. Hier wird sich darauf verlassen, dass solidarische Hilfe ein Selbstläufer ist, den man nur anstoßen und vermitteln muss. Zwar schaffen diese dringend benötigten Dynamiken auch Räume für Bildung und Reflexion, in denen Akteur:innen ihre Rollen, Handlungsspielräume und Bedürfnisse neu aushandeln oder überdenken; er führt aber auch zu Ausbeutung, Überforderung und zum Scheitern der Hilfen und dies zu Lasten derjenigen, die darauf angewiesen sind.

Der Bildungsauftrag richtet sich in erster Linie an jene, die durch ihre politischen⁴⁵ und organisatorischen Entscheidungen die Hilfepraxis erschweren oder verhindern: angefangen bei den strukturellen Rahmenbedingungen bis hin zum Zugang zur Hilfepraxis. Dadurch wird nicht nur die Solidarität mit Menschen im sozialräumlichen Umfeld untergraben, sondern auch die Möglichkeit, sich aktiv für die eigenen Interessen und die der Hilfesuchenden einzusetzen. Dies stellt zugleich einen Akt der sichtbaren Nichtanerkennung von sowohl Hilfebedarf als auch Hilfeangebot dar. Um diese Prozesse genauer zu beleuchten, widmet sich das nächste Unterkapitel der Bedeutung gemeinschaftlicher Netzwerkarbeit. Hier stehen insbesondere die sozialen Verflechtungen und Interaktionen im Mittelpunkt, die es ermöglichen, Hilfebeziehungen aufzubauen und zu gestalten. Es wird analysiert, wie sich diese Netzwerke durch soziale und räumliche Veränderungen wandeln und welche Bildungsprozesse dabei angestoßen werden.

7.1.2 Die Bedeutung gemeinschaftlicher Netzwerkarbeit

Ein weiterer Grund, warum sozialräumlich organisierte Hilfe gesucht wird, ist die Tatsache, dass sich ihre bestehenden Hilfenetzwerke verkleinert haben oder sogar weggefallen sind. Dahinter steht die Grundannahme, dass alle Menschen in ihrem Leben immer wieder Hilfe benötigen und auf andere angewiesen sind (vgl. Scherpner 1962), aber auch helfen können oder sich für andere einsetzen. Die Situationen, in denen die eine oder andere Rolle eingenommen wird, können sehr vielfältig sein, was sich allein schon in der Vielfalt der hier beschriebenen Hilfearrangements ausdrückt. Der Verlust von Personen, mit denen dieses Unterstützungsnetzwerk bisher funktioniert und sich verlässlich eingespielt hat, wird umso spürbarer, je größer und komplexer der Hilfebedarf geworden ist. Grundsätzlich besteht bei hochaltrigen Menschen ein erhöhtes Risiko, dass befreundete, benachbarte, verwandte oder zugehörige Menschen versterben, die bereits zu ihrem bisher funktionierenden sozialen Netzwerk gehörten. Allein dadurch können langjährige soziale (Hilfe-)Beziehungen abbrechen, wie in den Interviews mit den Hilfesuchenden sehr deutlich wurde. Dies trifft insbesondere die Hilfesuchenden doppelt: Die (gegenseitigen) Hilfen im Alltag fallen ebenso weg wie die entsprechenden sozialen Kontakte und Be-

⁴⁵ Hier könnte auch das Konzept des „Policy Practice“ ergänzt werden, mit sich Miriam Burzlaff (2012) in der Sozialen Arbeit beschäftigt. Der Begriff „Policy Practice“ umfasst Handlungen, die darauf abzielen, neue Politiken zu formulieren oder bestehende zu verbessern, um soziale Gerechtigkeit zu fördern. Burzlaff betont, dass ein Engagement in der Policy Practice eine Haltung erfordert, die sich gegen die Individualisierung sozialer Probleme stellt und dem Prinzip der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet ist. Sie argumentiert, dass Politiken oft nicht nur Ursache für strukturelle Diskriminierung und soziale Probleme sind, sondern auch ein entscheidender Faktor zu deren Behebung sein können (vgl. Burzlaff 2012).

gegnungen. Gerade für den Aspekt der Hochaltrigkeit scheint dies entscheidend zu sein, denn damit wird der Individualisierungsaspekt immer wichtiger, der die Herausforderung mit sich bringt, mit einem mehrdimensionalen Verlust umzugehen und eine Zukunftsperspektive zu haben, dass dies ein fortschreitender, bedrohlich asymptotischer Prozess bleibt. Dennoch zeigen sich immer wieder neue Strategien der Hilfesuchenden, mit Verlusten und daraus entstehenden neuen Bedürfnissen umzugehen und sich hier auch im Alter auf neue, irritierende und transformierende Prozesse einzulassen und diese zu bewältigen.

Wobei sich soziale Verluste nicht nur auf verstorbene Personen im sozialen Umfeld beschränken: immer wieder verlassen ältere Menschen auch ihre angestammten Wohnorte, weil sie dort keine ausreichenden Strukturen für ein gutes Leben im Alter mehr vorfinden, so dass sich die sozialen Kontakte der dort Verbleibenden verändern bzw. verringern. Auch in den Kommunen sind kaum Strukturen vorhanden, die den Menschen ein Leben im Alter ohne größere Hürden so lange ermöglichen, wie sie möchten. Dass es sich dabei auch um eine Aufgabe für alle Menschen handelt, die in der einen oder anderen Form mehr Unterstützung benötigen als andere, wird dabei oft übersehen. So ist es z.B. in ländlichen Regionen aufgrund der ausgedünnten und schwindenden Infrastruktur von entscheidender Bedeutung, ob jemand einen Führerschein oder ein Auto besitzt, um sich selbstständig zu versorgen oder zumindest alleine zurechtkommen zu können. Die bereits erwähnten baulichen Barrieren und infrastrukturellen Mängel führen zu möglichen Ausgrenzungen für alle Altersgruppen, so dass sich soziale Netzwerke immer wieder neu ausbalancieren müssen und die darauf angewiesenen Menschen darauf reagieren müssen. Die damit einhergehende Segregation von Menschen mit ausreichend funktionierenden Netzwerken und Menschen ohne diese Netzwerke verstärkt sich nicht nur wohnräumlich. Sie führt zu einer sozialräumlichen Exklusion von Menschen, die hochaltrig und mobilitätseingeschränkt sind und deren formelle Nachbarschaften sich damit stetig verändern.

Alle von mir befragten Personen lebten allein und äußerten in den Interviews mit Blick auf die Zukunft, dass ihre sozialen Netzwerke deutlich kleiner geworden seien. Es wurde deutlich, dass die Bewältigungsstrategien im Umgang mit der Ausdünnung der sozialen Netzwerke die Handlungsweisen in den Betreuungsbeziehungen stark beeinflussen. So hat eine Person, die keine Angehörigen mehr hat, einen ganz anderen Hilfebedarf als jemand, der auf Alternativen zurückgreifen kann. Einige der Hilfesuchenden berichteten auch von ihren Erfahrungen, sich auf neue Hilfeangebote einzulassen, die ihr Unterstützungsnetzwerk wieder erweitern könnten. Die hier genannten Hürden waren häufig mit der Thematisierung von Fremdheit verbunden, tatsächlich aber mit der Sorge, nicht genügend Sympathie und Vertrauen füreinander zu entwickeln, die für eine verlässliche und anerkennende Hilfebeziehung entscheidend ist. So wird z.B. das Einlassen auf jüngere oder andere Generationen immer

auch mit Überwindung und Herausforderung verbunden. In den Interviews wurde dies als Irritation thematisiert. So kann es sein, dass es innerhalb von Altersgruppen gemeinsame kollektive Erfahrungsräume gibt, die gerade bei Hochaltrigkeit eine besondere Rolle spielen. Die Menschen selbst haben aber kaum Möglichkeiten, diese Irritationen in der Begegnung oder im Austausch gemeinsam zu bearbeiten. Vielmehr müssen sich die hochaltrigen Hilfesuchenden entweder allein oder immer wieder mit jüngeren Menschen austauschen.

In den Gesprächen hat sich gezeigt, dass es sich als gewinnbringend erwiesen hat, sich dafür zu öffnen, wenn die älteren Menschen über Kontakte und soziale Netzwerke zu jüngeren Menschen verfügen und diese Kontakte und Netzwerke vielfältig sind. Vor allem ist es von Vorteil, Anerkennung und Wertschätzung für das Leben in diesem Alter zu erfahren. So bedarf es auch besonderer Bildungserfahrungen, um die Hürden der vermeintlichen Generationenferne zu überwinden. Denn klar ist, dass die Generation allein nicht die entscheidende Fremdheitshürde ist. Hier geht es letztlich um die fehlende gemeinsame Erfahrung mit dem hohen Alter. Auch diese kann sehr unterschiedlich sein, so dass Sympathie nicht automatisch mit gleichem Alter oder gleichen Alterserfahrungen einhergeht. Auch dieses Phänomen taucht in Hilfepaargesprächen auf und wird dort thematisiert: Sympathie trotz Altersunterschied. So ist es nicht verwunderlich, dass Verständnis und Anerkennung für andere Menschen über Generationen hinweg biografisch begründet auftauchen und in den Hilfebeziehungen bearbeitet werden.

Diese Erfahrungen sind besonders zentral und wertvoll, da die Nähe zu anderen Generationen, wie sie üblicherweise in der eigenen Familie bzw. Herkunftsfamilie erlebt wird, durch das Nicht-mehr-Zusammenleben in Großfamilien abnimmt. So ist es nicht verwunderlich, dass die Hilfesuchenden in dieser Studie entweder keine Verwandten vor Ort haben, v.a., wenn sie keine eigenen Kinder haben. Allein aufgrund der identifizierten Helfehierarchien werden vor allem diese Personen als Hilfesuchende sichtbar. Zu den allgemeinen gerontologisch und demografisch relevanten Perspektiven, z.B. Hochaltrigkeit, Individualisierung und Singularisierung, gehört auch, dass Familien auch in ländlichen Regionen nicht mehr unbedingt in räumlicher Nähe leben und sich daher weniger im gemeinschaftlichen Sinne unterstützen können. Für die Hilfebeziehungen ist dies insofern von Bedeutung, als allein schon der Wohnort der Familienangehörigen der Hilfesuchenden (und natürlich auch derer, die Hilfe anbieten) einen großen Einfluss auf die hierarchisch legitimierten Entscheidungen über die Hilfe hat. Es werden hier gewohnte Muster durchbrochen und Erwartungen möglicherweise nicht erfüllt bzw. können nicht erfüllt werden, wenn die eigenen Kinder zu weit weg wohnen. So bleibt den hier als Hilfesuchende Identifizierten nur die Möglichkeit, auf die von den Hilfebietenden angebotenen Hilfen zurückzugreifen, aus eigener Kraft wieder eigene Netzwerke aufzubauen oder eben ohne Unterstützung zu bleiben. Insofern ist

die Initiierung sozialräumlich organisierter Hilfevermittlungen auch eine Antwort auf dieses Phänomen, um diesen Hilfebedarf aufzufangen. Diejenigen, die sich eigene Netzwerke organisieren und diese Hilfen weniger oder gar nicht in Anspruch nehmen, adressierte ich in dieser Arbeit nicht. Dennoch lassen sich deren Erfahrungen auch in den Hilfepaargesprächen rekonstruieren, wenn entsprechende frühere Erzählungen und Erfahrungen thematisiert werden.

Menschen, insbesondere in der Nachbarschaft, anzusprechen und um Hilfe zu bitten, ist eher mit Hürden verbunden, da mit Ablehnung gerechnet werden muss. Je nach eigener biografischer Erfahrung ist dies eine Barriere für die Inanspruchnahme von Hilfe. Aber auch als Hilfebietende werden diese Schwellen thematisiert und als Hinderungsgründe genannt, z.B. in der direkten Nachbarschaft Hilfe anzubieten. Es braucht also grundsätzlich viel Erfahrung im Umgang mit den unterschiedlichsten Beziehungen, insbesondere mit denen, von denen Unterstützung erwartet wird, möglicherweise auch viel Erfahrung, um den eigenen Hilfebedarf und das Hilfeangebot präzise zu formulieren. Zurückzuführen ist diese Veränderung insbesondere darauf, dass auf alte und traditionelle nachbarschaftliche, familiäre und institutionelle Hilfemuster nicht mehr zurückgegriffen werden kann.

Dies deutet auf zwei unterschiedliche Bildungskompetenzen hin, die für die Arbeit an einer Hilfebeziehung notwendig sind: das Erkennen und Benennen lernen der eigenen Bedürfnisse und der Umgang und die Organisation mit dem Einfordern, Aushandeln, Präzisieren oder Nachfragen dieser Bedürfnisse. Dies gilt für beide Beteiligten in der Hilfebeziehung bzw. in der Auseinandersetzung mit Hilfe überhaupt, da diese Rollen wechseln können. Dieser Anspruch, der nun an die eigene Erfahrung mit freiwilligem Engagement gestellt wird, wäre auch ein angemessener Anspruch an diejenigen, die situativ Unterstützung brauchen. Das heißt, wenn es möglich ist, einen biografischen Bezug zu erlebten Lebenssituationen herzustellen, in denen der Umgang mit dem eigenen Hilfebedarf geübt wurde, dann wäre es auch hier sinnvoll, auf diese Erfahrungen zurückzugreifen. Das bedeutet, dass es sinnvoll ist, die Begriffe Hilfe, Pflege, Sorge und Fürsorge sehr viel stärker als curriculare Elemente in Bildungskonzepte zu integrieren. Herauszufinden, was wirklich (wirklich)⁴⁶ gewollt und gebraucht wird, wäre ein weiterer Schritt und der Umgang mit Strategien, diese Bedarfe auch auszuhandeln und die Hilfe zu bekommen, die man braucht, ist dann eine gelingende Hilfesituation. Es geht um Wissensbestände jenseits von neoliberal verwertbaren Themen und konkret um das Wissen über sich selbst und den Umgang mit der Sorge für andere.

⁴⁶ „wirklich wirklich wollen“ bezieht sich auf philosophische Konzeptualisierungen von Frithjof Bergmann, in denen Gesellschaften den Übergang von entfremdeter Arbeit zu sinnstiftender, selbstgewählter Arbeit schaffen können. Bergmann bietet damit eine Alternative zur Fokussierung auf reine Lohnarbeit, um gemeinschaftlichen und selbstbestimmtes Arbeiten zu ermöglichen, was die Sorge um andere integrieren kann (Bergmann 2004).

Anknüpfend an die Idee biografisch fundierter Hilfskonzepte stellt sich hier die Frage, welchen Einfluss (in)formelle institutionelle Bildungsformen auf diese Konzepte haben. Da das Thema Care in einem curricularen Schulunterricht eher keine Bedeutung hat und auch in informellen Strukturen, am ehesten noch in Engagementstrukturen, die insbesondere mit Blick auf den Dritten Engagementbericht (2020) in den politischen Blick geraten sind, weniger Bedeutung hat, konzentrieren sich die Bildungsräume auf Hilfe- und Sorgeerfahrungen in der Familie, im sozialen Umfeld und in informellen Strukturen des eigenen sozialen Engagementbereichs. Das heißt, es ist mehr oder weniger kontingent, inwieweit darüber reflektiert wird, wer für wen sorgt, in welchen Rollen und Positionen Hilfebedarfe und -angebote ausgehandelt werden und wie Netzwerke für „sorgende Gemeinschaften“ aufgebaut werden könnten, wie sie funktionieren, welchen Regeln sie unterliegen, welche Selbst- und Fremderfahrungen damit verbunden sein können. Dies erscheint besonders interessant, da gerade die familiären Begegnungen mit Sorge abnehmen, wenn die meisten Menschen eben nicht mehr in der Großfamilie aufwachsen und damit nicht mit Sorgeerfahrungen mit Erwachsenen oder Kindern konfrontiert sind, andererseits auch dort wieder sehr unterschiedliche Hilfeerfahrungen gemacht werden können.

Auch die Erfahrungen mit sorgenden Netzwerken sind je nach Arbeitsteilung im elterlichen oder partnerschaftlichen Haushalt geringer. Diese Regeln sind auch für die Hilfskonzepte entscheidend, wie das Beispiel zeigt, in dem das autodidaktische Verstehen und Reflektieren von Fürsorge begründet wird. Hier zeigt sich wiederum die formierte normative Einseitigkeit gemeinschaftlicher Lebensformen. Gemeint sind nicht dabei nicht nur Familien, sondern auch größere generationenübergreifende freundschaftliche Netzwerke, in denen Sorge und Fürsorge aufgeteilt wird und in denen Solidarität im Alltag gelingender⁴⁷ gestaltet werden kann.

Die Analyse sozialräumlicher Netzwerke offenbart, wie sie nicht nur als passive Unterstützungsstrukturen, sondern als aktive Ermöglichungsräume wirken können. Diese Netzwerke agieren an der Schnittstelle von persönlicher Autonomie und gesellschaftlicher Verantwortung und entfalten ihr transformatives Potenzial gerade dort, wo Barrieren als Teil eines Aushandlungsprozesses überwunden werden müssen.

Ein zentraler Aspekt ist der Zugang zu Hilfen und die entscheidende Frage, wer Teil dieser Netzwerke wird und wer davon ausgeschlossen bleibt. Während formelle Strukturen oft nur den sichtbar Hilfesuchenden dienen, liegt das Besondere an sozialräumlich organisierten Netzwerken darin, dass sie auch verdeckte Bedürfnisse aufgreifen können. Dies gelingt jedoch nur, wenn die

⁴⁷ Ich schließe mich hier der Perspektive der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit an, die den Alltag als Ausgangspunkt für Unterstützung betrachtet und dabei nicht nur besondere Belastungen fokussiert, sondern den gesamten Horizont der alltäglichen Bewältigungsaufgaben einbezieht (Thiersch 2020: 94).

Netzwerke flexibel genug sind, auf Unsicherheiten, Schamgefühle und intergenerationelle Fremdheit zu reagieren. Diese Fähigkeit, nicht nur zu reagieren, sondern zu antizipieren und zu adaptieren, macht sozialräumliche Netzwerke einzigartig – und zugleich anfällig für die strukturellen Defizite, die ihre Wirksamkeit verhindern.

Das empirische Material zeigt, dass Netzwerke erst dann transformativ wirken, wenn sie nicht allein als Sammelbecken für Hilfeangebote und Hilfebietende wahrgenommen werden, sondern als Knotenpunkte eines solidarischen Lernens. Gerade die Dynamik von Verlust, Veränderung und Neugestaltung in den Netzwerken eröffnet Räume für Bildung und Ermöglichung für die an der Hilfebeziehung Beteiligten, ihre eigenen Bedürfnisse neu zu formulieren und ihre Vorstellungen von Fürsorge zu reflektieren. Dabei geht es nicht nur um individuelle Kompetenzen und subjektiven Verantwortlichkeiten, sondern um die gemeinsame Aushandlung neuer Regeln des Miteinanders – etwa die Überwindung von generationalen oder kulturellen Differenzen.

Ein weiteres zentrales Merkmal sozialräumlicher Netzwerke ist ihre Fähigkeit, sozialpolitische Lücken zu füllen und dennoch gesellschaftlichen Wandel anzustoßen. Sie schaffen lokale Möglichkeiten, wo staatliche oder marktwirtschaftliche Strukturen scheitern, und zeigen dabei, wie informelle Netzwerke durch Dialog und Reflexion zu alternativen Modellen sozialer Unterstützung werden können. Dies erfordert jedoch, dass ihre Akteur:innen sowohl individuell als auch kollektiv den Mut haben, bestehende soziale Normen zu hinterfragen und neue Formen der Kooperation zu entwickeln.

Der Bildungsauftrag sozialräumlicher Netzwerke liegt damit in der Ermöglichung kollektiver Lernprozesse. Sie können zeigen, wie Solidarität in einem zunehmend individualisierten und oft fragmentierten sozialen Umfeld gelebt werden kann. Diese Perspektive leitet über zu 7.1.3, wo die Übergangsprozesse zu Hilfebedarf und Hilfeangebot weiter untersucht werden – als Schlüssel zu einem tieferen Verständnis des Potenzials von Netzwerken im Kontext sozialräumlicher Bildung.

7.1.3 Übergangsprozesse zu Hilfebedarf und Hilfeangebot

Dass das Alter auch mit körperlichem Abbau und nachlassender Leistungsfähigkeit verbunden ist, stellt für alle eine große Herausforderung dar. Hier zeigt sich vor allem ein Phänomen, mit dem sich letztlich jeder Mensch auseinandersetzen muss: Altwerden und körperlicher Abbau. Wie es sich aber tatsächlich anfühlt, kann niemand vorhersagen. Es gibt nur Vorstellungen und Erzählungen davon, die das Alter deuten. Greifbar wird es erst, wenn man es selbst erlebt, und zwar ganz individuell.

Alter wird in den Hilfepaargesprächen als biografischer Übergangsprozess zu mehr Hilfebedürftigkeit interpretiert. Dies liegt zum einen tatsächlich an

verschiedenen körperlichen Einschränkungen, die von den Hilfesuchenden deutlich benannt werden und die sich insbesondere auf die Mobilität auswirken, aber auch - wie bereits ausführlich analysiert - soziale Netzwerke und den Abbau von Infrastruktur betreffen. Alter wird in diesem Zusammenhang vor allem mit verminderter Leistungsfähigkeit gleichgesetzt, da die Selbstsorge eingeschränkter erscheint. Dabei ist zu unterscheiden, ob die Organisation der Selbstsorge tatsächlich nicht ausreicht. Für sich selbst zu sorgen, würde dann bedeuten, zu wissen, welche Hilfen benötigt werden und wie diese zu organisieren sind. In diesem Zusammenhang sind Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, nicht automatisch Menschen, die weniger leistungsfähig sind, da es sich hierbei um eine stark normative Komponente handelt. Besser geeignet ist hier ein Konzept, wie es der Capability Approach⁴⁸ zu beschreiben sucht. Es geht um die Frage, welche Fähigkeiten notwendig sind, um den Hilfebedarf zu decken und wie dies gestaltet und bewältigt wird. Aus der Perspektive von Bildung wäre dann zu fragen, welche Fähigkeiten es braucht, damit Menschen in der Lage sind, ihren Hilfebedarf und ihr Hilfeangebot zu äußern, auszuhandeln und sich für ihre Interessen stark zu machen. Alles, was über den eigenen Bedarf darüber hinausläuft und damit als eine Überschreitung einer Grenze der Selbstfürsorge gesehen werden kann, würde ich in diesem Zusammenhang als Engagement, Sorge für andere oder Solidarität interpretieren.

Das bedeutet im Umkehrschluss, dass zunächst ältere Menschen auch gehört, sensibilisiert und mobilisiert werden müssen, um für ihre altersspezifischen Belange, ihre damit verbundenen Interessen und damit für die Schaffung ausreichender Strukturen einzutreten. Dies geschieht in größeren politischen Gremien und Zusammenhängen, es geschieht auch innerhalb der Initiativen der sozialräumlich organisierten Hilfeeinrichtungen: Je nachdem, wie viel politische Entscheidungs- und Einflussmöglichkeiten sie haben, können sie auch Strukturen verändern, was sich letztlich in der Zusammenarbeit mit der kommunalpolitischen Verwaltung der Anlaufstellen ausdrückt. Hier sind allerdings nicht die älteren Menschen selbst aktiv, sondern es wird versucht, ihren Hilfebedarf zu erkennen, zu interpretieren und zu befriedigen, weil ein Commonsense darüber besteht, dass dieser nicht allein durch die vorhandenen professionellen Angebote gedeckt werden kann.

Die Planung einer Pflegestruktur ist Aufgabe des Landkreises und beschränkt sich auf die Angebotserfassung und die ständige Abwägung, ob die Leistungen des SGB XII als ergänzende Pflegeleistungen noch im möglichen

⁴⁸ Der Capability Approach, entwickelt von Amartya Sen und weitergeführt von Martha Nussbaum, stellt die individuellen Fähigkeiten und Verwirklichungschancen eines Menschen in den Mittelpunkt. Er geht davon aus, dass es nicht nur darauf ankommt, was Menschen tun oder erreichen, sondern ob sie die realen Möglichkeiten haben, ein Leben nach ihren eigenen Vorstellungen zu führen. In diesem Kontext wird der Fokus auf die tatsächlichen Handlungsfähigkeiten („capabilities“) gelegt, die es Menschen ermöglichen, ihren Hilfebedarf selbstbestimmt zu organisieren und zu bewältigen. Dabei berücksichtigt der Ansatz nicht nur persönliche, sondern auch soziale und strukturelle Bedingungen. (Sen 2000; Nussbaum 2010).

Finanzierungsrahmen bleiben oder nicht. Diese eingeschränkte Rationalität auf eine scheinbar gesicherte Versorgung derer, die einen Bedarf anmelden, berücksichtigt in keiner Weise den unsichtbaren Bereich eines Eisbergs potentieller Bedarfe. Diese könnten zumindest im §71 SGB XII als lokale Prozesse auftreten, sind aber Teil einer freiwilligen Finanzierung und konkurrieren mit anderen wichtigen freiwilligen kommunalen Leistungen, so dass jegliche Leistungen, die keine professionellen marktabhängigen Unterstützungen darstellen, in der Regel nicht politisch beeinflusst, gesteuert oder gefördert werden. Eine Empfehlung, genau dies im Konzept der „sorgenden Gemeinschaften“ umzusetzen und die Kommunen dafür entsprechend auszustatten, war Teil des Siebten Altenbericht, ist aber kaum umgesetzt worden. Nur vereinzelt sind Kommunen aktiv geworden. Eines der solidarischen Konzepte, die sich daraus ergeben, ist die Idee, Hilfen auf ehrenamtlicher Basis Vermittlungsinitiativen zu organisieren, sowohl in ehrenamtlicher als auch in professioneller Trägerschaft. Dies führt aber, wie bereits mehrfach angedeutet, dazu, dass gerade das freiwillige soziale Engagement gefordert ist und diejenigen, die bereits Erfahrungen damit haben und sich zu denen zählen, die Reproduktions- und Fürsorgeaufgaben übernehmen, diese nun auch wieder ausführen. Unsichtbar bleiben damit immer noch die familialen und weitere Fürsorgeaufgaben, die aufgrund ihrer Komplexität, ihrer möglichen finanziellen Belastung und ihres wenig vorhersehbaren Umfangs weder marktwirtschaftlich tragfähig sind noch sozialpolitisch verantwortet oder politisch eingefordert werden.

In lokalen Interessensvertretungen, politischen Gremien und Initiativen setzen sich oft geschlechtsspezifische Strukturen fort, wie sie auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen zu beobachten sind. Obwohl sich im Alter demografisch eine deutliche Feminisierung zeigt, spiegelt sich dies nicht in der politischen Repräsentation wider. Kommunalpolitisches Engagement bleibt an bestehende Erfahrungen gebunden – wer in jüngeren Jahren nicht politisch aktiv war, wird dies auch im Alter selten nachholen. Ein wesentlicher Grund dafür liegt darin, dass Sorgearbeitende in verschiedenen Lebensphasen weniger Zeit und Lobby für ihre Anliegen haben und es ihnen dadurch oft schwerer fällt, politische Ämter zu übernehmen. Diese Erfahrungen mangelnder Partizipationsmöglichkeiten sind nicht auf eine Altersphase beschränkt, sondern Ergebnis verschiedener Prozesse, die eher zu Ausschluss und Nichtzugehörigkeit hingewirkt haben. Diese Erfahrungen können auch Teil von Hilfekonzepten sein, denn gerade hier sind Menschen aktiv, die sich in ihren Entscheidungen eher von Fürsorge als von zweckrationalem Handeln leiten lassen. Ältere Menschen, die sich dann in einer Situation befinden, die eine kurzfristige oder auch fortschreitende körperliche Einschränkung mit sich bringt, haben dann noch weniger Möglichkeiten, sich mit ihren möglicherweise spezifischen Interessen wirklich einzubringen. Konkret zeigte sich der Alltag der hochaltrigen Hilfesuchenden in den Hilfepaargesprächen darin, dass inzwischen zu weite Wege

zur Versorgung zurückgelegt werden müssen. Da in der Regel die gesundheitlichen (Hilfe-)Bedarfe noch steigen, aber das Autofahren und auch andere allgemeine Mobilitätsmöglichkeiten abnehmen, steigt der Hilfebedarf entsprechend an.

Eher wenig thematisiert werden dann weitere Bedarfe, die mit sozialen Kontakten und Mitbestimmung bzw. Partizipation am gesellschaftlichen Leben zu tun haben. Möglicherweise treten diese zunächst in den Hintergrund, wenn die grundlegenden Bedarfe noch nicht gedeckt sind. Diese werden gerade dann deutlich, wenn die Engagierten, die den Einkauf oder den Fahrdienst übernehmen, verlässlich einspringen und in der Hilfebeziehung erfahren, dass soziales Miteinander wichtig und möglich ist. Denn sachbezogene Hilfen lassen sich möglicherweise noch in gesellschaftlich geprägte männlich konnotierte Strukturen und Angebote pressen, aber Gespräche, Geselligkeit, gemeinsame Unternehmungen, kulturelle Veranstaltungen und Ähnliches sind personenbezogen, weniger dokumentierbar, greifbar, planbar (weniger gesellschaftlich anerkannt) und erfordern ein hohes Maß an Kommunikations- und Selbstkompetenz. Welche konzeptionellen Möglichkeiten haben dann sozialräumlich organisierte Hilfeinstitutionen, diese Hilfen in ein Portfolio aufzunehmen, zumal sie von den Hilfesuchenden fast nie offen thematisiert werden? Das kontrastierende Beispiel des Projektes Telefontandem, bei dem eigentlich von vornherein klar war, dass es um gemeinsame Gespräche und nicht um dienstleistungsähnliche Hilfen geht, verdeutlichte, dass auch hier und auch im ländlichen Raum Unterstützungsbedarf besteht. Hier musste sich die Beziehung von vornherein darauf einstellen, dass das „Soziale“ vereinbar ist. Dies ist insofern entscheidend, als in diesem Prozess eine längere Begleitung zur Verfügung stand, die sich auf die gemeinsame Hilfebeziehung konzentrierte. Es wurde deutlich, dass diese Beziehung von vornherein auf eine gute soziale Passung ausgerichtet war. Daran schlossen sich weitere situativ ausgehandelte Hilfen an. Die Grundlage bildete jedoch das Gesprächsangebot und der Gesprächsbedarf.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang, dass das Projekt während der Covid-19-Pandemie gestartet wurde, in der Annahme, dass es einsame Menschen gibt, die gerne mit jemandem telefonieren würden. Diese Menschen haben sich auch gemeldet, aber nicht, weil sie wegen der Pandemie einsam sind, sondern weil sie grundsätzlich einsam sind und eigentlich schon die ganze Zeit ein besonderes Gesprächsbedürfnis haben. Einerseits zeigte sich hier, dass es gerade für manche Hochaltrigen in der Pandemiephase kaum Unterschiede zu ihrem bisherigen Leben gab, da sie ohnehin weniger Kontakte hatten und auf Unterstützung angewiesen waren. Auf der anderen Seite bot der gesellschaftliche Diskurs die Möglichkeit einer stärkeren Legitimation eher fremder Hilfen, zeigte ein mögliches Potenzial in der Krise und auch kurzzeitig einen Hauch von größerer Aufmerksamkeit für Care und Fürsorge. Die Pandemiekrise hat die sozialen Netzwerke im Brennglas gezeigt, aber auch temporär

die Vielfalt eines gemeinschaftlichen Potenzials und der sehr unterschiedlichen Hilfebedarfe sichtbar gemacht. Dies führte dazu, dass innerhalb der sozialräumlich organisierten Hilfestrukturen die Hilfeannahme und die Hilfebedarfsäußerung niedrigschwelliger und weniger stigmatisierend war, obwohl die Perspektive auf die potenziell Hilfesuchenden fokussiert war. Immerhin waren Menschen aller Altersgruppen betroffen, die nun keine sozialen Kontakte und keine Versorgung mehr für sich sicherstellen konnten – ein Zustand, der ansonsten nur den hier Hilfesuchenden zugeschrieben werden kann.

Es zeigte sich zudem, welche privaten Netzwerke funktionierten und welche informellen nachbarschaftlichen und auch institutionellen Netzwerke sehr schnell mobilisiert werden konnten. So waren Menschen mit ausreichend großen privat organisierten, sozialen Netzwerken im Vorteil. Letztlich zeigte sich aber auch, welchen Stellenwert diese Art der Unterstützung hat, wenn die Pandemie vorbei ist, denn die Erkenntnisse aus der Pandemie wurden nicht so bewertet, dass nun mit einer konzertierten und fokussierten Umsetzung des Siebten Altenberichts sozialräumliche Gelegenheitsräume ausgebaut werden. Die volle Konzentration galt und gilt dem möglichen Ausbau digitaler Angebote, wie er nun im Achten Altersbericht⁴⁹ versucht wird umzusetzen. Dass eine digitale Versorgungs- und Kommunikationsstruktur notwendig ist, steht außer Frage, aber die vergesellschaftende Grundlage wird in der sozialen Infrastruktur gelegt, die durch digitalen Möglichkeiten verbessert wird. Darüber hinaus wird insbesondere älteren Menschen ein Bildungsauftrag, ein Bildungsinteresse und auch eine Bildungsmotivation für digitale Prozesse zugeschrieben, woran sich der Achte Altenbericht grundlegend orientiert. Dass es selbst bei einem Bildungsinteresse an digitaler Kommunikation nicht ausreicht, die Hardware und den Willen zur Umsetzung zu besitzen, zeigt das empirische Beispiel in Kapitel 5.1, das die komplexen Vermittlungshürden verdeutlicht. Digitale Inklusion findet nicht unabhängig vom Markt statt, sondern muss auch ein komplexes System von (sozialen, personenbezogenen) Dienstleistungen, gesellschaftspolitischem Gestaltungswillen und einer Perspektive auf die Gefahren bieten, dass digitale Welten dann nicht die sozialen Welten ersetzen. Ebenso muss die Möglichkeit bestehen bleiben, sich nicht in ein solches digitales Kommunikationssystem integrieren oder assimilieren zu müssen, um nicht ausgeschlossen zu bleiben oder zu werden.

⁴⁹ Der Achte Bericht zur Lage der älteren Generation in Deutschland zeigt zwar die Relevanz sozialer Teilhabe, einer ausgebauten Pflegeinfrastruktur und digitaler Inklusion auf, bleibt jedoch in der Umsetzungsperspektive vage. Zwar werden sozialräumliche Netzwerke und die Unterstützung von pflegenden Angehörigen als zentrale Handlungsfelder betont, doch fehlen konkrete Maßnahmen und Strategien, um strukturelle Defizite und soziale Ungleichheiten im Alter nachhaltig zu überwinden. Auch die Forderung nach digitaler Teilhabe bleibt kritisch zu hinterfragen, da diese für viele ältere Menschen nach wie vor durch fehlende Zugänge und Kompetenzen unerreichbar ist und auch die Frage aufwirft, ob es ein Recht auf Nichtnutzung digitaler Angebote gibt (vgl. BMFSFJ 2019).

Die Idee von Plattformen, auf denen Menschen Hilfeangebote anmelden und die Vermittlung digital erfolgt, wird dadurch zwar nicht gänzlich infrage gestellt. Betrachtet man jedoch die Komplexität allein der Zugänge bis hin zu gelingenden Hilfebeziehungen, so ist die Digitalisierung nicht die Lösung, sondern eines der Werkzeuge, die für die Kommunikation zusätzlich sehr hilfreich sind. Es geht um mediale und organisatorische Unterstützung, aber auch hier konzentriert sich der Kern eines Hilfebeziehungsaufbaus auf das „Soziale“ und vor allem das, was Kari Waerness auch mit Fürsorgerationalität (vgl. Waerness 2000) bezeichnet. Es geht darum, dass ohne das Soziale keine solidarischen Unterstützungsnetzwerke entstehen können, vor allem keine, die die bereits Exkludierten auffangen. Dies beginnt bei den Informationszugängen, die sich an den Bedürfnissen der an der Hilfebeziehung Beteiligten orientieren. Hier hat sich gezeigt, dass Vielfalt und die Berücksichtigung von Barrieren entscheidend sind, um jeweils die Menschen zu erreichen, die potentiell Unterstützung wünschen und erhalten wollen. Dies bedeutet im Umkehrschluss auch, zu wissen, welche Hürden und Ängste, negative Erfahrungen oder Hemmnisse Menschen haben, sich bei den Vermittlungsstellen zu melden, oder ob sie lieber noch abwarten, ob sich der Hilfebedarf vergrößert, verschlechtert oder überhaupt verändert. Die Antizipation zukünftiger Szenarien ist Teil der Auseinandersetzung mit den bestehenden Einschränkungen. Ein Beispiel dafür ist die Schilderung von Hilfesuchenden, die sich die Information darüber für alle Fälle in die Küche gehängt haben. Letztlich wird auch deutlich, dass es ein Zusammenspiel vieler Faktoren ist, ob eine solche Hilfe in Betracht gezogen wird.

Diese Zugänge verdeutlichen, dass Menschen Unterstützung außerhalb der Familie auf Grundlage komplex sozialisierter Muster suchen. Sie orientieren sich dabei an ihren vertrauten Konzepten von Hilfe, gleichzeitig kann der Austausch von Erfahrungen und Interessen dazu führen, dass sie sich auf solidarische Hilfe unter ungewohnten Bedingungen einlassen. Dass diese Muster grundsätzlich veränderbar sind, zeigen sowohl die befragten Hilfesuchenden als auch die Hilfebietenden. Vertrauen in Schlüsselpersonen sowie die Nutzung von Gelegenheitsstrukturen eröffnen sozialräumliche Möglichkeiten, um solche Veränderungen zu fördern und Lernerfahrungen zu ermöglichen. Da die Entscheidung, Hilfe zu suchen, immer auch von den bisherigen, wiederum veränderbaren Beziehungsgeflechten und einer individuell und situativ komplexen Hierarchisierung abhängt, sind öffentlich bekannte, vertrauliche Angebote, auf die zurückgegriffen werden kann, eine wichtige Quelle für einen möglichen akuten Bedarf. So geht es für die Hilfesuchenden auch um eine Vergesellschaftung in einem größeren Hilfesystem, die sich aus dem Privaten herauslöst. Auch die Hilfebietenden sind in diese Vergesellschaftungsprozesse eingebunden, wenn sie über Hilfevermittlungen sozialräumlich organisiert sind. Der Prozess dieser Hilfen, die sich dort als Hilfesuchende oder Hilfebietende melden und dann in einer Hilfebeziehung in verschiedenen Rollen aktiv

werden, die über Zweckrationalität und Wertrationalität hinausgehen, kann als *fürsorgerationale Vergesellschaftung* bezeichnet werden.

Lernen und Bildung werden insbesondere dann deutlich, wenn die Hilfesuchenden bzw. die Hilfebietenden die Fürsorgerationalität aushandeln – nicht nur die Art, den Zeitpunkt und den Ort der Hilfe, sondern das „das Soziale“. Fürsorgerationalität stellt das Bearbeiten dieser Themen in einem sozialräumlich organisierten Rahmen dar und führt durch die Hilfeinteraktionen zu veränderten Prozessen der Vergesellschaftung. Das Bearbeiten, Reflektieren, Diskutieren und Verändern führt dementsprechend zu transformativen Hilfeverständnissen, zu gemeinsam zu bearbeitenden Grenzakten und zur erweiterten Ausbildung von Handlungsmöglichkeiten der Hilfesuchenden und der Hilfebietenden. So führen die Übergänge älterer Menschen in eine veränderte Lebenssituation, in der sie mehr Unterstützung benötigen, zu einer möglichen krisenhaften Auseinandersetzung ohne gewohnte Lösungsmuster. Das bisher Gelernte kann für diese Situationen hilfreich sein, aber möglicherweise nicht ausreichen. Den Bewältigungsakten im Tun, im Ausprobieren, im Überdenken, im Infragestellen, im Resignieren oder dem Anspruch, sich „auch mal zufrieden geben“ zu müssen (Rubin et al. 2019), bergen Potenziale und neue Formate – ihnen steht kein Curriculum gegenüber und auch die Frage: *Hast du nicht gelernt, Hilfe anzunehmen*, greift in ihrer Komplexität viel zu kurz, wie die bisherigen Ergebnissen zeigen.

Die Gefahr, die hier durch die Bezugnahme auf Bildungsperspektiven deutlich wird, drückt sich auch im Spannungsfeld von Professionalisierung und Ehrenamt bzw. freiwilligem Engagement aus. Wenn Bildung als formelles oder zumindest non-formales Resultat verstanden wird, geht es um konkrete Qualifizierungsschritte, die auch im Kontext von Engagement und Sozialer Arbeit diskutiert werden können. Eine Frage wäre dann: Wieviel Qualifizierung brauchen die Freiwilligen bzw. die Hilfebietenden, um der sozialen Arbeit mit den Hilfesuchenden gewachsen zu sein? Bei der Vorstellung meiner Ergebnisse auf verschiedenen Tagungen spielte genau diese Frage immer wieder eine Rolle. Diese Frage ist zunächst berechtigt, greift aber auch viel zu kurz. Die Rolle von Hilfebietenden als einzigen Möglichkeitsraum für Lern- und Bildungsgelegenheit darzustellen, würde nicht nur den letzten Rest von Reziprozität aus den solidarischen Hilfebeziehungen herausnehmen und damit das Othering von Menschen mit erhöhtem Hilfebedarf verstärken.

Es wäre auch eine verkürzte Sicht auf die Hilfestrukturen, die zwischen formell/öffentlich und informell/privat liegen und für das, was solidarische Gemeinschaft ausmacht, relevant sind. Auch die Bildungsarbeit für das Engagement sollte sich an den situativen Bedürfnissen der Engagierten orientieren und kann nicht mit einem verkürzten Curriculum übergestülpt werden. Alle Bildungsformate, die informellen Regeln unterliegen, werden damit nicht berücksichtigt, und sollen mit Blick auf ihre Komplexität und ihrem Potenzial weiter entwickelt und diskutiert werden.

7.2. Die Hilfebeziehung als Bildungsraum zur Bearbeitung einer sozialräumlich organisierten Hilfepraxis

Dieses Kapitel widmet sich den zentralen Dynamiken und Herausforderungen, die in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen auftreten, und betrachtet sie aus einer bildungs- und biografierelevanten Perspektive. Im Mittelpunkt stehen dabei Übergangsphänomene, die biografisch geprägte Veränderungen und Anpassungen in den Lebensläufen der beteiligten Personen sichtbar machen, sowie Prozesse der Grenzbearbeitung, die sich auf die Reflexion und Aushandlung von Orientierungsrahmen beziehen. Diese Übergänge und Grenzbearbeitungen sind eng mit den Selbstbildungspotenzialen der Akteur:innen verbunden, die es ihnen ermöglichen, ihre Rolle in Hilfebeziehungen aktiv zu gestalten und transformative Lernprozesse zu durchlaufen.

Dass Hilfebeziehungen dabei nicht statische, sondern dynamische und situative Prozesse, sind, die stets neu verhandelt werden müssen, ist anhand der empirischen Ergebnisse verdeutlicht worden. Ebenso wurde erarbeitet, dass die beteiligten Personen biografische Konzepte aushandeln, soziale Spannungsfelder bearbeiten und in unterschiedlichen sozialräumlichen Kontexten agieren müssen. Grenzerfahrungen wie Überforderung oder Unsicherheit, die von Unbestimmtheit geprägt sind, fungieren hierbei oft als Ausgangspunkte für Lern- und Veränderungsprozesse, die sowohl individuelle als auch gemeinschaftliche Bildungsdimensionen eröffnen.

Um nun intensiver auf eine bildungsrelevante Perspektive einzugehen, werden im Folgenden bildungs- und biografierelevante Übergangsphänomene diskutiert (7.2.1), anschließend auf die Bearbeitung biografisch begründeter Hilfekonzepte als Grenzbearbeitung von Orientierungsrahmen eingegangen (7.2.2) und in einem dritten Teil der Zusammenhang von Selbstbildungspotenzialen, dynamisch-situativer Herstellung von Passung und sozialräumlich dialogischer Beziehungsarbeit hergestellt (7.2.3).

7.2.1 Bildungs- und biografierelevante Übergänge

Biografisch relevante Übergänge wurden in den Hilfepaargesprächen als Übergänge zu einem Hilfeangebot bzw. zu einem Hilfebedarf konstruiert, die über den üblichen Alltag hinausgehen. Dieses Konzept ist vor allem als Gegenkonzept zu einer Übergangskonstruktion gedacht, die sich z.B. auf Veränderungen in einem bestimmten Lebensalter, auf den Eintritt in den Ruhestand oder auf den Verlust naher An- und Zugehöriger konzentriert, auch wenn diese Aspekte eine Rolle spielen können. Im Mittelpunkt steht die biografische Einordnung des Übergangs in einen (meist erweiterten) Hilfebedarf und die damit verbundenen Handlungsweisen im Kontext dieser Übergänge. Gleiches gilt für

die Hilfebietenden, die bei der Entscheidung für ein (erweitertes oder neues) Engagement ihr Angebot an die Hilfevermittlung als biografischen Übergang begreifen oder dies konzeptionell mit einem biografischen Aspekt markieren.

So gibt es zunächst Übergänge vom Sorgen für andere zum eigenen Bedarf und zum Hilfeannehmen. Die gesammelten Erfahrungen, wie es sich anfühlt, Hilfe zu geben, die in diesem Zusammenhang gewachsenen und vernetzten Beziehungen, die Sorge für andere, die immer im Mittelpunkt des Lebens steht, und die neuen Gelegenheiten und Räume, über Sorge zu lernen – all dies bildet auch aus professioneller Sicht einen erweiterten Orientierungsrahmen, um den Übergang von einer grundsätzlich Hilfebietenden zu einer eher Hilfe suchenden Person zu bewältigen. Die rationale Reflexion von Fürsorge macht die eigene Care-Situation nicht unbedingt erträglicher, aber die Bedürfnisse nach Sorge und Hilfe können konkreter eingefordert werden. Die Einsicht, dass Menschen ein Recht auf Hilfe für sich selbst haben und dass Hilfebieten und Hilfesuchen zum Alltag von Menschen gehören, fällt denjenigen leichter, die bereits Erfahrungen damit aus ihrem biografischen Alltag haben. Dennoch ist der Rollentausch ein schwieriger Übergangsprozess, da der Wechsel von der hilfebietenden zur hilfesuchenden Person die Gefahr eines Verlustes der Autonomie in sich birgt.

Darüber hinaus kann die nun hilfesuchende Person mit eigenen carebiografischen Erfahrungen auch die Erfahrung machen, dass sich das organisierte Hilfesystem verändert und weniger verlässlich ist, sie also nicht unbedingt die gleiche Unterstützung erwarten kann, die sie für andere aufgebracht hat. Vor diesem Hintergrund hat insbesondere Frau Becker als nun hilfesuchende Person andere Möglichkeiten des Umgangs mit dem eigenen Hilfebedarf erfahren. Um trotz eigenem Hilfebedarf weiterhin andere Menschen unterstützen zu können und weiterhin in einer Sorgepraxis vergesellschaftet zu sein, weiß sie, an wen sie sich wenden kann, kennt Ansprechpersonen, ist vernetzt und kennt sich aus, kann weiterhin Reziprozität herstellen. Sorgebeziehungen und Netzwerkstrukturen, beruflich und privat, prägen ihr Leben. Allerdings erfährt sie im Übergangsprozess zu mehr Selbstsorge auch die Grenzen der institutionellen Fürsorgepraxis. So muss sie trotz gewohnter, gelernter und praktizierter Hilfekonzepte auch neue Ideen entwickeln. Dieser Veränderungsprozess ist davon geprägt, dass sie lernt, was sie selbst als älterer Mensch in welcher Situation an Unterstützung braucht bzw. antizipiert, was sie brauchen könnte. Sie arbeitet an diesen Grenzen, insbesondere auch an der Kommunikation, wie und wann sie sich stärker durchsetzen muss und kann, mit wem sie Kontakt hält, welche Netzwerke sie weiter ausbaut und wie sie kommende Bedarfe auffangen kann. Irritationen entstehen hier, wenn sie in Hierarchien zu anderen Personen (Ärzt:in, Heimleitung) denkt, denen sie Autorität zuspricht, sich aber zurückhält.

Im Hilfepaargespräch wird der Auftrag deutlich, zu zeigen, dass sie es richtig und auch gut findet, dass es eine solche sozialräumlich organisierte Hilfevermittlung gibt. Gleichzeitig wird aber auch ihr Appell deutlich und dass sie es bedauert, dass es die Vermittlungsstelle nicht mehr gibt und dass sie zwar weiß, dass es schwierig ist, eine solche Anlaufstelle zu erhalten, aber dass es in ihrer Situation genauso schwierig ist, wenn die Hilfebietende aufhört und es dann keine Vermittlung mehr gibt. In dieser Übergangsphase zeigt sich ein Rollenwechsel einer Person mit einer Hilfebiografie, die sich durch lebenslange Hilfeangebote zieht und das sich verändernde und wandelnde soziale Hilfesystem (mit)trägt. Zur Strategie dieses biografischen Übergangs als Hilfeerfahrene gehört es, ihre Würde einzufordern und zu erhalten. Transformative Prozesse deuten sich in dem Moment an, in dem die Hilfebietende für sich keine perspektivischen Lösungen mehr sieht, in dem sich nicht das verwirklichen lässt, was sie in ihrem Leben gelernt hat, weil der unstete soziale Wandel sie stark verunsichert und einholt. Sie macht dies an starken Veränderungen fest, die von ihrem ehemaligen Arbeitgeber ausgehen und die sie miterlebt. Die Diskontinuität, die sie auch konkret verunsichert, ist letztlich die sie schockierende Schließung der Hilfevermittlungsstelle. So ist sie darauf angewiesen, ihre eigenen Bedürfnisse gegenüber dem Augenarzt selbstbewusster zu vertreten und auch neue Vernetzungsstrukturen aufzubauen. Eine ihrer Strategien besteht darin, bestehende Hilfebeziehungen weiter zu pflegen und auszubauen.

Zur Kontrastierung wird der Übergang zu einem höheren Hilfebedarf des Hilfesuchenden Herrn Schmidt dargestellt, der immer wieder deutlich macht, dass die Hilfesuche nicht seine Idee war, sondern die seiner Kinder. Auch er entwickelt Strategien, um seine Würde zu wahren und sich nicht der Stigmatisierungsgefahr der Hilflosigkeit auszusetzen. Er sucht sich Menschen, von denen er annehmen kann, dass sie ihm dies geben können. Der Hilfesuchende ist aufgrund körperlicher Einschränkungen von anderen abhängig, aber nicht pflegebedürftig. Er möchte seine Unabhängigkeit bewahren. Da er noch nicht vollständig auf Hilfe angewiesen ist, kann er noch sehr entspannt damit umgehen, hat aber im Hinblick auf mögliche Zukunftsszenarien zugestimmt und findet die Idee gut, dass grundsätzlich die Möglichkeit besteht, Hilfe zu bekommen. Er informiert sich selbst über mögliche alternative Angebote, beginnt sich zu vernetzen, was er bisher wenig getan hat. Seine biografischen Bezüge zu Hilfe und Pflege beschränken sich darauf, dass er sich stark einschränken musste, als seine Frau pflegebedürftig wurde. Beide mussten aus dem Haus in eine barrierefreie Wohnung umziehen und er musste sich zunehmend selbst versorgen bzw. auch um sie kümmern. Hier kam es auch zum ersten größeren Kontakt mit professionellen Pflegeangeboten. Der Hilfesuchende lernt, obwohl er sehr zurückgezogen lebt, sich auf andere Menschen einzulassen und zu akzeptieren, dass er auf deren Unterstützung angewiesen ist. Er hat sich bereits vernetzt, aber noch keine ausreichenden Netzwerke aufgebaut, die seinen Hilfebedarf tatsächlich und ggf. dauerhaft auffangen können. Er verlässt sich auf

seine Kinder und lässt sich auf deren Vorschläge ein. Deshalb ist für ihn der Gedanke, sozialräumlich organisierte Hilfe anzunehmen, unausweichlich. Damit verbunden ist aber auch, sich auf eine fremde Person einzulassen, die ihm als Hilfebietende deutlich macht, dass er von ihr mehr Hilfe bekommen könnte. Im Hilfepaargespräch hebt diese besonders hervor, wie sauber und aufgeräumt die Wohnung ist. Dies soll für den Hilfesuchenden ein Lob sein, ist für ihn aber auch ein Zeichen von Kontrolle und Autonomieverlust.

Er durchläuft im Übergangsprozess zu mehr Hilfe einen anderen Vergesellschaftungsprozess als die Hilfesuchende mit einer lebenslangen Hilfebiografie. Er war bis zu seiner Berentung in einen normalen männlich konnotierten Arbeitsprozess eingebunden. Sein Versorgungsnetzwerk kann er zwar mit den Hilfen seiner Vereinskameraden einigermaßen aufrechterhalten, aber es gelingt ihm nicht allein, dieses zu erweitern und dort bestehende Beziehungen auszubauen und nachzufragen. Vielmehr orientiert er sich an Hilfesystemen, die institutionell sind, an Dienstleistungen, bei denen er sich Hilfen einkaufen kann. So hat er zwar eine erweiterte Sorge bei seiner Frau erfahren, diese aber vor allem als Verzicht erlebt, da er sein Haus aufgeben musste. Er lernt, sich in diesem pflegerelevanten Vergesellschaftungsprozess zurechtzukommen. So gibt er sich altersspezifischen Narrativen hin und versucht, sich zurechtzufinden, umgeht dabei geschickt Hilfeangebote, die er eigentlich nicht haben will, erreicht aber mit diesen Strategien, dass es zu keiner wirklichen Auseinandersetzung mit dem Engagement und den Engagierten kommt.

Seine Strategie besteht darin, sich einen heterotopen Raum (Haller 2021) zu schaffen, indem er zwar auf andere reagiert, und ihnen übereinstimmt und auch versucht, sich nach ihnen zu richten, aber eigentlich macht er, was er will. Er ist kaum bereit, sich den fürsorgerelevanten Prozessen zu öffnen. So bezeichnet er seinen langjährigen Nachbarn und Freund immer noch als Kollegen und setzt Fürsorgeprozesse in Prozesse des Arbeitslebens. D.h. er benutzt Begriffe aus den Vergesellschaftungsprozessen seines biografischen Arbeitslebens, um Beziehungen, auch Fürsorgebeziehungen, zu beschreiben. Er greift auf diese Begriffe zurück, um darzustellen, welche Leistung jemand für ihn erbringt. So kann er auch „das, was die Frau Müller da so macht“ kaum begrifflich benennen und auch nicht anerkennen, nicht anrufen, sondern muss sich damit belasten, sie doch ab und zu anzurufen und ihr Aufträge zu erteilen. Er lernt, sich überhaupt mit einer Hilfesuche auseinanderzusetzen. Dabei muss er auch lernen, das Spannungsfeld zwischen eigenem Rückzug und Angewiesensein auf andere Menschen auszuhalten und strategisch nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, die Aushandlung mit ihm unbekannten Menschen, die Unterstützung geben, aber nicht in einem Dienstleistungsverhältnis stehen (Tauschprinzip), das Einlassen auf eine ihm völlig unbekannte, aber für ihn „vernünftige“ Versorgungspraxis. Transformative Potenziale könnten nun darin liegen, die erlernte Sprache des Erwerbslebens und dessen Regeln in Fürsorgeprozesse umzuwandeln. Freiwilliges Engagement wurde nicht in einem

Fürsorgeprozess gelernt, sondern in einem männlich konnotierten Engagement, das wertrational funktioniert und damit auch anderen Regeln folgt. Die Rationalität der Fürsorge irritiert und befremdet ihn und auch er kann aus diesen Regeln kaum eigene Lösungen entwickeln, die er für die Bearbeitung und Bewältigung des Übergangs zu erhöhtem Pflegebedarf benötigt.

Ein weiterer Kontrast wird nun mit einem biografisch relevanten Übergang einer Hilfeleistenden (Frau Müller) dargestellt. Sie hat bisher vor allem informelle Hilfen in der Familie und in der Nachbarschaft angeboten und angenommen. Da sie durch das selbstständige Wohnen ihrer behinderten Tochter nun mehr Kapazitäten und Zeit hat, möchte sie andere Menschen in ihrem Alltag unterstützen. Ihr Leben ist so organisiert, dass sie sich um viele Menschen kümmert und die traditionelle Rolle der Sorgenden einnimmt.

Sie tut dies mit einer sehr zeitökonomischen Perspektive und tangiert fürsorgerrelevante Themen, indem sie alle auf sie zukommenden Careaufgaben erledigt. Eltern, Schwiegereltern, Nachbarinnen, die eigene Tochter mit Behinderung, Herr Schmidt – und zwar immer dann, wenn sie Zeit hat. Im vertieften Einzelinterview bestätigt sich die Konzentration auf das, was zu tun ist, also auf rationale Hilfen. Selbst Hilfe anzunehmen, wird von ihr dethematisiert bzw. anderen zugeschrieben. Sie ist die Macherin und verharnt in ihrer Vorstellung von Othering, einer starken Polarisierung von Hilfesuchenden und Hilfebietenden. So steht sie auch den gesellschaftlichen Inklusionsbemühungen sehr skeptisch gegenüber und kümmert sich aufopferungsvoll um ihre Tochter mit besonderem Betreuungsbedarf. Dabei hinterfragt sie ihre Rolle nicht, auch nicht ihr Konzept, merkt, dass Herr Schmidt auf ihre Angebote ablehnend reagiert, thematisiert dies aber nicht, fühlt sich unsicher in dieser Rolle, reflektiert dies als Aufgabe für Herrn Schmidt. Sie ist hilfebiografisch lebenslang vergesellschaftet, ihr Hilfekonzent ist traditionell und kaum offen für eine Subjektivierungsperspektive der von ihr Unterstützten. Sie bleibt in ihren alten Mustern verhaftet, erwartet Aufopferung und Hilfe auch von anderen, die das können. Sie kennt sich mit vielen objektivierenden Dingen aus, die sie über Pflege und Hilfe gelernt hat. Das, was Fürsorgerationalität auch bedeutet, die gemeinsame Sorge umeinander, die Selbstsorge und Aushandlung beider Beteiligten, hat kaum Platz in ihren Argumentationen. So ist sie voll in ihrer Rolle der Fürsorge und des Kümmerns verhaftet.

Auftretende Irritationen, die sie nicht bewältigen kann, kann sie kaum selbstreflexiv bearbeiten. Sie erklärt sich diese Irritationen damit, dass die Hilfesuchenden in ihrem Konzept die Hilfe nicht annehmen wollen, weil sie schlechte Erfahrungen damit gemacht haben. Den Lern- und Bildungspart sieht sie ganz klar bei den Hilfesuchenden und bei anderen Hilfebietenden, die ihnen das vermitteln müssen und dabei nach einem traditionellen Muster von Hilfe verfahren sollten. Dieses traditionelle Muster schließt ein, dass Hilfe- und Fürsorgeleistungen vor allem weiblich konnotiert sind, privat geleistet werden und

traditionellen gemeinschaftlichen Regeln folgen. Zudem inkludiert es pädagogische Konzepte, die das traditionelle Muster reproduzieren, also die hilfesuchenden Menschen sich an den Angeboten der hilfebietenden Mehrheitsgesellschaft auszurichten haben.

Im anderen Fall beschreibt sich Herr Häfner-Meier als jemanden, der lernt und sich ständig weiterbildet. Dabei sind für ihn die Themen der Fürsorge zentral. Er unterscheidet, ob die Hilfe, die er gibt, eine freundschaftliche Basis hat, was er als Reziprozität bewerten würde, oder ob er eben Unterstützung gibt, weil er jemandem helfen will, der ihm nicht das zurückgeben kann, was er für sich selbst bräuchte. Dann nimmt er auch in Kauf, dass die Hilfesuchenden nicht so kommunizieren, wie er es sich wünscht. Menschen, insbesondere Männer, mit denen er erst Machtpositionen aushandeln muss, sind für ihn nicht so angenehm. Er spricht lieber direkt auf Augenhöhe. Dennoch beschreibt er ausführlich seine Gedanken und Gefühle in der Situation, als er seiner ehemaligen Nachbarin helfen wollte. Hier ist besonders interessant, wie zentral die Geschichte dargestellt wird, als er das Vertrauen der Nachbarin gewinnt, die mit ihrer an Demenz erkrankten Verwandten in Kontakt tritt, und welche Vorbehalte er hat. Er setzt sich mit dem „Sozialen“ auseinander, will es verstehen und sein Leben entsprechend verändern. Das bedeutet auch: Wenn er sich in der Hilfebeziehung keine Weiterentwicklung verspricht, wird er sie eher nicht annehmen. Die transformativen Prozesse sind in seinem biografischen Hilfeverständnis bereits eingeübt. Er hat die Möglichkeit, auch immer wieder neue Muster zu erkennen und zu gehen, sie zu thematisieren und zu biografisieren, zu differenzieren und zu entscheiden, ob er das so für sich so gestalten will oder nicht. Er begründet dies damit, dass er Autodidakt ist und gelernt hat zu lernen und sich auch an seinen Interessen zu orientieren. Der Hilfebietende hinterfragt eingefahrene Muster und Hilferahmen, die die Hilfesituation betreffen, die er in der Nachbarschaft beobachtet.

Mezirow (1991) spricht von Desorientierung, Selbstbeobachtung, Selbstkritik und dem Aufbau neuer Kompetenzen, die ein transformatives Lernen ausmachen. Da der Hilfebietende auch länger darüber nachdenkt, welche Bedenken er und auch die Nachbarinnen haben, und er zudem das Gefühl hat, dass hier erst einmal Grenzen überwunden werden müssen, z.B. die mögliche Fremdheit gegenüber weiblichen Hilfepraxen („das sind ja alles Frauen“) oder Irritationen, die sich dann dadurch auflösen, dass er das formal Fremde ablegen kann („muss nicht mehr immer guten Tag sagen“). Dieser Umgang mit dieser Situation („ich kann da was tun“), in der er lange darüber nachdenkt, warum diese Anfrage so schwierig ist und er diese Irritationen ausführlich reflektiert, kann auch als eine Form transformatorischer Bildungsprozesse konstruiert werden, in dem er nach Nohl (2006) seine Handlungsoptionen erweitert, indem er grundlegende Auseinandersetzungen mit sich selbst führt und diese mit seinem eigenen biografisch begründeten Hilfeverständnis in Beziehung setzt. Er

hat Fürsorgeerfahrungen gemacht, zunächst als Hauptversorger, später Alleinerziehender mit seiner Tochter gemacht und sich ehrenamtlich engagiert. Er hat die Erfahrung gemacht, als Mann hier ein Exot zu sein. So deutet er Vieles mit Hilfe einer Geschlechterdichotomie, die vordergründig mit der Überwindung der Hürde, einen Hilfebedarf in einem fremden Terrain anzumelden, verbunden ist. Es gibt also mehrere Interpretationen, die diese Situation zu erklären versuchen. Die Unbestimmtheit, von der Marotzki (1990) in diesem Zusammenhang spricht, wäre eine mögliche Beschreibung dieser Schlüsselsituation. In Verbindung mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, die die Hilfesituation stark beeinflussen, z.B. dass die verwandte Studentin sich als Familienangehörige allein um die demente Frau kümmern muss und es nicht üblich ist, dass sich fremde Personen, insbesondere Männer, sich um die Hilfe im gemeinschaftlichen Sinn bemühen, führt diese Situation zu einer zunächst unlösbaren und schwer zu bewältigenden Situation, die er in seiner Erzählung schon bald auflöst, die ihn aber sehr beschäftigt hat und immer noch beschäftigt. Das Besondere daran ist auch, dass er erkennt, dass er in der Unterstützung dieser dementen Frau eine für ihn passende Lebensgestaltung herstellen kann, die sozusagen stark an den Bedürfnissen der Hilfesuchenden orientiert ist, aber auch zu seinen eigenen Vorstellungen von Gemeinschaft passt. So erzählt er eine krisenhafte Erfolgsgeschichte mit starkem Lern- und Bildungseffekt. Inwieweit er tatsächlich grundlegende Kritik an einem subjektiven Ethnozentrismus (Nieke 2008) übt, ist nicht erkennbar. Seine Orientierung richtet sich auf das ständige Lernen, auch die eigenen Bedürfnisse nicht aus den Augen zu verlieren. So zeigt er im Sinne einer Fürsorgerationalität vor allem immer wieder Perspektiven auf seine Vorstellungen, Möglichkeiten und Ansprüche, sein Hilfeverständnis stets zu überprüfen und weiterzuentwickeln. Dazu gehört, dass er mittlerweile unterscheidet, auf welche Hilfebeziehungen er sich einlässt und welche nicht. Er macht dies nicht in erster Linie vom Hilfebedarf der anderen Person abhängig. Vielmehr schaut er, inwieweit eine Passung zu einem Hilfeangebot hergestellt werden kann. Diese Passung ist stark davon abhängig, wieviel Wertschätzung und intersubjektive Anerkennung die Hilfebeziehung bietet.

In den aufgezeigten Spannungsfeldern vollziehen sich somit Lern-, Veränderungs-, Bildungs- und Transformationsprozesse innerhalb der hilferelevanten Kontexte. Das Selbst-Welt-Verhältnis betrifft dann vor allem die Auseinandersetzung und das Einordnen, Sortieren, Handeln, Verarbeiten, in diesen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und dem individuellen Hilfebedarf und Hilfeangebot und dem biografisch begründeten Hilfeverständnis. Hilfe-konzepte verändern sich entsprechend, können in gewohnten, aber auch in ungewohnten, irritierenden, völlig neuen Mustern über Bord geworfen werden. Das transformative Potenzial, was sich hierin entfaltet, ist für gelungene Übergangsprozesse und die Hilfebeziehung selbst entscheidend. Dies wird im nächsten Kapitel näher beschrieben.

7.2.2 Biografisch begründete Hilfskonzepte, deren Grenzbearbeitung und Herstellung von Passung

Dieses Kapitel greift auf die empirischen Ergebnisse zurück, die zu biografisch begründeten Hilfskonzepten und Hilfeverständnissen erarbeitet wurden und diskutiert deren transformatives Potenzial für die Hilfebeziehungen. Ziel ist es, die Wechselwirkung zwischen individuellen biografischen Bezügen und gesellschaftlichen Anforderungen in der Gestaltung von Hilfskonzepten aufzuzeigen. Dabei wird analysiert, wie insbesondere übergangsrelevante Krisensituationen zu neuen Handlungsweisen führen können und welche Bedeutung Grenzbearbeitungen, Reflexion sowie sozialräumliche Dynamiken in diesem Prozess haben. Zentral stehen in diesem Zusammenhang die Begriffe der Passung und der Grenzbearbeitung. Passung meint die Übereinstimmung zwischen Hilfebedarf und -angebot, gemessen an der Zufriedenheit der Beteiligten mit der Beziehungsdynamik. Die Herstellung dieser Passung wird dabei als wichtiger dynamischer Prozess verstanden. Grenzbearbeitung beschreibt den dynamischen und interaktiven Prozess, in dem die an einer Hilfebeziehung Beteiligten (Hilfesuchende und Hilfebietende) ihre eigenen Grenzen sowie die des Gegenübers verhandeln. Dieser Prozess umfasst insbesondere die Balance zwischen Selbst- und Fremdfürsorge, Autonomie und Abhängigkeit sowie Selbst- und Fremdbestimmung. Sichtbar wird, dass sowohl die individuellen Bedürfnisse und Orientierungsrahmen der Beteiligten als auch gesellschaftliche und institutionelle Anforderungen reflektiert und ausgehandelt werden.

Wie aus den Hilfepaargesprächen rekonstruiert, sind Hilfskonzepte tief in der Biografie der Beteiligten verwurzelt und spiegeln deren Erfahrungen, Werte und Erwartungen wider. Sie dienen als Orientierung in Hilfebeziehungen, sind jedoch gleichzeitig wandelbar: insbesondere in Krisensituationen, die Reflexion und Neuausrichtung erfordern.

Thematisiert wurden mehrere Rahmungen von Hilfeverständnissen, die als Orientierung für eine gelingende Hilfepraxis in den Hilfebeziehungen dienen. Es handelt sich um pädagogisch gerahmte Hilfeverständnisse, um ein dienstleistungsorientiertes Hilfeverständnis, das eine starke Dichotomie von Hilfebedarf und Hilfeangebot aufweist, um Hilfeverständnisse, die das „Soziale“ immer mitdenken, um gemeinschaftliche Hilfeverständnisse sowie um Hilfeverständnisse, die sich in Zukunftsszenarien manifestieren und Perspektiven auf Generationenverträge bieten. Die Rahmungen für die Hilfeverständnisse könnten vordergründig auch als Orientierungsrahmen verstanden werden, die dann im bildungstheoretischen Sinne entsprechend veränderbar oder auch transformierbar sind (Nohl 2006).

Mezirow (1991) u.a., die betonen, wie bestehende Rahmungen durch Irritationen, Reflexion und neue Erfahrungen verändert werden können, und Webers Konzept der Vergesellschaftung, bieten hier Anknüpfungspunkte, um zu

verstehen, wie soziale Strukturen und Interaktionen den Wandel von Hilfekonzepthen beeinflussen und ermöglichen. Es zeigt sich, dass bisher verwendete Orientierungen von Hilfeverständnissen in der Gestaltung neuer Hilfebeziehungen keine Lösungen bieten. Eine Neubildung dieser Hilfekonzepthe drückt sich darin aus, dass das Hilfeverständnis in einer krisenhaften Situation hinterfragt wird oder verändert wird. Dies ist beispielsweise vor dem Hintergrund interessant, dass zu Beginn der Hilfebeziehung meist ein dienstleistungsadäquates Hilfeverständnis im Vordergrund steht, dem sich ein Abgleich mit eigenen Bedarf anschließt und das vor allem mit einer individuellen Vorstellung von nachbarschaftlicher Hilfe verbunden ist. Dieser Prozess vollzieht sich gemeinsam in der Hilfebeziehung, aber auch im gesamten Hilfearrangement der beteiligten Personen.

Unter einem biografischen Hilfeverständnis verstehe ich ein Verständnis von Hilfe, das durch individuelle Lebenserfahrungen geprägt ist. Es beeinflusst, wie Menschen Hilfe wahrnehmen, anbieten oder annehmen und zeigt sich oft in impliziten Routinen und Mustern. Dieses Verständnis ist eng mit persönlichen Erfahrungen von Geben und Nehmen, früheren Unterstützungsbeziehungen und gesellschaftlichen Erwartungen verknüpft. In dieser Studie wird es als Grundlage betrachtet, aus der sich systematische, planvolle und vorausschauende Hilfepraxen entwickeln, die wiederum in Beziehung zum situativen Hilfekontext und zu fürsorgerationalen Vergesellschaftungsprozessen stehen. Diese Hilfekonzepthe sind aufgrund ihrer Komplexität einem ständigen Wandel unterworfen, wirken jedoch als Orientierung relativ stabil, da sie stark durch habitualisierte und gesellschaftlich dominante Muster geprägt sind. Eine gemeinsame Bearbeitung von Hilfekonzepthen findet u.a. im Hilfepaargespräch statt, indem Hilfebietende und Hilfesuchende über ihre Hilfeerfahrungen berichten. Krisenhafte Konflikte werden hier in den strategischen Aufgaben der Grenzbearbeitung sichtbar. Dabei erzählen die an der Hilfebeziehung Beteiligten meist weniger aus der aktuellen Hilfebeziehung, d.h. sie bearbeiten nicht gemeinsam ihre eigenen Konflikte, sondern berichten von früheren oder anderen krisenhaften Auseinandersetzungen in Hilfekontexten. Dies dürfte vor allem damit zusammenhängen, dass das Hilfepaargespräch nicht immer den geeigneten Rahmen und Raum für eine gemeinsame Bearbeitung der eigenen Herausforderungen bietet. Für die Analyse der grenzbearbeitenden Aufgaben in den sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen zeigen sich dabei zwei vorherrschende Kategorien, die sich vor allem aus den unterschiedlichen Rollenperspektiven im gesamtgesellschaftlichen Fürsorgesystem beschreiben und erklären lassen. Für die Hilfebietenden geht es um die Bearbeitung ihrer Grenzen zwischen Fremd- und Selbstfürsorge, für die Hilfesuchenden um die Grenzen zwischen Selbst- und Fremdbestimmung.

Das Hilfeangebot birgt somit immer die Gefahr einer unklaren Rahmung, die nie genau und dauerhaft bestimmt werden kann und trotzdem immer wieder

bestimmt werden muss. Diese gewohnten, aber auch herausfordernden Situationen können dazu führen, dass die Hilfekonzpte stärker rationalisiert werden, effizienter agieren und dabei scheinbar „überflüssige“, nicht sichtbare oder nicht dokumentierbare Aufgaben außer Acht lassen. Letztlich entspricht dies in etwa der Vorstellung einer sozialräumlich organisierten Hilfevermittlung. Dies ist jedoch, wie auch bei den Vermittlungsstellen, illusorisch und kaum realisierbar, wie das empirische Material ausgiebig belegt. Nicht nur die Hilfebedarfe verändern sich dabei ständig, auch das „Soziale“ der Hilfebeziehungen ist unausweichlich und kaum kalkulierbar. So ist implizit geregelt, dass sich hilfesuchende und auch hilfebietende Menschen auf eine (scheinbar austauschbare und personenunabhängige) dienstleistungsbezogene Anfrage beschränken und das „Soziale“ dethematisieren. Für das gelingende Matching einer gemeinsamen Hilfebeziehung ist aber notwendig, dass individuelle lebensweltliche Bezüge mit den vergesellschaftlichten Anforderungen in der situativen Hilfepraxis zwischen Bedarf und Angebot in konkrete Maßnahmen und Strategien zur Bedarfsdeckung und Unterstützung umgesetzt werden.

Die Fürsorgerationalität birgt hier ein ambivalentes Bildungspotenzial: Einerseits kann sie in Form einer ‚Bildung zur Unterdrückung‘ wirken, indem Hilfebietende aus Solidarität und Pflichtgefühl ein ungerechtes Fürsorgesystem stützen. Andererseits spiegelt sich in ihren Strategien der Balance zwischen Selbst- und Fremdbestimmung ein Versuch wider, die strukturellen Grenzen der Hilfebeziehungen kritisch zu reflektieren und anzupassen. Im Sinne der Bildungsperspektive einer Befreiung (vgl. Freire 1980) zeigt sich in der Gestaltung von Hilfekonzpten, dass Hilfebietende aktiv ihre Rolle formen. Sie nehmen sich Zeit für Beziehungsarbeit, fordern Unterstützung ein, setzen Grenzen und brechen Hilfe notfalls ab, ohne dabei die emotionale Bindung zu ignorieren oder zu schwächen. Indem sie sich selbst als Subjekte mit eigenen Bedürfnissen wahrnehmen, richten sie ihr Hilfeangebot daran aus. Ihr Orientierungsrahmen muss so gestaltet sein, dass ihre eigenen Bedürfnisse Platz finden und in der Beziehung mit den Hilfesuchenden, die ebenfalls als Subjekte wahrgenommen werden, ausgehandelt werden können.

In den untersuchten Beziehungsgestaltungsprozessen stehen die Beteiligten meist allein vor der Herausforderung, Hilfe zu leisten und gleichzeitig selbst in ihrer Rolle vergesellschaftet zu werden. Sie agieren pädagogisch und werden zugleich pädagogisiert. In ihren Anpassungsprozessen sind sie oft überzeugt, dass sie diese nicht auf eine gesellschaftliche Ebene heben können, da sie bereits in hegemoniale, gemeinschaftlich geprägte Regeln eingebunden sind, die sich ihrer Kontrolle entziehen. Während sie immer weitere Sorgebedarfe erkennen, die im bestehenden Fürsorgesystem nicht geregelt sind und keiner professionellen Zuständigkeit unterliegen, kann dies dazu führen, dass ihre Sorgeangebote und -bedarfe potenziell unbegrenzt werden. Der Umgang

mit dieser möglichen Unendlichkeit oder mit dem Bild des Eisbergs⁵⁰, der die Nichtsichtbarkeit möglicher Fürsorgebedarfe markiert, stellt für die meisten eine große Herausforderung dar. Hier zeigen sich erneut geschlechterkonnotierte Unterschiede (auch Rubin 2017), so dass Männer (oder anders Sorgeerfahrene) möglicherweise eher Grenzen ziehen können, auch die Arbeit im Sinne des „Sozialen“ als weniger bedeutsam und wichtig einordnen, sich mit dem Sichtbaren und Handfesten identifizieren und damit leichter abgrenzen können. In dieser Arbeit begründe ich dies mit dem erlernten, sozialisierten und biografisch begründeten Hilfekonzzept, das die Orientierung dafür bietet, mit welchem Verständnis Hilfesuchende und Hilfebietende agieren und entscheiden. Die Bearbeitung von Grenzen vollzieht sich auf der Basis des bisher Erfahrenen und Gewohnten. Dass dies bei männlich und weiblich gelesenen Personen aufgrund unterschiedlicher Sozialisation anders ist, liegt auf der Hand. Genauso wenig wie ein Ignorieren der Geschlechterrollen hier zielführend ist, kann eine reine Geschlechterzuschreibung den Blick auf andere Aspekte verstellen (z.B. auch kulturelle, rassistische oder klassistische Zuschreibungen der Verantwortlichkeiten und Erfahrungen der Fürsorge).

Aus bildungstheoretischer Sicht wäre eine hilfreiche Veränderung des Orientierungsrahmens als Hilfebietende und Hilfesuchende in diesem Hilfekontext damit verbunden, dass sie die Möglichkeit haben, ihr Hilfeangebot bzw. ihren Hilfebedarf immer wieder so zu gestalten, wie es ihren Vorstellungen entspricht und es damit immer wieder an dynamische und situative Prozesse anzupassen.

Die Thematisierung des Hilfebedarfs von Hilfesuchenden ist dabei immer auch mit dem Risiko verbunden, sich der Sorge um die eigene Selbstbestimmung und Autonomie sowie der Gefahr einer Stigmatisierung auszusetzen, die durch die Interpretation des Hilfebedarfs durch andere entsteht oder verstärkt wird. So ist allein das Erkennen und die mögliche Äußerung des Hilfebedarfs nicht immer eine Garantie dafür, dass der Hilfebedarf auch so interpretiert wird, wie die Hilfesuchenden es sich vorstellen. Die Aushandlung darüber findet unter erschwerten Bedingungen statt, da allein die Tatsache der Hilfebedürftigkeit eine Abhängigkeit und Verletzlichkeit, möglicherweise auch pauschale Zuschreibungen mit sich bringt. Die Bearbeitung von Grenzen findet daher an verschiedenen Stellen statt: bei der Anerkennung von Hilfebedürftigkeit, bei der Thematisierung, beim Einfordern, beim politischen Einmischen. Die Gefahr, dass Fürsorge in Herrschaft, Übergriffigkeit und Bevormundung

⁵⁰ Edward T. Hall (1976) prägte die Eisberg-Metapher in der Kulturanthropologie, um die sichtbaren und unsichtbaren Dimensionen von Kultur zu zeigen. Während offensichtliche Aspekte leicht erkennbar sind, liegen zentrale Werte, Normen und Verständnisse unter der Oberfläche und beeinflussen das Verhalten entscheidend. Hall verdeutlichte, dass eine gelungene Abstimmung vor allem möglich ist, wenn die unsichtbaren Ebenen thematisiert werden (Hall 1976).

umschlägt, ist groß. Das zeigt sich natürlich nicht unmittelbar in den Hilfesprachen und auch nicht unbedingt in den Hilfebeziehungen, sondern eher in den einzelnen Situationen der Hilfearrangements, in den Erzählungen und Geschichten der Hilfesuchenden. Diese sind also nicht nur auf der Suche nach Hilfe, sondern auf der Suche nach einer Hilfe, die ihnen mehr nützt als schadet. Auch hier kommt es nun darauf an, mit welchem Hilfeverständnis, vor allem aber mit welchem Hilfekonzepthilfe solche Thematisierungen überhaupt möglich sind und wie diese aussehen. So kann es für manche Hilfesuchende völlig ausreichend sein, sich ohne weitere Gespräche einen Einkauf bringen zu lassen, da für die Kommunikation ganz andere Netzwerke zur Verfügung stehen. Aber auch hier ist es sinnvoll, das „Soziale“ im Vorfeld schon zu thematisieren und die Praxis der Kommunikation miteinander zum Thema zu machen.

Das Hilfekonzepthilfe spielt als Handlungs- und Orientierungsrahmen eine entscheidende Rolle. Nicht zuletzt zeigen die in der Rolle der hilfesuchend Gelesenen v.a. antizipierte Szenarien und komplexe Vorstellungen von Hilfearrangements. Besonders die Wohnsituationen sind hier zentral. Nicht zuletzt aufgrund der Suche nach sozialräumlich organisierter Hilfe lässt sich diese veränderte und ansonsten notwendige Wohnsituation verhindern oder hinauszögern.

Diese Themen werden in einem Hilfepaargespräch nur angedeutet, sie werden mitunter gar nicht besprochen. Allerdings bietet der Raum der Hilfebeziehung an sich den besonderen Gestaltungsraum für Hilfearrangements. Hier werden die Hilfekonzepthe als Orientierungen am ehesten infrage gestellt, aufgelöst, in Krisensituationen gebracht. Das liegt vor allem daran, dass sich Hilfesuchende und Hilfebietende zu Beginn nicht kennen und erst eine Passung herstellen, aber auch Beziehungsarbeit leisten müssen. Diese Perspektive auf Hilfearrangements ist Teil gesellschaftlicher Transformationsprozesse oder auch eines sozialen Wandels und berührt als veränderte Weltverhältnisse die subjektiven Selbstverhältnisse. Das heißt, die Phänomene, die im subjektiven Handeln, auch in den Interaktionen in der Hilfebeziehung, sichtbar sind, stellen zunächst veränderte Selbstverhältnisse dar, sind aber gekennzeichnet durch einen steten Wandel der gesellschaftlichen Bedingungen, die das Hilfesystem konstituieren. Dazu gehören nicht nur die bereits beschriebenen Zugänge, die zu einem Hilfebedarf führen oder neue vergesellschaftende Prozesse. Dazu gehört auch die demografische Entwicklung, die dazu führt, dass nicht genügend private und nicht genügend professionelle Hilfemöglichkeiten zur Verfügung stehen, aber auch Globalisierungs- und Digitalisierungsprozesse, veränderte Bildungsmöglichkeiten und eine stetige Abwertung und Geringschätzung von Sorge und Hilfe, die sich allein in der Bezahlung und den Arbeitsbedingungen professioneller Unterstützungspersonen zeigt. Nicht zuletzt dieses unklare, uneindeutige und unterkomplex dargestellte sowie stets neu auszuhandelnde Weltverhältnis ist Teil transformativer Potenziale von Bildung. Es ist Bedingung, Motor und Krisenherd für Veränderungen, die sich dann auf einer

(Hilfe)Beziehungsebene wiederfinden. Je nach Bildungschancen reproduzieren sich ungerechte und ungleich verteilte Hilfesysteme. Damit ist der Bildungsauftrag auch an gesellschaftliche Prozesse gebunden, die transformativen Charakter haben, weil auch sie mit ihren alten Orientierungsmustern und Hilfekonzepten keine Lösungen mehr für ein ausreichendes Unterstützungssystem für Menschen mit Hilfebedarf bereitstellen können.

7.2.3 Selbstbildungspotenziale in der dynamisch-situativen Herstellung von Passung und sozialräumlicher Beziehungsarbeit

Dieses Kapitel analysiert die komplexen Wechselwirkungen zwischen den Selbstbildungspotenzialen der an Hilfebeziehungen beteiligten Personen, deren intersubjektive Anerkennungs- und Grenzbearbeitungsprozesse sowie der dynamisch-situativen Herstellung von Passung. Dies geschieht durch eine systematische Analyse dieser Prozesse, die von der theoretischen Grundlage bis zu konkreten Fallbeispielen reicht, um die Relevanz und Anwendung in Hilfebeziehungen zu verdeutlichen. In Hilfebeziehungen agieren Anerkennungs- und Grenzbearbeitungsprozesse als zentrale Mechanismen, um die unterschiedlichen Perspektiven von Hilfesuchenden und Hilfebietenden miteinander in Einklang zu bringen und so eine gemeinsame Basis für die Gestaltung von Hilfebeziehungen zu schaffen. Diese sozialräumlichen Aushandlungsarenen umfassen sowohl die Hilfekonzepte als auch die damit verbundene Fürsorgegestaltung und schaffen Räume, die bildungsrelevante Veränderungen ermöglichen. Ziel ist es, aufzuzeigen, wie Bildungs- und Transformationsprozesse in Verbindung mit der dynamischen Herstellung von Passung und der Qualität der Beziehungsarbeit als zentrale Elemente von Hilfebeziehungen wirken können. Die Ergebnisse zeigen, dass biografisch geprägte Hilfekonzepte dynamische Muster sind, die durch Aushandlungsprozesse stabilisiert, geformt und transformiert werden können. Grenzerfahrungen spielen hierbei eine zentrale Rolle, da sie häufig Ausgangspunkte für Reflexion und Anpassung darstellen.

Ein Beispiel hierfür ist die Erzählung von Frau Jäger und ihrer Beziehung zu Elsa Groß, die ihre Rolle als Hilfebietende an ihre Belastungsgrenzen bringt. Diese Grenzerfahrungen haben Frau Jäger ermöglicht, ihre habitualisierten Muster kritisch zu hinterfragen und in einer neuen Hilfebeziehung konkret andere, veränderte Strategien zur Beziehungsarbeit umzusetzen und sich auch selbst Unterstützung dafür zu suchen. Im gemeinsamen Hilfepaargespräch wird auch deutlich, wie Frau Jäger ihre Belastungen erst durch die Reflexion auf die wechselseitigen Bedürfnisse und Grenzen der Beteiligten und damit verbundene Anerkennungsprozesse erkennen konnte. Dieses Beispiel verdeutlicht, wie individuelle Grenzerfahrungen als Katalysator für Reflexion und Anpassung dienen können, insbesondere im Hinblick auf die Aushandlung

von Bedürfnissen und die Dynamik und Gestaltung von Hilfebeziehungen. Diese Prozesse sind eng mit der Fähigkeit verbunden, sich in sozialen Arenen zu bewegen, die häufig Spannungsfelder zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Erwartungen darstellen. Solche Handlungsweisen lassen sich im Sinne Paulo Freires als Teil einer problemformulierenden Bildung interpretieren, die es ermöglicht, Bedürfnisse bewusst wahrzunehmen und auszuhandeln (vgl. Freire 1984: 90). Freire beschreibt, dass diese Form der Bildung die geschichtliche Natur des Menschen bestätigt und ihn als ein Wesen versteht, das sich selbst transzendiert, auf die Zukunft ausgerichtet ist und seine Unvollendetheit erkennt (ebd.). Für Frau Jäger bedeutete die Reflexion auf ihre Grenzerfahrungen keine Stagnation, sondern eine Klärung ihrer Rolle, ihrer Grenzen und ihrer Möglichkeiten, um zukünftige Hilfebeziehungen so zu gestalten, dass die Bedürfnisse aller Beteiligten besser ausgehandelt werden konnten. Dabei geht es nicht nur um die Fülle an ehrenamtlichen Aufgaben, sondern auch die fürsorgerelevanten Aufgaben der eigenen Familie und des Freundeskreises, die sie damit hinterfragt. Freire argumentiert, dass der Ausgangspunkt solcher Bewegungen immer in der konkreten Mensch-Welt-Beziehung liegt, die die Situation prägt, aus der Menschen sich erheben und in die sie eingreifen (ebd.). Grenzerfahrungen, wie die Überforderung durch zu viel Hilfeverantwortung oder normative Verpflichtungen, stellen demnach keine schicksalhafte und unwandelbare Realität dar, sondern sind begrenzend und gleichzeitig herausfordernd. Sie schaffen Raum für Reflexion, Handlung und Transformation, indem sie als Ausgangspunkte genutzt werden, um den eigenen Zustand zu hinterfragen und neue Wege einzuschlagen. In diesem Kontext ist Freires Konzept der *conscientização* besonders zentral (vgl. Freire 1980). Es betont die Bedeutung der Bewusstwerdung solcher Spannungsfelder als Grundlage für Bildungs- und Transformationsprozesse. Diese Bewusstwerdung erlaubt es den Beteiligten, aktiv gestaltend in Hilfebeziehungen zu wirken, ihre eigenen biografisch geprägten Fürsorgemuster zu hinterfragen, die Qualität ihrer Bedürfnisbearbeitung nachhaltig zu verbessern, gesellschaftliche Missstände zu kritisieren und für die eigenen Interessen einzustehen. Frau Jägers Beispiel verdeutlicht zudem, wie problemformulierende Bildung und Bewusstwerdung auch die Qualität der Bedürfnisverhandlungen in mehreren sozialräumlichen Zusammenhängen fördern können.

Um die sozialräumlichen Dynamiken in Hilfebeziehungen genauer zu analysieren, greife ich auf den Begriff *Arena* zurück, wie ihn z.B. Adele Clarke (2012) in der Situationsanalyse verwendet. Arenen fassen soziale Felder, in denen Akteure, Diskurse und Praktiken aufeinandertreffen und komplexe Verhandlungen stattfinden. Wird Frau Jägers Nachbarschaft als eine solche Arena betrachtet, wird der Einfluss struktureller Lücken, normativer Zwänge und die Verteilung von gesellschaftlicher hilferelevanter Verantwortung sichtbar. Der Begriff der Arena ermöglicht es, über die bloße Kontextualisierung verschiedener Bedingungen hinauszugehen und die vielschichtige Verflechtung von

Fürsorge und dynamischen Raumkonstellationen sichtbar zu machen. Besonders deutlich wird dabei, wie die Nähe zu Elsa Groß eine starke Verpflichtung erzeugt, eine Verantwortung, die die Hilfebietende als nicht delegierbar wahrnimmt und vollständig auf sich nimmt. Genau an diesem Punkt beginnt die Auseinandersetzung mit ihren eigenen unklaren Grenzen. Der ihr verfügbare Handlungsrahmen sowie ihre konzeptionelle Vorstellung von Fürsorge müssen überdacht und angepasst werden.

Frau Jägers strategisches Handeln durch den Wechsel zwischen verschiedenen Arenen – Familie, Freundeskreis und professionellen Vermittlungsstellen – destabilisierte zwar ihre Handlungsmöglichkeiten und verfestigte ihre Überforderung, stärkte aber letztlich die Fähigkeit, auf Dauer und in neuer Situation Ressourcen zu mobilisieren und auf unterschiedliche Herausforderungen flexibel zu reagieren. Dieser dynamische Navigationsprozess zeigt, dass individuelle Reflexions- und Transformationsprozesse von der aktiven sozialräumlich erweiterten Nutzung und Verknüpfung sozialer Arenen beeinflusst werden. Soziale Räume, verstanden als Arenen, sind damit dynamische Felder, in denen Akteur:innen, Diskurse und Praktiken in iterativ-zyklische Wechselwirkung treten und soziale Interaktionen gestaltet werden.

Institutionelle Arenen können dabei, wie von Herrn Häfner-Meier beschrieben, auch strukturell behindern, indem sie starre organisatorische Vorgaben und unzureichende Ressourcen schaffen, die eine flexible Bedürfnisorientierung erschweren. Diese Barrieren führen dazu, dass individuelle Bedürfnisse und Kompetenzen der Beteiligten oft nicht anerkannt werden, was wiederum die Entwicklung von gegenseitigem Verständnis und effektiver Zusammenarbeit behindert. Dies zeigt sich insbesondere in der fehlenden Anpassungsfähigkeit der Strukturen an individuelle Bedürfnisse und situative Herausforderungen, was letztlich die Möglichkeit beeinträchtigt, intersubjektive Prozesse effektiv zu gestalten und Bedürfnisse angemessen auszuhandeln. Zum einen weisen die Narrative über die Praxis sozialräumlicher Vermittlungsstellen auf die Dringlichkeit professioneller Unterstützung zur Gestaltung der Hilfebeziehungen hin, um die Versorgungsnotwendigkeiten von Hilfesuchenden und Hilfebietenden zu erfüllen und die Hilfepaare zu ermutigen, ihre eigenen Konzepte von Fürsorge und Verantwortung zu hinterfragen. Zum anderen soll verdeutlicht werden, dass sozialräumliche Bildungsarbeit sehr viel stärker Spannungen und Grenzen zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen bearbeiten muss. Die Herausforderungen in den Arenen der fürsorgerelevanten Aushandlungen zeigen, dass die Fragilität der Hilfesysteme durch die fehlende Dethematisierung komplexer Aushandlungsprozesse verstärkt wird. Die Gefahr besteht darin, dass solche Hilfesysteme zunehmend mehr aufgrund fehlender Hilfestrukturen für hilfesuchende Menschen und die Unsichtbarkeit von Fürsorgearbeit aufrechterhalten werden. Dies erfordert eine konsequente Reflexion und Neubildung von Hilfskonzepten.

ten in verschiedenen Arenen, die die Spannungen zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen produktiv bearbeiten können.

In der Regel greifen die Beteiligten der Hilfebeziehung auf Potenziale der Selbstbildung zurück, die sich auf offensichtliche Lerngelegenheiten im Alltag beziehen. Neben neuer Fertigkeiten oder Informationen bei Careaufgaben im Haushalt und in der Freizeit werden auch pädagogische Impulse genannt. Lernen, Hilfe anzunehmen oder Lernen zu helfen werden vor allem als Erfahrungslernen interpretiert. Hilfesuchende thematisieren Lernimpulse eher aus der Perspektive, dass sie gelernt haben, mit ihren Einschränkungen besser umzugehen. Dies kann bedeuten, dass sie sich besser im Hilfesystem auskennen, sich bewusst werden, welche Leistungen und Angebote verfügbar sind, und lernen, wie sie ihren Alltag effektiver bewältigen können. Dabei erwerben sie Wissen und Fähigkeiten, die es ihnen ermöglichen, ihre dynamisch-situativen Grenzen und Herausforderungen zu reflektieren und anzupassen. So sind der Einfluss gesellschaftlicher Hilferregeln und -diskurse und der biografische Ansatz als Schlüssel zum Verständnis und der Gestaltung von Unterstützungsmaßnahmen bedeutsam. Im Mittelpunkt steht aber die davon beeinflusste dynamisch-situative Hilfepraxis, die sich im Besonderen darauf konzentriert, dass die Handlungen in der Hilfepraxis durch die dynamisch gestaltete Situation bestimmt sind. Das bedeutet, dass Hilfebietende und Hilfesuchende auch lernen, mit ihren speziellen Grenzbearbeitungen umzugehen. Aus einer idealtypischen Perspektive dreht es sich für die Hilfebietenden meistens um die Abgrenzung zur Überforderung, bei den Hilfesuchenden um die Bewahrung der Autonomie.

In Hilfepaarinterviews, in der sich die Beteiligten als gelingend darstellen, werden die möglichen Veränderungs- sowie Lern- und Bildungspotenziale aus Erzählungen früherer Erfahrungen oder anderer Hilfebeziehungen herangezogen. Das Spannungsfeld von Scheitern und Gelingen, was sich in der Hilfepraxis zeigt, wird zur Kontrolle und zum Abgleich hinzugezogen, um entsprechende Passung oder Nichtpassung darzustellen. In den als gelingend bewerteten Hilfebeziehungen zeigen sich erlernte Strategien, um die Hilfebeziehungen aufrecht zu erhalten. Die durch die Hilfeinitiativen erreichte Aktivierung der Beteiligten in ihren jeweiligen Rollen als Hilfesuchende und Hilfebietende führt auch dazu, dass die Subjekte sich für eine Lösung verantwortlich fühlen für eine (meist bisher) gesellschaftliche Aufgabe, die dort noch nicht gelöst wurde und in eine subjektiven, nicht sichtbaren bzw. öffentlichen Raum verlagert wird.

Diese Prozesse können als Vergesellschaftungsprozesse verstanden werden, in denen gelernt wurde, dass institutionell organisierte und vermittelte Hilfebeziehungen individuell gestaltete Lösungen hervorbringen. Diese setzen Interaktions- und Reflexionskompetenzen voraus, um auch krisenhafte Situa-

tionen und Herausforderungen bewältigen zu können. Hilfesuchende und Hilfebietende müssen diese Prozesse selbst bewältigen und auch selbst ihre Lern- und Bildungserfahrungen verarbeiten. Je nachdem, wieviel Erfahrung in der Beziehungsarbeit gemacht wurde, sind in den Hilfebeziehungen Selbstbildungspotenziale sichtbar, die sich auf die folgenden Kategorien beziehen: Reflexionskompetenz, empathisches Vermögen, Bearbeitungskompetenz von Konflikten, Kompetenzen zur Bearbeitung von Grenzen im Spannungsfeld von Scheitern und Gelingen und zum Umgang mit Strategien, Hilfen aufrecht zu erhalten oder zu beenden. Diejenigen, die sich in das vergesellschaftete Hilfesystem der sozialräumlich organisierten Hilfevermittlungen begeben haben und dort entsprechend vermittelt wurden, handeln nun die Bedingungen auf einer weniger sichtbaren, gemeinschaftlichen Ebene aus, bei der eigene Regeln zu erarbeiten sind und in denen versucht wird, situativ immer wieder (dynamisch) Ordnung und Passung herzustellen. Dabei geht es insbesondere um die Scham, Hilfe anzunehmen, auszusprechen oder zu suchen, sowie um die Angst vor Stigmatisierung, die mit der Thematisierung von Hilfebedarf einhergehen kann. Diese Angst verstärkt sich, wenn Betroffene einer Deutungsmacht ausgesetzt sind, der sie sich ausgeliefert fühlen, oder wenn das Hilfeangebot wiederholt zu Situationen der Überforderung führt.

Je nach bisherigen Orientierungsrahmungen sind für diese Prozesse Strategien und Lernpotenziale vonnöten, die möglicherweise vorhanden sind oder auch neu entwickelt werden müssen, um die veränderten Rahmungen zu ermöglichen. Im Sinne einer Fürsorgerationalität liegen die Kategorien dieser Beziehungsarbeit in der Qualität der Reflexion der gemeinsamen Auseinandersetzung mit dem Hilfegegenstand, der Hilfepraxis, der Hilferollen und des individuellen biografisch begründeten Hilfekonzeptes. Gehen wir allerdings davon aus, dass Lernen und Bildung Prozesse sind, die Subjektivität im Sinne von Freiheit und Befreiung zum Ziel haben, die auch Grenzen in der Beziehungsarbeit aufzeigen und auch verdeutlichen, nicht in vergesellschafteten Prozessen verharren zu müssen, heißt das, auch zuzulassen, Passung nicht als Ziel anzustreben, sondern diese auch immer mit infrage stellen zu dürfen. Hier zeigt sich in den Prozessen des „Sich Bilden beim Sorgen“, dass Lernen und Bildung grundlegend durch den Menschen selbst geschieht, um für sich selbst und seine Beziehungen die Möglichkeit bieten, individuelle und gemeinsame Bedürfnisse zu reflektieren und auszuhandeln, während sie gleichzeitig Räume für Selbstverwirklichung und Befreiung schaffen. Diese Prozesse stehen in engem Zusammenhang mit Freires Konzept der problemformulierenden Bildung, das betont, wie Reflexion und Bewusstwerdung Spannungsfelder sichtbar machen und Veränderung ermöglichen können. „Sich Bilden beim Sorgen“ verweist somit auf die aktive Auseinandersetzung mit Grenzen und Dilemmata, bei der Passung als dynamischer Prozess verstanden wird.

Der Fokus liegt auf der Schaffung von Bedingungen, die flexible, dialogische und partizipative Aushandlungen fördern und das Verständnis für die

transformative Kraft von Sorgearbeit als Bildungsprozess vertiefen. Dass dies mit einigen Dilemmata verbunden ist, zeigen die verstrickten Handlungen in den Hilfebeziehungen. Je weniger wir allerdings Offenheit zur Passung zulassen, desto instabiler wird dieses Hilfesystem, das durch die Fürsorgearbeit erfahrener Hilfebietender und durch die Dethematisierung der Hilfebedarfe aufrechterhalten wird. Solidarisches Handeln und Helfen untereinander, auch mit bisher unbekannten Menschen, ist auf eine konzeptionelle, fürsorgerationale Bildungsarbeit angewiesen. Anerkennungsprozesse spielen dabei eine zentrale Rolle, indem sie das Vertrauen und die gegenseitige Wertschätzung fördern, die für solidarisches Handeln essenziell sind. Sie schaffen die Grundlage dafür, dass sich Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wahrgenommen fühlen und gemeinsam Verantwortung übernehmen können. Solidarisches Handeln und Helfen untereinander, auch mit bisher unbekannten Menschen, ist auf eine konzeptionelle fürsorgerationale Bildungsarbeit für die Prozesse der Hilfesuche, des Hilfebietens und der Hilfebeziehungsarbeit angewiesen, wenn es sich gegenüber gesellschaftlichen Transformationsprozessen (Digitalisierung, Globalisierung, Subjektivierung ect.) behaupten will, und muss auch alle an der Gesellschaft Beteiligten in Careprozesse einbeziehen.

7.3. Trialogische Bildungsräume in der Hilfebeziehung

Die Grundlage für die nachfolgende Diskussion bildet das in Kapitel 6.4 konstruierte Konzept der triadischen Konstellation. Diese Konstellation, bestehend aus hilfesuchenden, hilfebietenden und forschenden Personen, eröffnet Dynamiken, die dyadische Beziehungen erweitern und in einen komplexeren Zusammenhang stellen sollen. Sie ist geprägt von wechselseitigen Abhängigkeiten und Spannungsfeldern, die durch die gleichzeitige Aushandlung individueller und kollektiver Bedürfnisse, sozialer Erwartungen und institutioneller Rahmenbedingungen entstehen.

Als zentrales Phänomen ist ein sogenanntes Trilemma herausgearbeitet worden. In der Triade können immer nur zwei Akteur:innen gemeinsame Interessen vertreten, während die dritte Perspektive Gefahr läuft, marginalisiert zu werden. Dabei wurde mit Blick auf die forschende Person auch die Perspektive der vermittelnden Person berücksichtigt. Diese teils gleichgesetzten Rollen der einen Person verdeutlichen in der Übertragbarkeit dieser professionellen Perspektive, dass in der Triade immer nur ein Interesse der anderen beiden Rollen vordergründig vertreten werden kann. Dieses Spannungsfeld unterstreicht die Notwendigkeit von dialogischen und trialogischen Räumen, die Machtungleichgewichte ausgleichen und partizipative Prozesse fördern können.

Gemeinsame Perspektiven entstehen in konjunktiven Erfahrungsräumen, in denen biografische Erfahrungen und kollektive Lernprozesse miteinander

verbunden werden. Diese Räume fördern Reflexion und Zusammenarbeit und schaffen Potenziale, normative Erwartungen zu hinterfragen und neue Formen der Kooperation zu entwickeln. Sozialräumliche Kontexte prägen diese Interaktionen maßgeblich. Physische und symbolische Raumperspektiven zeigen den Einfluss auf die Gestaltung der Beziehungen, wenn Dialog und Teilhabe ermöglicht werden, aber auch Spannungen hervorgerufen werden können. In diesem Zusammenhang zeigt sich die Triade als Raum informellen Lernens, in dem biografische Erfahrungen, Bedürfnisse und soziale Praktiken gemeinsam weiterentwickelt werden.

Betrachten wir Raum nicht nur in einem absoluten Raumverständnis, sondern sozial konstruiert und repräsentiert (vgl. Lefebvre 1974/2006), veränderbar und gestaltbar, dann werden Hilfebeziehungen aktiv durch diese produzierten Räume geprägt. Nach Lefebvre sind Räume Ergebnisse sozialer Prozesse, die durch Interaktionen und Machtverhältnisse entstehen. In Hilfebeziehungen bedeutet dies, dass sowohl die räumlichen Rahmenbedingungen als auch die symbolischen Bedeutungen der Räume – wie etwa ihre Funktion als Orte des Austauschs, der Begegnung oder der Exklusion – die Gestaltung und Dynamik der Beziehungen beeinflussen. Die Räume der Vermittlung der Hilfen und das damit verbundene Engagement bilden dann den Gegenentwurf einer Praxis der sogenannten Nachbarschaftshilfe, bei der von einer „überwiegend unorganisierten“, traditionell organisierten, raumübergreifenden bis freundschaftlichen Hilfe ausgegangen wird (vgl. Vogelsang 2018: 57) und die Verlässlichkeit in der Verbindung von Raum und Sorge voraussetzt. Der Schwerpunkt liegt daher auf der Notwendigkeit, sich über die Bedürfnisse der an den Hilfebeziehungen Beteiligten zu verständigen und Räume für gemeinsame Kommunikation bzw. einen möglichen Dialog zu schaffen. Wie insbesondere in Nancy Frasers *Gender Studies* ausgeführt wird (vgl. Fraser 2015: 237 ff.), sind Bedürfnisse auch soziale Konstruktionen, die in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und politischen Prozessen geprägt sind und meist monologisch und institutionell interpretiert werden statt dialogische Räume zu bieten. Die Idee dieser dialogischen Räume (vgl. Jansch 2024: 85), die Bedürfnisse in solchen grenzbearbeitenden Situationen ermöglichen sollen, sollen auch als bildungsrelevant für alle Beteiligten markiert werden. Es gilt dabei vordergründig, in dialogischen und partizipativen Verfahren Bedürfnisse zu erkennen, zu berücksichtigen und sie zu „politisieren“ (Fraser 2015: 240). Damit sollen Gelegenheiten für informelles Lernen und kollektive Reflexionen geschaffen werden, bei denen biografische Erfahrungen und soziale Praktiken gemeinsam weiterentwickelt werden können, um sie als Bildungsprozesse zu fassen, deren intersubjektive Anerkennungs- und Grenzbearbeitungsprozesse als gemeinsame Beziehungsarbeit stattfinden. Dieses Potenzial bildet die Grundlage für die Betrachtung dialogischer Bildungs- und Gestaltungsräume in den folgenden Kapiteln.

7.3.1 Transformatives Gestaltungspotenzial dialogischer und trialogischer Bildungsräume

Herausgearbeitet wurde, dass Hilfearrangements, die überwiegend von Frauen bzw. von Personen erbracht werden, die bereits in größerem Umfang für andere Sorge getragen haben, zu einem großen Teil in den Räumen der Häuslichkeit stattfinden. Dies zeigt sich bei sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen, bei denen überwiegend die Wohnung der Hilfesuchenden und das Auto der Hilfeleistenden als Hilferäume relevant sind. Durch die räumliche Verortung des Engagements können also auch private Räume zu öffentlichen Räumen bzw. öffentliche Hilfen zu privaten Angelegenheiten werden. Allein deshalb bleiben sie trotz aller Veränderung mehr oder weniger gesellschaftlich unsichtbar. Fraser betont in diesem Zusammenhang, dass diese Hilfen dadurch zu wenig Anerkennung erfahren (vgl. Fraser 2016: 32). Um das transformative Potenzial trialogischer Räume zu nutzen, um den Fokus stärker auf die Anerkennung der Care-Arbeit und deren gesellschaftliche Relevanz zu richten, müssen die politische und gesellschaftliche Aufmerksamkeit für diese Räume, die dazu beitragen, Care-Arbeit aus der Privatisierung zu lösen und in einem solidarischen Kontext sichtbar zu machen, erhöht werden. Die ungerechte Verteilung von Ressourcen und die ungerechte Verteilung von Care-Arbeit sind keine individuellen Angelegenheiten, sondern bedürfen einer politischen und gesellschaftskritischen Aufmerksamkeit, die – auch bei sozialräumlich organisierte Hilfen – durch den Rückzug in private Räume verhindert wird.

Hier liegt die Aufgabe einer professionellen Arbeit, im Rahmen dieser Hilfe als vielschichtige solidarische Sorgearbeit gemeinsam und behutsam diese Hilferäume zu bearbeiten, deren Handlungsweisen für ein gelingendes Zusammenleben eine wichtige Rolle spielen. Um dies zu erreichen, ist es notwendig, sie nicht nur genauer anzuschauen und zu reflektieren, sondern auch gezielt neue Räume der Hilfepraxis zu erschließen. Dies schließt eine stärkere Verknüpfung mit sozialräumlicher Bildungsarbeit ein, die darauf abzielt, transformative Potenziale dieser Räume zu nutzen. Durch eine Ausweitung und Neugestaltung solcher Räume werden mehr Möglichkeiten geschaffen, das Engagement der Beteiligten anzuerkennen und gleichzeitig die Teilhabe Hilfesuchender zu fördern, was die Entwicklung einer grundlegend bedürfnisorientierten Verständigungskultur und -kompetenz in dialogischen Räumen zwischen den Beteiligten einschließt. Die institutionelle Hilfevermittlung erweist sich in der Praxis häufig als unzureichend, da sie die tatsächlichen und individuellen Bedürfnisse der Hilfesuchenden und Hilfebietenden oft nicht erfasst. Dies führt zu Aushandlungssituationen, die entweder scheitern oder zu einer einseitigen Fokussierung auf die Bedürfnisse der Hilfesuchenden tendieren. Trialogische Bildungsräume bieten hier eine Chance, diese Defizite zu überwinden, indem sie eine ganzheitliche Betrachtung der Bedürfnisse aller Beteiligten ermöglichen und dynamische Aushandlungsprozesse fördern.

In manchen Situationen ist ein Aushandeln der Bedürfnisse nur schwer möglich, selbst wenn diese klar artikuliert werden. Statt eines dialogischen Verständnisses bleiben die Akteur:innen oft in ihrer biografisch begründeten Perspektive und den damit verbundenen Diskursen gefangen, deren Rahmung schwer zu durchbrechen ist. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit dialogischer Räume (vgl. Jänsch 2024), die gezielt gestaltet werden müssen, um solche Aushandlungsblockaden zu überwinden. Dies ist auch bildungsraumtheoretisch erklärbar, wenn davon ausgegangen wird, dass (Bedürfnis-)Räume von den Beteiligten und ihren Machtkonstellationen je nach Aushandlungsmöglichkeiten produziert, konstituiert und verändert bzw. reproduziert werden (vgl. Lefebvre 1974/2006). Für Hilfebeziehungen ist nicht nur entscheidend, in welchen räumlichen Kontexten sie verortet sind, sondern auch, inwiefern sie die Möglichkeit bieten, Bedürfnisse zu erkennen, auszudrücken, auszuhandeln und gemeinsam als bildungsrelevant zu reflektieren und zu bearbeiten. Dies ist keineswegs auf sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen zu beschränken. Die notwendigen grenzbearbeitenden Freiräume für dialogische Aushandlungen erinnern an familiäre Fürsorgeherausforderungen mit ihren eigenen Regeln und Verstrickungen, mit entsprechenden Überlastungen und einem damit verbundenen privaträumlichen Rückzug – in der Annahme, dass Fürsorge und Pflege auf diese Hilferäume beschränkt ist und auch nur dort geleistet werden kann. Für das Selbstverständnis von Engagement und nachbarschaftlicher Hilfe ist es bedeutsam, dass die durch Hilfeinitiativen vermittelten Hilfebietenden es nun mit ähnlichen Raum- und Machtkonstellationen zu tun haben, denn im Rahmen der sozialräumlich vermittelten und solidarischen Hilfen werden Beziehungen beschrieben, die sich eben an diesen Hilfen im Sinne nachbarschaftlicher Unterstützung orientieren.

Um diese Hilfebeziehungen zu entlasten und solche Grenzsituationen aufzufangen, wäre es Aufgabe der Professionellen, hier auch politisch aktiv zu werden, um eine ganzheitliche und kontextsensible Perspektive auf die Bedürfnisse der an der Hilfebeziehung Beteiligten zu entwickeln und damit zur Unterstützung der Hilfesuchenden und derer, die Hilfe leisten wollen, beizutragen (vgl. Jänsch 2024: 83). Für die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und nicht nur für die Befriedigung individueller Bedürfnisse, sondern grundsätzlich für das Gelingen solidarischer Hilfebeziehungen ist dies insbesondere kollektiv und aktiv möglich (vgl. Neumann/Winker 2018: 117).

Das Hilfepaargespräch selbst erfordert aufgrund einer komplexen triadisch-situativen Beziehungsdynamik nach der differenzierten empirischen Analyse weitere Betrachtungen. Im Zentrum steht dabei die Rekonstruktion einer triadischen Konstellation, die sich aus einer hilfesuchenden, einer hilfebietenden und einer forschenden Person zusammensetzt. Diese triadische Perspektive ermöglicht es, die Interaktionen und Dynamiken in Hilfesituationen genauer zu verstehen. In einer triadischen Situation in der Hilfebeziehung tref-

fen drei Akteur:innen mit unterschiedlichen Bedürfnissen, Interessen und Motiven aufeinander, wobei die Interaktionen der Hilfebeziehung aus zwei Beteiligten bereits ausführlich dargestellt wurde. Interessant ist an dieser Stelle das Adressierungsdilemma der Forscherin, wenn sie mit jeweils einer Person in der Hilfebeziehung kooperiert. Sie muss dann entscheiden, inwieweit sie sich in die Hilfepaargespräche einmischt und welche Interessen sie dabei verfolgt. Die triadische Konstellation in Hilfepaargesprächen manifestiert sich in verschiedenen Kooperationsverhältnissen, die jeweils eigene Dilemmata und Herausforderungen mit sich bringen. Im empirischen Material konnten drei Hauptkonstellationen identifiziert werden:

a) Hilfesuchende und Hilfebietende agieren gemeinsam gegenüber einer forschenden/vermittelnden Person. Hier stellt sich die Frage, welche Bedürfnisse und Interessen von einer professionellen Person vordergründig bearbeitet werden sollen.

b) Hilfesuchende und forschende/vermittelnde Person handeln gemeinsam gegenüber der hilfebietenden Person. In diesem Szenario könnte das Engagement der Hilfebietenden ohne angemessene Anerkennung bleiben.

c) Hilfebietende und forschende/vermittelnde Person positionieren sich gemeinsam gegenüber Hilfesuchenden. Hier besteht die Gefahr, dass sich das Hilfeangebot auf die hilfesuchende Person fokussiert und die Gefahr der Stigmatisierung steigt.

Trotz dieser Dilemmata ist auch eine gemeinsame Perspektive zu dritt möglich, die eine trilaterale Kooperation in gemeinsamen Erfahrungsräumen eröffnet. Eine solche Perspektive kann entstehen, wenn alle drei Personen ihre biografisch begründeten konzeptionellen Erfahrungen einbringen und gemeinsam konjunktive Erfahrungsräume erschließen.

Das transformative Potenzial eines solchen dialogischen Hilfepaargesprächs liegt in der Möglichkeit, offen und explizit über Prozesse des Scheiterns und Gelingens, über Ängste und Barrieren und Überforderung zu sprechen. Triadisches Handeln öffnet sich auch nach außen und ermöglicht den Austausch von Alltagserfahrungen und die gemeinsame Bearbeitung von gesellschaftlicher Kritik. Die Konflikthaftigkeit dieser Situationen kann als *situatives Spannungsfeld von trilateralem Konsens und Trilemma* bezeichnet werden, da es verschiedene Lösungsmöglichkeiten bietet, die auf gemeinsamer Aushandlung beruhen. Das transformative Potenzial liegt in den Möglichkeiten des Scheiterns und Gelingens dieser Aushandlungsprozesse und erfordert eine dialogische Aushandlung, auch über die Verteilung von Deutungsmacht. Die dafür notwendigen dialogischen Räume erfordern nicht nur Möglichkeiten des Austauschs, sondern auch Reflexionen über Ein- und Ausschlüsse und grundsätzliche übertragbare konzeptionelle Ansätze.

7.3.2 Zum Zusammenhang von Praktiken Sozialer Arbeit und Praktiken rekonstruktiver Sozialforschung

Ein zentraler Aspekt dieses Kapitels ist die Analyse einer hybriden Dynamik zwischen der professionellen dritten Person, sowohl in der forschenden als auch in der vermittelnden Rolle. Diese Perspektive hat sich im Verlauf der axialen Kodierphase entwickelt und wird hier abschließend reflektiert, um die Rolle der dritten Person als professionelle Gestalterin⁵¹ in Hilfebeziehungen in den Blick zu nehmen. Dabei geht es insbesondere um eine Reflexion der unterschiedlichen Gestaltungspotenziale, die einerseits der Forschenden und andererseits einer professionellen Begleitung von Hilfebeziehungen zugeschrieben werden können.

Die doppelte Funktion der Forschenden – das wissenschaftliche Beobachten und das aktive Moderieren von Aushandlungsprozessen – bringt methodische Herausforderungen mit sich. Einerseits übernimmt sie Verantwortung für die Strukturierung und Moderation dialogischer Prozesse, andererseits nutzt sie diese Rolle bewusst in der reflexiven Analyse, um ihre eigene Praxis und die Dynamiken innerhalb der Hilfebeziehungen besser zu verstehen. Diese Verschränkung erfordert eine stetige Balance zwischen analytischer Distanz und aktiver Teilnahme.

Diese Herausforderung zeigte sich besonders in Interviewsituationen: Einerseits bestand die Aufgabe darin, die Interaktionsdynamik in den Hilfebeziehungen zu verstehen, andererseits durfte dies nicht dazu führen, die eigenen Forschungsziele aus den Augen zu verlieren. Gleichzeitig bot sich hier die Möglichkeit, die eigene Rolle kritisch zu reflektieren, indem Wechselwirkungen zwischen Machtverhältnissen, biografischen Prägungen und sozialen Kontexten analysiert wurden. Besonders deutlich wurde dies in Momenten, in denen ich mich als Forschende nicht nur als neutrale Beobachterin positionieren konnte, sondern durch meine Anwesenheit Teil der Aushandlung wurde. Dies

⁵¹ Laura Best (2023) hat sich mit der Gestaltung im professionellen Kontext auseinandergesetzt: Gestaltung bedeutet die bewusste und reflektierte Ausformung von Beziehungen, Interaktionen und Rahmenbedingungen. Dies umfasst die Haltung der Fachkräfte und die Art und Weise, wie sie ihre Rolle ausfüllen. Professionelle Beziehungen basieren auf einem geplanten und methodischen Vorgehen. Ein zentrales Spannungsfeld ist die Balance zwischen Nähe und Distanz. Fachkräfte müssen dabei ihre eigenen Beziehungsmuster reflektieren, um nicht unbewusst persönliche Bedürfnisse in die professionelle Beziehung einfließen zu lassen. Auch die Gestaltung des Settings – sei es durch Raumgestaltung, den Einsatz bestimmter Methoden oder kommunikative Zugänge – hat einen wesentlichen Einfluss auf die Beziehungsqualität. Letztlich geht es darum, professionelle Beziehungen so zu gestalten, dass sie sowohl Verlässlichkeit bieten als auch Selbstbestimmung und Handlungsfähigkeit der Klient*innen stärken, also Unterstützung so anzubieten, dass sie Autonomie ermöglicht statt Abhängigkeiten zu verstärken. So sind partizipative und aushandlungsorientierte Ansätze zentral. (vgl. Best 2023).

erforderte methodische Flexibilität der Gestaltung des Raums, so dass dialogische Prozesse stattfinden konnten, ohne dass ich meine analytische Rolle verlassen musste.

Die Rollenverschränkung verdeutlicht, wie eng Forschung und Praxis insbesondere in der Sozialen Arbeit miteinander verflochten sind. Es wurde sichtbar, dass dialogische Räume bewusst gestaltet werden können und dass ich als Forschende in meiner Doppelrolle sowohl wissenschaftliche Interessen verfolgen als auch Teil eines sozialen Prozesses wird. In den Hilfspaargesprächen wurde ich aus der Perspektive des Hilfspaares sowohl als Person wahrgenommen, die strukturiert und moderiert, als auch als jemand, an die individuelle Interessen und Erwartungen herangetragen wurden.

Die dritte Person wurde je nach Kontext und situativen Bedingungen unterschiedlich adressiert und wahrgenommen. Ihre Rolle war nicht nur die der Moderatorin oder der Forschenden, sondern auch die einer Person, an die Interessen kommuniziert wurden, die nicht immer mit dem Forschungsfokus übereinstimmten. Diese Erfahrungen machen deutlich, dass sich aus der Analyse der doppelten Rolle als Forschende und vermittelnde Dritte zentrale Erkenntnisse für die Schnittstellen zwischen Sozialer Arbeit und rekonstruktiver Forschung ableiten lassen. Die Verschränkung methodischer Reflexion mit praktischer Aushandlungspraxis zeigt, dass Forschung aktiv in soziale Prozesse eingebunden ist. Damit wird die Notwendigkeit erkennbar, professionelle und wissenschaftliche Perspektiven in einer wechselseitigen Bezugnahme weiterzuentwickeln.

Zentral für diese Verknüpfung ist der Blick auf dialogische Räume, die es ermöglichen, Bedürfnisse auszuhandeln und Passung herzustellen. Sie dienen nicht nur der unmittelbaren Beziehungsarbeit, sondern eröffnen auch neue Handlungsperspektiven und Reflexionsräume. Gleichzeitig machen sie die Dilemmata sichtbar, die in der Hilfebeziehungsarbeit zu zweit oder zu dritt entstehen – etwa durch Machtungleichgewichte oder widersprüchliche Erwartungen. In diesen Prozessen zeigt sich besonders deutlich, dass sich Bildungspotenziale nicht nur in den biografischen Übergängen von Hilfeangebot und Hilfesuche, sondern auch in der Gestaltung der Hilfebeziehungen selbst entfalten. Dialogische Räume und ihr transformative Potenzial ermöglichen so eine Neubestimmung der eigenen Position innerhalb der Hilfebeziehung. Individuelles Lernen und kollektive Beziehungsarbeit sind eng damit verknüpft und fördern sowohl persönliche Entwicklung als auch strukturellen Wandel. Bildungs- und Sorgeprozesse greifen ineinander und eröffnen somit Raum für Weiterentwicklung.

Bevor im letzten Kapitel (8) das rekonstruierte transformative Potenzial für die Soziale Arbeit noch einmal herausgearbeitet wird, sollen zunächst die Herausforderungen einer Praxis Sozialer Arbeit und einer rekonstruktiven Sozialforschung in den Blick genommen werden. Dabei steht die eigene Standortgebundenheit als Sozialarbeiterin und Sozialwissenschaftlerin im Zentrum der

Analyse, um die Spannungen und Reflexionsprozesse, die sich aus dieser doppelten Verortung ergeben, herauszuarbeiten.

Im Zuge der Erhebungs- und Auswertungskritik meines Forschungsvorgehens kristallisierte sich ein zentrales Phänomen heraus, das mich dazu veranlasste, den Vergleich einer Praxis Sozialer Arbeit mit einer rekonstruktiven Feld- oder Sozialforschung bzw. Forschung mit und unter Menschen konkreter herauszuarbeiten. Dabei geht es um die Frage, wie viel Distanz zum eigenen professionellen Handeln notwendig ist, um den Anforderungen der Forschung, d.h. den angestrebten Interessen, Erkenntnissen und Gütekriterien gerecht zu werden. Dies ist insofern bedeutsam, als der damit verbundene Anspruch an meine Rolle im Forschungsprozess war, mich ausreichend von der Praxis der Sozialen Arbeit zu distanzieren. In meiner Erhebungspraxis und der reflexiven Auseinandersetzung damit ist mir Folgendes aufgefallen, was nicht sonderlich überraschend ist, aber dennoch den entsprechenden Raum braucht, auch als Wiederholung an dieser Stelle: Die Forscher:innensubjektivität (Reichertz 2015) von Professionellen der Sozialen Arbeit ist ein entscheidender Einflussfaktor auf den Verlauf und die Ergebnisse des Forschungsprozesses. Damit ist gemeint, dass die forschende Person einen spezifischen (insbesondere professionellen) Habitus mitbringt, der disziplinäre und professionelle Anforderungen gerade in Erhebungssituationen vermischt bzw. verbindet.

Kathrin Aghamiri thematisiert diesen „möglichen Zusammenhang“ in ihrem Beitrag in der Zeitschrift Widersprüche (166) mit der Frage: „Ist das jetzt partizipative Forschung oder gute Soziale Arbeit?“ (Aghamiri 2022). Sie zieht Parallelen zu einer gemeinsamen Herstellungspraxis und Aushandlung von Wissen zwischen Professionellen und Adressat:innen und diskutiert darin, „ob Partizipation als Handlungsprinzip der Sozialen Arbeit als Profession und Disziplin ein genuines Merkmal empirischer Forschung in der Sozialen Arbeit sein könnte.“ (ebd.:13). Einen ähnlichen Zusammenhang stellen auch Monika Alisch und Michael May (z.B. 2008, 2017) in ihrem Konzept der partizipativen Projektentwicklung im Sozialraum her, das im transdisziplinären Sinne nicht nur die Grenzen von Disziplin und Profession durchlässiger macht, sondern auch als praktische Transdisziplinarität wirkt, wie sie Mittelstraß (2005) vorschlägt. Insbesondere Partizipation wird hier nicht nur als (Forschungs-)Beteiligung im Sinne einer selbstverständlichen Beteiligung aller in den Forschungskontext Involvierten verstanden, sondern als etwas, das eigene (sozial-)räumliche und selbstwirksame Ermöglichungsstrukturen hervorbringt und immer auch eine machtkritische Perspektive reflektiert. Partizipative und ethnografische Forschung mit Menschen in sozialen Interaktionen fungiert somit nur nicht nur als Erhebungs- und Auswertungspraxis, sondern auch als Praxis der Irritation und Veränderung von Alltags- und Lebenssituationen, die aber in erster Linie immer als rekonstruktive Forschungsarbeit zu verstehen ist. Diese kann jedoch „Feldrollendiffusitäten und unklare Spielräume“ mit sich bringen

und die Frage aufwerfen, „ob partizipativ ausgerichtete (ethnografische) Praxisforschung in der Sozialen Arbeit nicht immer schon Soziale Arbeit ist“ (Agamiri 2022: 22).⁵²

Diese Frage, die hier im Kern den generellen Anspruch an Bedeutung und Reichweite im Kontext von Partizipation diskutiert, tangiert grundlegend meinem Forschungsprozess. Sie zeigt sich auch in meiner Reflexion, obwohl ich weder den Anspruch einer partizipativen Forschungslogik im Sinne eines partizipativ ausgerichteten methodischen Konzepts⁵³ hatte, noch eine gelingendere Praxis der Interviewten oder Beobachteten anstrebte. Dies schließt nicht aus, dass, wie auch in den Forschungsleitlinien der DGSA (2015) festgehalten, aus forschungsethischer Perspektive in der Erhebungsinteraktion auch eine sozialarbeiterische Intervention im Sinne einer erweiterten subjektiven, sozialen und institutionellen Handlungsfähigkeit der Beforschten und Forschenden angestrebt wird.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach den Unterschieden zwischen Forschung und Praxis erneut. Es geht darum zu verstehen, was es bedeutet, als Forschende im (sozialarbeiterischen) Alltag von, unter und mit Menschen tätig zu sein, sowie darum zu erfassen, wie sich die professionellen Orientierungen als Sozialarbeiterin auf den Forschungsprozess auswirken. Diese Fragestellung hat mir im Laufe meines Forschungsprozesses verdeutlicht, dass zentrale Diskurse der Sozialen Arbeit auch auf die rekonstruktive Sozialforschung anwendbar und es wert sind, weiter zu denken.

Zunächst versuche ich, die Ziele beider Rollen anzuschauen (A). Danach analysiere ich einige der Herausforderungen: den Umgang mit Methoden und die Methodenwahl (1), die Grenzbearbeitung des Gegenstandes (2), die Auseinandersetzung mit Nähe und Distanz (3), die Aushandlungspraktik von Deutungen und Interpretationen (4) und die Praxis der Reflexion (5). Abschließend

⁵² Eine weitere Herausforderung transdisziplinärer Professionalität liegt in der Gefahr der Fragmentierung professioneller Rollen. Michael May (2018) zeigt auf, dass institutionelle und disziplinäre Ausdifferenzierung häufig zu einer Verengung von Handlungsspielräumen führt, anstatt transdisziplinäre Kooperation zu fördern. Dies wirft die Frage auf, ob eine stärker partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit nicht vielmehr neue Forschungsstrukturen erfordert, um transdisziplinäre Zusammenarbeit institutionell zu verankern, anstatt sie nur als begleitendes Forschungskonzept zu betrachten (S. 188ff.).

⁵³ Ich schließe mich an dieser Stelle Monika Alisch (2021) an, die hervorhebt, dass partizipative Forschung durch die gleichberechtigte Verbindung von akademischem Wissen, Praxiswissen und dem Erfahrungswissen der Zielgruppen gekennzeichnet ist. Sie weist darauf hin, dass diese Offenheit jedoch durch strukturelle Vorgaben der Forschungsförderung begrenzt wird, da bereits in der Antragsphase oft festgelegt werden muss, wer beteiligt wird, welche Methoden angewendet werden und welche Ergebnisse zu erwarten sind. Zudem macht sie auf ein zentrales Spannungsfeld aufmerksam: Während partizipative Forschung darauf abzielt, hierarchische Strukturen zwischen Wissenschaftler:innen und Mitforschenden aufzubrechen, bleibt die Deutungshoheit der Forschenden durch ihr methodisches und theoretisches Wissen bestehen, während von ihnen zugleich erwartet wird, als Expert:innen konkrete Lösungen zu liefern. (vgl. Alisch 2021).

werden diese Überlegungen auf meine Erhebungsräume in den Hilfepaargesprächen und Beobachtungen der Hilfepraxis bezogen.

(A) *Ziele der professionellen Rollen: Soziale Arbeit und Sozialwissenschaft.* Um gute Soziale Arbeit zu leisten, Menschen in partizipativen Möglichkeitsräumen für ein gerechteres und gelingenderes Zusammenleben zu unterstützen und zu befähigen, bedarf es gut ausgebildeter und reflektierter bzw. reflektierender Menschen (DBSH 2014). Sozialarbeiter:innen sind Teil des sozialpolitischen Versorgungssystems, bieten ihre Unterstützung in einem vereinbarten Rahmen an und müssen sich mit dem Spannungsfeld der Profession auseinandersetzen, das unterschiedliche, auch widersprüchliche, Mandate erfordert. Demgegenüber bietet die rekonstruktive Sozialforschung einen Weg, Phänomene, die die Profession der Sozialen Arbeit im Alltag nicht lösen kann, in einem disziplinären Kontext zu bearbeiten und zu analysieren. In beiden Fällen ist es notwendig, den direkten Kontakt, die direkte Kommunikation und die direkte Beziehungsarbeit mit Menschen zu gestalten. So unterschiedlich die Aufgaben und Interessen der Rollenverständnisse sind, so ähnlich sind die Herausforderungen und die damit verbundenen Diskurse über die Qualität des Handelns. Da ich beide Rollen in meinem Forschungsfeld rekonstruieren konnte, möchte ich diese Bezüge mit theoretischen Konzepten diskutieren und aufzeigen, welche Forschungsorientierung und praktische Arbeitshaltung mich dabei begleiten.

(1) *Der Umgang mit Methoden.* Beginnen möchte ich mit der Herausforderung der Methodenwahl bzw. des Umgangs mit Methoden. Damit meine ich nicht das Problem, die Qual der Wahl zu haben, welche Methode im Einzelfall dem Gegenstand angemessen ist und planvoll eingesetzt werden soll, sondern die Schwierigkeit, methodisches Handeln an den Menschen, an den Fall bzw. den Forschungsgegenstand immer wieder anzupassen. Es reicht nicht aus, sich methodische Instrumente oder Verfahren anzueignen, sie ohne Aushandlung mit den Menschen auszuwählen und sie dann in immer komplexeren Situationen einfach umzusetzen. Methodische Vorgehensweisen müssen methodisch begründbar sein, sich aber immer am sich stets verändernden Gegenstand bzw. an der sich stets sozial verändernden Lebenswelt der Menschen orientieren. „Ziel und Weg in der Sozialen Arbeit“ als „Aushandlungsprodukte“ zu verstehen, stellt die technische und standardisierte Methodisierbarkeit in Frage (vgl. Galuske 2013: 62). Auch in der rekonstruktiven Sozialforschung ist es notwendig, sich einen umfassenden methodischen bzw. methodologischen Überblick zu verschaffen, aber im Falle einer Intervention bzw. bei der Konstruktion eines eigenen Forschungsvorhabens ein methodisch individuelles Design zu entwickeln, dieses (immer wieder) an den Forschungsprozess anzupassen und auf diesen auszurichten. Reichertz (2015) kritisiert in diesem Sinne standardisierte methodische Vorgehensweisen und das „restlose Aufgehen“ darin, was eine systematische Eliminierung des Subjektiven der Forschenden zur scheinbaren Sicherung von Nachvollziehbarkeit, Güte und Glaubwürdigkeit nach sich zieht

(vgl. Reichertz 2015). Diese Herausforderung ist auch in der Praxis der Sozialen Arbeit alltäglich, insbesondere wenn die methodische Reflexion in Studium und Praxis vernachlässigt wird. Dabei geht es vor allem darum, Adressierte der Sozialen Arbeit partizipativ einzubinden. In der qualitativen Forschung ist es notwendig, die zu beantwortende Frage zu fokussieren, die methodische Umsetzung daran auszurichten und die beobachteten und befragten Menschen in die jeweiligen Forschungsschritte einzubeziehen, mit ihnen in Aushandlung zu treten und wiederum methodische Anpassungen vorzunehmen.

(2) *Allzuständigkeit und „All is data“*. Eine weitere gemeinsame Herausforderung ist das Problem der Grenzbearbeitung des Gegenstandes, das sich in der Sozialen Arbeit auf die „Allzuständigkeit“⁵⁴ (Galuske 2013: 41) bezieht und das ich mit Blick auf die rekonstruktive Sozialforschung mit der Orientierung „all is data“ (Glaser 1998) bezeichnen würde. Diese „Problematik“ wird zumeist von einem Professionalitätsdiskurs begleitet, der in beiden Fällen die starke (unverfügbare) Nähe zum Alltag der Menschen zum Anlass nimmt, die Praxis zu kritisieren. Allzuständigkeit bietet in diesem Zusammenhang vor allem die Möglichkeit, sich in der gemeinsamen Aushandlung mit den Menschen nicht deterministisch zu beschränken, sondern sich auf die wesentlichen Anliegen der Adressat:innen zu konzentrieren. Im „Nosing around“ (Park 1915) eines Forschungsfeldes bietet „all is data“ die Chance, scheinbar festgelegte Kontexte zu verlassen. Die Grenzbearbeitungen halten Bildungspotenziale für Sozialarbeitende und Forschende bereit, erfordern aber ein hohes Maß an Reflexion und Erfahrung, aber auch an methodischem Wissen und Können.

(3) *Nähe und Distanz*. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die Auseinandersetzung mit Nähe und Distanz eingehen, die auch im Rahmen der qualitativen Bewertung professionellen Handelns häufig diskutiert wird. In der Sozialen Arbeit besteht die Herausforderung in der Beziehungsarbeit mit Menschen, die emotionale und körperliche (und professionelle) Nähe einschließt, um überhaupt vertrauensvolle Beziehungen herstellen zu können (vgl. Dörr 2017: 201f.). Im qualitativen Forschungskontext ist das Eintauchen und Engagement im Feld ohne Nähe und Beziehungsarbeit nicht denkbar. In beiden Fällen wird problematisiert, dass zu viel Nähe, zu wenig notwendige Fremdheit, zu wenig Distanz, zu viel persönliche Nähe zum Subjekt, zu viel politische Färbung oder zu viel Engagement schwierig sind, um den Überblick zu behalten und die Ergebnisse hinreichend zu objektivieren. In der Sozialen Arbeit ist es zudem oft ein Tabu, private und berufliche Beziehungen nicht zu trennen, sich persönlich in die Fälle oder Angelegenheiten von Menschen einzumischen. Es

⁵⁴ Dieser umfassende Verantwortungsbereich wird auch als „diffuse Allzuständigkeit“ bezeichnet (vgl. Galuske 2013: 41). Damit ist gemeint, dass Soziale Arbeit nicht für alle Aspekte der Lebensführung allein zuständig ist, aber dennoch oft als erste Anlaufstelle für verschiedenste Anliegen wahrgenommen wird.

liegt auf der Hand, dass „Nähe und Distanz“ ein Begriffspaar sind, das zusammengehört und sich gegenseitig bedingt und reguliert (vgl. Dörr 2017: 203). Das bedeutet, dass der professionelle Umgang mit „Nähe und Distanz“ Reflexionsanlässe braucht. Meiner Erfahrung nach wird jedoch eher vor zu viel menschlicher Nähe als vor zu viel menschlicher Distanz gewarnt, was nicht selten den Umständen der Arbeitssituation geschuldet ist (ebd.: 208) und als transversales Handeln mit dem Ziel einer gelingenderen Beziehungsgestaltung immer auch die Gefahr der Grenzüberschreitung birgt. Auch in der qualitativen Forschung gibt es verschiedene Diskurse zum Analysepaar Nähe-Distanz, die sich in den Konstruktionspraktiken für qualitative Erkenntnisprozesse „engaging“ und „observing“ (vgl. Bethmann/Niermann 2015, Kap 3.4) als wechselseitige Interaktionsprinzipien zeigen. Stephanie Bethmann und Debora Niermann verwenden sie als heuristische Konzepte zur Rekonstruktion qualitativer Forschungspraxis (ebd.). Daran anschließend argumentiert Kathy Charmaz (2019) im Sinne des amerikanischen Pragmatismus:

“With constructivist grounded theory, we can blur binaries between categorizing experience and changing it and do not need to hide.” (Charmaz 2019).

Als Forschende können und müssen wir uns nicht verstecken oder distanzieren, v.a. nicht aus Angst, zu viel Einfluss zu nehmen. Natürlich verändern wir auch jederzeit Beziehungen, Strukturen und Handlungsmuster, wenn wir mit und unter Menschen forschen. Entscheidend ist, dass wir methodisch am Forschungsgegenstand und an den Menschen orientiert bleiben. Soziale Arbeit und qualitative Sozialforschung treffen sich hier und bilden Schnittstellen, die ich in meiner Forschungsarbeit sehr intensiv erlebt, reflektiert und rekonstruiert habe.

(4) *Der Umgang mit Deutungen.* Im Anschluss an die Interaktionsperspektive stellt sich für Sozialarbeitende und Sozialforschende die Herausforderung im Umgang mit den Deutungen und Interpretationen der Menschen umzugehen, mit denen kommuniziert wird und die uns an ihren Lebensgeschichten, an ihren Positionierungen und ihren Botschaften teilhaben lassen. Hier sehe ich ein großes Reflexionspotenzial. Als Sozialarbeiterin ist ein dialogisches Aushandeln notwendig, das zu einer Interpretation von Interessen und Bedürfnissen der Menschen führt, deren Anliegen bearbeitet werden. Hier nachzufragen und sich zu vergewissern, könnte im forschenden Sinne mit „kommunikativer Validierung“ (Kruse 2014)⁵⁵ gemeint sein und hat zum Ziel, dass Fragende und

⁵⁵ Kommunikative Validierung bezeichnet in der qualitativen Forschung die Diskussion der Interpretation von Daten während oder am Ende des Analyseprozesses mit den Befragten, um deren Validität zu überprüfen. Darüber hinaus wird sie auch als „kollegiale Validierung“ verstanden, bei der Ergebnisse mit anderen Forschenden diskursiv reflektiert werden. Jan Kruse (2014) hebt hervor, dass kommunikative Validierung eine Ressource der Qualitätssicherung darstellt, die durch Forscher-Triangulation und Reflexivität in allen Phasen des Forschungsprozesses zur Kontrolle von Subjektivität und Selektivität beiträgt (<https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/validierung-kommunikative>).

Befragte, Beobachtende und Beobachtete zu einem für sie passenden Interpretationsergebnis kommen und diese Interpretationsleistung vor allem von Befragten und Beobachteten erbracht wird. Als Forschende muss ich mich aber immer am Forschungsinteresse orientieren, so dass dies entweder mehr oder weniger angemessen ist. Dennoch stellt sich die Frage, wie damit umzugehen ist und wie es methodologisch zu begründen ist, wenn Menschen die Forschenden in anderen Rollen adressieren. Handle ich auch als Forschende auch mit meiner Expertise als Sozialarbeiterin, wenn ich in dieser Rolle adressiert werde? Unterstützen sie mich mit meiner Forschung auch als Sozialarbeiterin? So wechsele auch ich in diesem Prozess meine Rollen, werde als Forscherin zur Hilfesuchenden und als Sozialarbeiterin zur Hilfebietenden und frage mich, welchen persönlichen Standort ich einnehme und wie ich damit verbunden bin.

(5) *Die Notwendigkeit analytischer und starker Reflexion.* Ich möchte mit einem Aspekt schließen, der für meine Forschungsarbeit und meine praktische Arbeit als Sozialarbeiterin entscheidend ist und den ich in Reflexionsprozessen sehe. Welche Rolle spiele ich eigentlich in dem Fall, mit dem ich zu tun habe? Wie positioniere ich mich? Habe ich tatsächlich im Blick, welchen Einfluss ich habe und um wen oder was es eigentlich geht? Und wie stark sollte die Reflexion eigentlich sein? Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer (vgl. 2017: 423, Kap. 3.4) schlagen für die qualitative Forschung eine idealtypische Kategorisierung von „starker“ und „schwacher“ Reflexion vor, da es unterschiedliche Auffassungen von Reflexion gibt. Wenn Forschung einen „gesellschaftsverändernden, emanzipatorischen Anspruch“ (Ploder/Stadlbauer 2017: 430) hat, sind Forschende Teil ihres eigenen Prozesses und entwickeln und bilden nicht nur den fokussierten Gegenstandsbereich, sondern auch sich selbst weiter. Für mich als rekonstruktive Forscherin, vor allem aber als forschende Sozialarbeiterin, bedeutet der Forschungsprozess eine Weiterentwicklung in Profession und Disziplin und hat somit eine transdisziplinäre Bedeutung (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 37). Darüber hinaus zeigt sich sowohl in der rekonstruktiven Sozialforschung als auch in der Sozialen Arbeit, dass Reflexionsarbeit auch innerhalb des disziplinären Diskurses auf unterschiedliche Akzeptanz stößt. Eine subjektive Prozesslogik zu thematisieren, zu reflektieren, anzuerkennen und fruchtbar zu machen, vereint die bereits beschriebenen Herausforderungen. In der rekonstruktiven Sozialforschung zeigt sich dies besonders deutlich in der Auswahl der Forschungsthemen, der Forschungsfragen, der Datenerhebung und -auswertung, auch in der Konstruktion von Lesarten und der Interpretation von Lesarten (vgl. Reichertz 2015). Zur Reflexion gehört etwa, die ungleiche Verteilung der Sorgearbeiten und die Narrative über vermeintliche (insbesondere geschlechtliche) Zuständigkeiten für die Sorgearbeit nicht zu reproduzieren.

Kapitel 7.3.2 verdeutlicht die komplexe Rolle der forschenden Person innerhalb dialogischer Hilfebeziehungen, in denen analytische und vermittelnde

Funktionen verschmelzen. Diese Verschiebung der Perspektive, von der distanzierten Beobachterin hin zur aktiven Moderatorin, offenbart auch potenzielle Widersprüche in der Verbindung von Forschung und Praxis. Insbesondere die Frage nach der Balance zwischen den Interessen der Beteiligten und den eigenen Forschungszielen bleibt eine zentrale Herausforderung. Zudem geht es darum, die Grenzen zwischen Praxis und Forschung produktiv zu hinterfragen und damit etwa neue Perspektiven auf gelingende Beziehungsarbeit zu eröffnen.

Fazit

Das transformative Potenzial trialogischer Hilfebeziehungen, wie es im letzten Kapitel beschrieben wurde, zeigt sich insbesondere in der Dynamik von Aushandlungsprozessen, die zwischen Scheitern und Gelingensmomenten pendeln. Das theoretisch erarbeitete Konzept des *Sich Bilden beim Sorgen als transformatives Gestaltungspotenzial* verdeutlicht, dass Bildung und Sorge in den dialogischen und trialogischen Räumen eng miteinander verwoben sind. Aus der triadisch-situativen Perspektive ergibt sich, dass das Potenzial dieser Räume besonders dann getragen wird, wenn Konflikte und Machtasymmetrien anerkannt und aktiv bearbeitet werden. Die Fähigkeit der Beteiligten, sich neu zu positionieren, hängt maßgeblich davon ab, wie Reflexion und Handlungsoptionen in den Räumen ermöglicht werden. Beispielsweise erlaubt die Offenlegung von Spannungsfeldern wie der Verteilung von Deutungsmacht, dass Beteiligte ihre (Sinn)Perspektiven überdenken, dabei Orientierungsrahmen verändern und alternative Handlungsmöglichkeiten entwickeln können. Dieses Phänomen lässt sich auf die Praktiken der Hilfe, der Vermittlung von Hilfe und der Feldforschung beziehen.

Gleichzeitig zeigen sich die Widersprüche, wie unbestimmte Passungen, die gleichzeitige Notwendigkeit von Nähe und Distanz oder das Spannungsverhältnis zwischen individueller Unterstützung und kollektiver Reflexion, was eine methodisch sensible Gestaltung dieser Räume erfordert. Hier wird deutlich, dass nicht jeder Aushandlungsprozess gelingende oder bedürfnisorientierte Veränderungen nach sich zieht, auch wenn sie in ein (nicht normatives) transformierendes Bildungsergebnis münden. Insbesondere in Kontexten mit stark benachteiligten Ressourcen oder starren institutionellen Rahmenbedingungen können die Möglichkeiten des Dialogs, aber vor allem die Passung von Hilfeangebot und Hilfebedarf, sehr eingeschränkt sein.

Dennoch bietet die triadische Konstellation wertvolle Ansatzpunkte, um Bildungs- und Sorgeprozesse in der Praxis zu überdenken. *Sich Bilden beim Sorgen* zeigt sich daher einerseits als individueller menschlicher (notwendiger) Entwicklungsprozess, andererseits als kollektive, als gemeinschaftliche oder auch gesellschaftliche Chance, um Hilfebeziehungsarbeit und deren soziale Praxis neu zu gestalten.

8. Das transformative Potenzial Sozialer Arbeit in sozialräumlich organisierten Hilfebeziehungen – ein Ausblick

Die Erkenntnisse der abschließenden Analyse zeigen, dass eine bewusste Thematisierung und reflektierte De- bzw. Rekonstruktion Auswirkungen auf die Herstellung und Gestaltung einerseits dialogischer und trialogischer Räume, andererseits auf das Hervorbringen eines transformativen Potenzials hat und damit zum Gelingen der Hilfe und des Engagements in Hilfebeziehungen beiträgt. Diese Möglichkeiten in der Sorgearbeit klug zu organisieren und als Grundlage für individuelle Entwicklung und gesellschaftlichen Wandel zu gestalten, mit der Orientierung an Partizipation, Umverteilung und Anerkennung, stellt sich als zentrale transdisziplinäre Aufgabe der Sozialen Arbeit in diesem Kontext dar. In diesem abschließenden Kapitel möchte ich daher einen Ausblick auf Profession und Disziplin Sozialer Arbeit geben.

Kapitel 8.1 widmet sich der Rolle der Sozialen Arbeit und untersucht, inwiefern das Berufs- und Wissenschaftsfeld aktiv zur Hervorbringung transformativen Potenzials in Hilfebeziehungen beiträgt und welche Gestaltungsspielräume sich daraus ergeben. Es wird herausgearbeitet, in welchen Bereichen die Soziale Arbeit einerseits als Vermittlerin, Strukturgeberin oder reflexive Instanz wirksam werden kann, aber auch, welche disziplinäre Weiterentwicklung und welche konzeptionellen Anschlüsse sich daraus ergeben. Abschließend werden in Kapitel 8.2 die Begrenzungen und Potenziale dieser Arbeit reflektiert. Damit schließt dieses Kapitel die Untersuchung ab, indem es zentrale Erkenntnisse kritisch reflektiert und eine Perspektive für weiterführende Diskussionen eröffnet.

8.1 Soziale Arbeit und ihr transformatives Potenzial in der Gestaltung von Hilfebeziehungen

Jede kritische Gestaltungsidee trägt einen utopischen Moment in sich. Doch (sozial)utopisches Denken und Handeln setzen bestimmte Bedingungen voraus. Ernst Bloch beschreibt dies als „ein Teil der Kraft, das Gegebene so wenig selbstverständlich zu finden, daß nur seine Veränderung einzuleuchten vermag“ (Bloch 1959a: 17). In diesem Sinne geht es nicht nur um den Inhalt sozialer Utopien, sondern auch um die Antriebskräfte, die Veränderung ermög-

lichen. Soziale Utopien sind keine unerreichbaren Ideale, sondern perspektivische Grundlagen, die Menschen dazu motivieren, sich aktiv für ein gelingendes Leben einzusetzen.

Für die Soziale Arbeit im Kontext sozialräumlich organisierter Hilfebeziehungen bedeutet dies, über Bestehendes hinauszudenken und neue Möglichkeiten der Gestaltung in den Blick zu nehmen. Ihr transformatives Potenzial liegt eben nicht nur in der organisierten Vermittlung zwischen Hilfesuchenden und Hilfebietenden, sondern auch in der Fähigkeit, soziale Räume als dynamische Aushandlungsarenen zu begreifen und Sorgearbeit immer unter einem gesellschaftskritischen Blick mitzudenken. Wenn Hilfebietende bereit sind, bestimmte Aufgaben in einem sozialräumlich organisierten Kontext zu übernehmen, dann brauchen sie die Ressourcen für diese wertvolle Sorgearbeit: einerseits Räume, in denen Bedürfnisse erfasst, artikuliert und ausgehandelt werden können, in denen sie sich perspektivisch weiter entwickeln können und Anerkennung erfahren. Wenn Hilfesuchende bereit sind, sich auf fremde Engagierte einzulassen und sich mit ihrem Hilfebedarf auseinanderzusetzen, dann brauchen auch sie Räume der Anerkennung für ihre Lebenssituation, Gestaltungsspielräume, um den Hilfebedarf zu thematisieren, zu organisieren und auszuhandeln. Übergangsprozesse zu erhöhtem Hilfebedarf oder zur persönlichen (Sorge-)Engagementbereitschaft, die zudem meist unsichtbar, defizitorientiert und gesellschaftlich weniger anerkannt sind, brauchen eine wertschätzende Konnotation, die die Bildungsmöglichkeit, aber auch den Bildungsauftrag – insbesondere für die weniger Sorgeerfahrenen – innehat.

Somit eröffnen sozialräumlich organisierte Hilfebeziehungen der professionellen und disziplinären sozialräumlichen Sozialen Arbeit weitreichende Perspektiven, wenn sie ihre Kernaufgaben auch als Motoren für verschiedene gesellschaftliche Bildungs- und Transformationsprozesse begreift. Eine daraus resultierende sozialräumliche Bildungsarbeit verbindet die Aspekte von Bildung und Sozialraum und zeigt, wie vielschichtig und komplex diese Perspektive ist. Da sie sich nicht auf ein spezifisches Handlungsfeld, eine methodische Richtung oder eine bestimmte professionelle Haltung beschränkt, bedarf sie einer genaueren Betrachtung und Weiterentwicklung. Die Analyse der Hilfebeziehungen macht insbesondere deutlich, dass sozialräumliche Bildungsarbeit an mehreren Schnittstellen ansetzt. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Sozialraums (Reutlinger/Deinet 2022) setzte zentrale Aspekte, die für die sozialräumliche Organisation von Hilfebeziehungen wesentlich sind und sich aus den Ergebnissen dieser Arbeit ableiten lassen. Hier kann ich Impulse aus den Ergebnissen geben und begründen.

Der Sozialraum als territorial-administratives Fachkonzept. Die Ergebnisse zeigen, dass Hilfearrangements stark von lokalen, territorialen Gegebenheiten anhängig sind. Sie wurden dann als besonders wirksam beschrieben, wenn sie wohnortnah, (sozial)räumlich organisiert und durch passgenaue Netzwerke verankert waren. Die konzeptionelle Gestaltung und eine grundlegende

Verlässlichkeit durch professionelle Netzwerke erleichterte die Identifikation von Bedarfen und Angeboten und ermöglichte eine nachhaltige Unterstützung. Territoriale Ein- und Ausgrenzungen über verantwortliche Trägerschaften sollten zulassen, dass Grenzen durch Hilfesuchende oder Hilfebietende je nach Bedürfnis überschritten werden können.

Relationale Raumpraktiken und subjektive Deutungen. Soziale Räume über das Territoriale hinaus zu denken bietet den Vorteil, vor allem die Interaktion und Aushandlung(spraktiken) in den Hilfebeziehungen und deren Netzwerke in den Blick zu nehmen. Die Bedeutung dieser Raumanalyse kann Widersprüche und strukturelle Grenzen sichtbar werden lassen. Subjektive und kollektive Deutungen von Hilfesuchenden und Hilfebietenden verdeutlichen Bedürfnisse und bildungsrelevante Aufträge an Hilfestrukturen. Sorgeangebote sozialräumlich zu initiieren heißt auch, Beziehungen zu stärken und zu schützen, damit Vertrauen und gegenseitige Anerkennung ermöglicht werden. Dies hängt eng mit den Praktiken der Passung zusammen, die das Gelingen der Hilfen erleichtern.

Die Bedeutung sozialräumlicher Ressourcen für Hilfesuchende und Hilfebietende. Wenn die Passung zwischen Hilfebedarf und -angebot ein zentraler Türöffner ist und dieser durch Soziale Arbeit organisiert wird, ist die professionelle Struktur der Vermittlung, Organisation und Umsetzung auch dafür verantwortlich, Hilfebedarfe und Hilfeangebote nachhaltig zu unterstützen. Für das Gelingen der Hilfebeziehungen war ganz entscheidend, wie flexibel, grenzenlos oder reflektiert die Engagierten agierten und wie gut die Strukturen auf individuelle Bedarfe in der Hilfebeziehung abgestimmt waren. In einigen Fällen führten fehlende Ressourcen zwar zu Lücken, die wiederum durch informelle Netzwerke ausgeglichen wurden, andererseits wurde die Fragilität der solidarischen Angebote damit nicht überwunden. Die begrenzten Ressourcen der Hilfebietenden und die grenzenlosen Hilfebedarfe älterer Menschen konnten aufgrund fehlender sonstiger Sorgestrukturen von der Hilfevermittlung nur ignoriert werden.

Die Rolle der Bildung in sozialräumlichen Kontexten. Die Analyse der Hilfebeziehungen verdeutlichen, dass Bildung als Prozess und Ergebnis ein transformatives Potenzial darstellt, das weit über formale Lern- und Bildungsprozesse und weit über territoriale Infrastruktur hinausgeht. Dies zeigte sich in der Stärkung individueller und kollektiver Resilienz durch den Dialog in den gemeinsamen Aushandlungsprozessen. Sozialräumlich organisierte Bildung beschränkt sich in diesem Fall nicht auf eine weitere Koordinierung; sie ist vielmehr Begleitung dieser individuellen, dialogischen Aushandlungsprozesse, in denen hilferelevante Übergänge bewältigt werden müssen. Hier gilt es unter anderem, die Fähigkeit weiterzuentwickeln, die Passung für die Hilfebeziehungen, die situativ immer wieder hergestellt wird, auch hinterfragen zu können und trotzdem die Sicherheit einer Hilfeleistung zu erhalten. Das erfordert im mikrosoziologischen Bereich und somit auf der Ebene der Hilfebeziehung und

im Hilfspaargespräch, gemeinsam Handlungskompetenzen zu entwickeln, auch wenn sich Bedarf und Angebot oder weitere Netzwerkstrukturen verändern.

Diese Erkenntnisse unterstreichen die Bedeutung an eignungsrelevanter Räume für gemeinschaftliche Lern-, Bildungs- und Transformationsprozesse. Sie zeigen, dass das Gelingen von Hilfebeziehungen besonders von der Fähigkeit abhängt, diese Räume aktiv zu gestalten und bestehende normative Muster zu hinterfragen bzw. hinterfragen zu dürfen, ohne die Sicherheit der Hilfe zu gefährden. Dies ist umso wichtiger, da in dieser Forschung grundsätzlich ein großes Potenzial an Solidarität, ehrenamtlicher und bürgerschaftlich motivierter Tätigkeit sichtbar wurde.

Sorgearbeit im Sozialraum erfordert somit Aushandlungsräume, in denen normative Deutungsmuster hinterfragt, neue Lebensentwürfe entwickelt, Handlungsspielräume dafür eröffnet und damit verbundene gesellschaftliche Ungleichheiten bearbeitet werden können. Soziale Arbeit kann und muss dann vertikal und horizontal aktiv werden. Die horizontale Ebene schließt die Beteiligten der Hilfebeziehungen und deren Hilfebedarfe und -angebote ein, die vertikale Ebene meint die Mikro-, Meso- und Makroebene. Das heißt, dass zwar auf der Ebene der Hilfevermittlung und der daraus entstehenden Beziehungen konkret Hilfe (und auch Gemeinschaft) hergestellt wird, der Bedarf und die Strukturen aber auf anderen (Entscheidungs-)Ebenen entstehen: politisch, konzeptionell, gesellschaftlich, die auch Soziale Arbeit betreffen und fordern.

Die für diese Arbeit kontextualisierten professionellen Handlungsarenen sind bisher nicht genau identifiziert worden, lassen sich aber durch die hauptamtliche Besetzung der Koordinationsstellen zur Vermittlung von Hilfen oder aus der sozialplanerischen Aktivität zur Organisation sozialräumlicher Hilfevermittlungen herleiten, u.a. als Soziale Arbeit, die an diversen Schnittstellen beteiligt ist und die als sozialräumliche Soziale Arbeit bezeichnet wird. Der Blick auf die Verortung sozialräumlich Sozialer Bildungsarbeit soll als Impuls verstanden werden, die Ergebnisse dieser Arbeit in den Fachdiskurs Sozialer Arbeit einzuordnen.

Dass Ehrenamtliche und Freiwillige solidarische und sorgende Leistungen erbringen, ist ein starker Halt für die Gesellschaft. Dieses Engagement hat, wie schon länger in der Geschichte Sozialer Arbeit sichtbar, immer wieder neue Aufgabenfelder eröffnet. Viele helfende Praktiken und Rollen werden von Ehrenamtlichen und Freiwilligen übernommen, oft ohne hauptamtlichen Kontext und besonders in der Beziehungsarbeit. Da diese Personen keine curriculare Ausbildung in Sozialer Arbeit absolviert haben, ist es mir wichtig, eine klare professionelle Trennung vorzunehmen. Soziale Arbeit beginnt dort, wo Engagement in eine fachlich fundierte Praxis übergeht, die auf professionellem Wissen, methodischem Können, reflektierter Haltung und institutioneller Verantwortung basiert.

Wissen, Können und Haltung als integrative und orientierungsleitende Komponenten methodischen Handelns (von Spiegel 2022) sind in diesem Kontext essenziell, um die Komplexität sozialräumlicher Bildungsarbeit zu bewältigen. Fachkräfte müssen sich mit dem Wissen zu grundlegenden theoretischen Konzepten und Diskursen zu biografischen (auch nicht institutionell gebundenen) Übergängen, bildungsrelevanten Grenzbearbeitungen und Raumdynamiken auseinandersetzen. Dieses Wissen bildet die Grundlage für eine Haltung, die sich durch Reflexivität, Offenheit und eine forschende Perspektive auszeichnet und dabei immer mitdenkt, dass jede Person auch eigene individuelle und situative Handlungslogiken und biografische Herausforderungen mit sich bringt und ein damit verbundenes transformatives Potenzial darin eingebunden ist. Ist dies eine Haltung und wird darüber ein reflexives Wissen ermöglicht, können normative Muster hinterfragt und damit verbundene Bildungs- oder Transformationsprozesse erkannt und begleitet werden.

Das Können, diese Aspekte praktisch umzusetzen, umfasst u.a. die transparente und methodische Gestaltung von Handlungsschritten, die enge Zusammenarbeit und Koproduktion mit Adressat:innen sowie die Fähigkeit, in dynamischen sozialräumlichen Kontexten flexibel und handlungsfähig zu bleiben. Dabei wird methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit zu einem Balanceakt zwischen wissenschaftlich fundierter Orientierung und situativem Handeln.

Der hier erarbeitete Ansatz sozialräumlicher Bildungsarbeit grenzt sich von der Organisation klassischer Sozialraumplanung oder (in)formellen Bildungsangeboten ab. Vielmehr eröffnet er für Fachkräfte wie auch Adressat:innen als heuristisches Konzept die Möglichkeit, soziale Ungleichheiten und subjektiv zu bearbeitende Herausforderungen zu bearbeiten und gleichzeitig solidarisch motivierte Strukturen zu stärken. Sozialräumliche Soziale Bildungsarbeit wird so zu einem Prozess, der mit dem Ziel für ein gelingendes soziales Zusammenleben Wissen, Können und Haltung gleichermaßen fordert und die Profession wie die Disziplin der Sozialen Arbeit entscheidend weiterentwickelt. Mit der Perspektive transversaler Strategien bietet eine sozialräumliche Bildungsarbeit Potenziale für Transformationen am Sozialen.

Durch eine explizite Integration von Haltungswissen als reflexiven disziplinären Orientierungsrahmen (Breuer-Nyhse 2022) können Fachkräfte Sozialer Arbeit befähigt werden, zunächst auf die Bedürfnisse der Adressat:innen einzugehen, aber auch die strukturellen Bedingungen und gesellschaftlichen Kontexte kritisch zu reflektieren, in denen diese Bedürfnisse entstehen. Es geht also auch um das Aufspüren kollektiver Transformations- und Bildungsprozesse, indem Hilfebeziehungen Gestaltungsräume sind, die einerseits auf Stabilität und Unterstützung abzielen, andererseits Räume für Veränderungen, Grenzbearbeitungen und gesellschaftlichen Wandel sein können. Die Verbindung von Praxis und Forschung, ist dabei ein wesentlicher Schlüssel, um dieses transformative Potenzial sozialräumlich organisierter Sozialer Arbeit zu nutzen und weiterzuentwickeln.

Fazit: Triadisch-situative Forschungsperspektiven und ihr transformatives Potenzial für die sozialräumliche Soziale Arbeit. Transformative Potenziale sozialräumlicher Sozialer (Bildungs-)Arbeit entfalten sich auf mehreren Ebenen: bei den Hilfesuchenden und Hilfebietenden, in der Hilfebeziehung selbst, in der sozialräumlichen Netzwerkarbeit und den institutionellen Strukturen sowie in konzeptionellen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen.

Auf der mikrosoziologischen Ebene der Hilfebeziehung wird deren Fragilität und Krisenhaftigkeit durch gemeinsame Gesprächsmöglichkeiten und Gesprächsanlässe, durch unterstützende Hilfebeziehungsarbeit als soziale Bildungsarbeit und durch den Aufbau sozialräumlicher Sorgenetzwerke bearbeitet. Hinzu kommen gezielte Kriseninterventionen, die Ermöglichung, eigene und gemeinsame Interessen umzusetzen, sowie die Schaffung ausreichender und flächendeckender Entlastungs- und Vertretungsstrukturen.

Auf der Ebene der sozialräumlich organisierten Netzwerkarbeit und institutionellen Strukturen kann Fragilität und Krisenhaftigkeit durch ausreichend tragfähige Netzwerkstrukturen und organisationale Nachhaltigkeit, durch eine konzeptionelle Planung von Begegnungs- und Gesprächsmöglichkeiten sowie durch eine gezielte Fokussierung sozialräumlicher Bildungsarbeit innerhalb von Hilfebeziehungen begegnet werden. Wesentlich sind zudem die Berücksichtigung eigensinniger wie kollektiver Gestaltungs- und Aushandlungspotenziale beim Aufbau gemeinschaftlicher Hilfen, die Entwicklung von Konzepten für freiwilliges Engagement in der Sorgearbeit und die gleichwertige Adressierung von Interessen in Hilfebeziehungen, d.h. sowohl auf Seiten des Hilfebedarfs als auch auf Seiten des Hilfeangebots. Nur so lassen sich Freiwilligkeit und Solidarität stärken.

Auf der Ebene konzeptioneller und gesellschaftlicher (Entscheidungs-)Prozesse sind es vor allem Barrierefreiheit und eine dezentrale Versorgungsstruktur, die Sicherung von Sorge insbesondere für hochaltrige Menschen ohne Angehörige sowie eine ausreichende finanzielle Ausstattung der Kommunen, die unverzichtbar sind. Grundlegende Unterstützung ist nur dann möglich, wenn Netzwerkarbeit gewährleistet ist. Hinzu kommen die gerechte Verteilung sozialräumlich organisierter Hilfen, die Ermöglichung und gleichzeitig der Auftrag, dass alle Menschen ausreichend care-biografische Erfahrungen sammeln können, sowie die Entwicklung von Bildungskonzepten für Fürsorge als transdisziplinäre Aufgabe. Es geht dann immer noch um „wer sorgt für wen?“, auch wie und womit, unter welchen Bedingungen und mit welchen Ressourcen und Entscheidungsmöglichkeiten.

Bildung in Hilfe-, Sorge- und Care-Kontexten entsteht so durch gemeinsame Reflexion und Krisenbearbeitung in Hilfebeziehungen. Sie ist stellt sich als ein Schritt zum Gelingen sozialräumlich organisierter Hilfearrangements dar, zum Formen und Hervorbringen transformativen Potenzials von Care-Arrangements hin zu einer partizipativen und bedürfnisorientierten Praxis sowie zu einer transdisziplinären Weiterentwicklung von Fürsorgerationalität.

8.2 Limitation: Begrenzungen und Potenziale

Im Zuge dieser Arbeit standen Begrenzungen und Potenziale für die Handlungspraxis sozial-räumlich organisierter Hilfebeziehungen im Mittelpunkt. Diese möchte ich nun abschließend auch als Orientierung für eine kritische Auseinandersetzung mit den sozialräumlichen, methodologischen, ethischen (vgl. DGSA 2020; Franz/Unterkofler 2021), subjektiven und forschungsrelevanten Begrenzungen und Möglichkeiten nutzen, um die Limitationen meiner Forschung herauszuarbeiten. Diese Begrenzungen stellen notwendige und produktive Eingrenzungen dar, die sich am Kodex guter wissenschaftlicher Praxis ausrichten (vgl. DFG 2019) und die Ergebnisse auch dort kritisch einordnen.

Sozialräumlich-territoriale Begrenzungen

Diese sozialräumlichen Begrenzungen sind eng mit den spezifischen Kontexten verknüpft, in denen die Forschung durchgeführt wurde, sowie mit den Samplingstrategien, die gewählt wurden. Beides beeinflusst sowohl die Reichweite als auch die Interpretation der Ergebnisse. Die untersuchten sozialräumlichen Hilfebeziehungen verdeutlichen insbesondere Handlungspraktiken in ländlichen Räumen, die eng mit den dortigen infrastrukturellen Gegebenheiten verknüpft sind. Dazu gehören längere Wege, die notwendig sind, um alltägliche Bedürfnisse wie Einkäufe zu erledigen, Gesundheitsangebote wahrzunehmen und um an politischer sowie gesellschaftlicher Teilhabe zu partizipieren. Damit wird die Hilfe oft zu einer notwendigen Ressource. Dies steht möglicherweise im Gegensatz zu städtischen Räumen, in denen diese Bedarfe möglicherweise mit weniger Unterstützung abgedeckt werden können. Diese sozialräumlichen Gegebenheiten beeinflussen sowohl die Reichweite der Hilfebeziehungen als auch die Art und Weise, wie Hilfe in ländlichen Räumen wahrgenommen und organisiert wird.

Die „Fernrohrperspektive“ dieser Forschung erlaubt einen fokussierten Blick auf diese Dynamiken innerhalb eines spezifischen sozialen Raums. Dabei wird berücksichtigt, dass in diesem begrenzten Kontext nur bestimmte Personen und in bestimmten Situationen handeln können, während andere eher ausgeschlossen bleiben, etwa Hilfesuchende, die nicht die Möglichkeit haben, ihren Hilfebedarf zu thematisieren, oder Hilfebietende, die auf eine Aufwandsentschädigung angewiesen sind. Besonders deutlich wird auch, dass Menschen ohne Sorgeerfahrung oder mit weniger Einbindung in sorgende Alltagsprozesse sich häufig weniger angesprochen fühlen, eine sozialräumlich organisierte Hilfe zu übernehmen, und deshalb wenig bis gar nicht sichtbar sind.

Für die Limitation ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Erhebungsphasen während der Covid-19-Pandemie stattfanden und dadurch besondere Phänomene hervortraten. So zeigte sich ein großes Entgegenkommen der Teilnehmenden, ein Gespräch mit mir vor Ort zu führen, weil dies in einer Zeit

stattfind, in der sonst nur wenig soziale Interaktion möglich war. Das bedeutete zum einen, dass insbesondere die hochaltrigen Menschen (die man besonders vor einer Infektion schützen wollte) sehr dankbar waren, eine Gelegenheit für ein gemeinsames Gespräch zu haben. Zum anderen bildete sich in meinem Forschungsthemenkontext eine verstärkte Mobilisierung (Bedarf und Angebot) solcher Hilfen trotz Lockdowns ab.

Der Feldzugang war grundsätzlich nicht eingeschränkt. Auffällig war jedoch, dass sich manche Hilfesuchende und Hilfebietende nicht als Hilfspaar treffen wollten, sondern nur einzeln. Dies forderte mich heraus, mein methodologisches Design, insbesondere die Erhebung und Auswertung und nicht die Samplingstrategie, anzupassen. In diesen Fällen lieferten die Ergebnisse andere Erkenntnisse als in den dynamischen Interaktionen innerhalb des trialogischen Gesprächs. Es ist anzunehmen, dass die Teilnehmenden, die sich in Hilfspaargesprächen mit mir zu dritt trafen, gezielt eine gelungene und erfolgreiche Hilfebeziehung präsentieren wollten und konnten, während andere möglicherweise bewusst die direkte Auseinandersetzung vermieden.

Methodologische Begrenzungen

Die methodologischen und methodischen Entscheidungen der Arbeit brachten spezifische Begrenzungen mit sich, die auch mit Gütekriterien qualitativer Forschung zusammenhängen. Jan Kruse (2014) schlägt vor, diese im Forschungsprozess weiterzuentwickeln und zu reflektieren. Er fasst diese z.B. als Intersubjektivität, Reflexivität, Offenheit, Transparenz, reflektierte Subjektivität, methodische Kontrolle, Prozessualität und Nachvollziehbarkeit, die die methodische Qualität der Arbeit sichern sollen (vgl. Kruse 2014: 58). Darüber hinaus ergänzen Aspekte wie kollegiale und kommunikative Validierung, die Einhaltung der Konsistenzregel und die bewusste Auswahl eines qualitativen Samples die Gütekriterien (ebd.). Die permanenten und iterativ entwickelten methodologischen und methodischen Entscheidungen, die diese Arbeit erforderte, brachten spezifische Begrenzungen mit sich, die diese Gütekriterien nicht nur reflektieren, sondern auch an die spezifischen Anforderungen der Untersuchung anpassen.

Obwohl ich mein gesamtes Material gemeinsam mit anderen Forschenden in entsprechenden Forschungswerkstätten ausgewertet habe, bleibt meine Subjektivität als Forschende insbesondere bei der Datenauswertung eine erkennbare Einflussgröße, die die Interpretation der Ergebnisse prägt. Diese spiegelt sich sowohl in der Auswahl als auch in der Entscheidung für die spezielle Heuristik wider.

Methodische Eingrenzungen betreffen alle Prozesse der Forschung und wurden besonders deutlich bei der Begrenzung des methodologischen Designs. Während des Prozesses stieß ich immer wieder auf mögliche Blindstellen. So hatte ich zunächst überlegt, auch einen an die Erhebung anschließenden

aktiven partizipativen Prozess zu organisieren. Aus forschungsethischen Gründen entschied ich mich dagegen, da ich die Stabilität der bestehenden Hilfebeziehungen gefährdet sah. Zudem wurde schon zu einem frühen Zeitraum der Erhebung deutlich, dass das vorhandene Material eine Vielzahl an Informationen beinhaltete. Angesichts der Forschungsfragen war es daher auch notwendig, eine forschungspragmatische Eingrenzung vorzunehmen, um die Analyse fokussiert und praktikabel zu gestalten.

Im Auswertungsprozess wurde klar, dass ich die theoretischen Bezüge zu Hilfe, Raum und Bildung als heuristisches Konzept bewusst eingegrenzt habe und beispielsweise die Auseinandersetzung mit diskriminierenden Praktiken nicht vorrangig berücksichtigte, was eine gezielte Eingrenzung der Analyse darstellt. Im Material fanden sich jedoch rassistische, sexistische, klassistische und ableistische Aussagen sowie solche, die auf ein bestimmtes Alter bezogen waren. Diese Aspekte zeigen wertvolle Impulse für anschließende Forschungsprojekte, um sie mit weiteren Analyseschritten (auch intersektional orientierten) stärker zu beleuchten.

Ethische Begrenzungen

Ethische Überlegungen waren ein zentraler Bestandteil der Arbeit und brachten spezifische Herausforderungen mit sich, da die Vulnerabilität und eine damit verbundene Schutzbedürftigkeit der Teilnehmenden die Intensität der erhobenen Daten bzw. der Gespräche beeinflusste. Um diesen Herausforderungen zu begegnen, versuchte ich, eine sichere und wertschätzende Gesprächsatmosphäre zu schaffen, um den Hilfesuchenden und Hilfebietenden das Gefühl von Anerkennung und Wertschätzung für ihre Anliegen, ihre Erzählungen und damit verbundene Herausforderungen zu vermitteln. Ich habe bewusst darauf verzichtet, sensible Themen zu vertiefen, um Belastungen zu vermeiden und womöglich die Hilfen oder Hilfebeziehungen zu gefährden. Zudem haben auch grundlegende Rahmenbedingungen und Machtasymmetrien zwischen Forschenden und Teilnehmenden die Offenheit der Interviews beeinflusst, obwohl diese Maßnahmen zur Vertrauensbildung getroffen wurden.

Begrenzung einer subjektiven Perspektive als Sozialarbeiterin und Forscherin

Neben den ethischen Herausforderungen war meine Rolle als Sozialarbeiterin und Forscherin auch durch die Reflexion meiner subjektiven Perspektive geprägt. Diese beeinflusste nicht nur die Art und Weise, wie ich das Material in den Gesprächen erhoben habe und wie ich in der Hilfebeziehung aktiv agiert habe, sondern auch, wie die Ergebnisse dargestellt wurden: Zum einen nutzte ich zumindest teilweise bewusst die Ich-Form, um persönliche Erfahrungen und Einsichten offenzulegen. Zum anderen bemühte ich mich, die Ergebnisse

auch aus einer reflektierten subjektiven Haltung heraus darzustellen, um wissenschaftliche Distanz zu verdeutlichen. Diese Herangehensweise spiegelt sich besonders in der Verbindung von Prozessen und Ergebnissen wider, die ich durch den Einsatz unterschiedlicher Zeitformen verknüpfte. Dies erlaubte es, sowohl die Entwicklung der Forschung als auch die abschließenden Erkenntnisse möglichst nachvollziehbar darzustellen. Die bewusste Auseinandersetzung mit dieser Perspektivenvielfalt unterstreicht die Bedeutung von Prozessualität, Reflexivität und Subjektivität in der qualitativen Sozialforschung.

Perspektiven und zukünftige Forschung

Um an die Ergebnisse und die normative Ausrichtung dieser Arbeit anzuknüpfen, möchte ich abschließend betonen, dass die Reflexion über Begrenzungen nicht nur notwendige Einschränkungen aufzeigt, sondern auch klare Potenziale und Impulse für die Weiterentwicklung der Forschung bietet. Eine naheliegende Erweiterung dieser Arbeit wäre die Untersuchung weiterer Handlungsfelder der sozialen Arbeit im Kontext von Engagement, zum Beispiel in Bereichen wie der offenen Jugendarbeit, intergenerationaler Begegnungsarbeit, in der Behindertenhilfe oder in Familiennetzwerken. Auch die Einbeziehung zusätzlicher oder alternativer theoretischer Ansätze bietet die Möglichkeit, die erhobenen Daten aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und neue, differenzierte Einsichten zu gewinnen. Methodisch könnte die Anwendung alternativer rekonstruktiver Ansätze, wie z.B. der Situationsanalyse oder der Dokumentarischen Methode, noch differenziertere – evtl. mehr kollektive und diskursive – Erkenntnisse ermöglichen. Besonders bedeutsam erscheint hier die Weiterentwicklung partizipativer Ansätze, bei denen sowohl Hilfepaare als auch Fachkräfte wesentlich proaktiver in eine sozialräumlich gestaltende Praxisforschung und damit verbundene Bildungsarbeit integriert werden könnten.

Mit Blick auf die aktuell veröffentlichten Berichte der Bundesregierung (siehe Einleitung: Neunter Altersbericht / Vierter Engagementbericht) zeigen sich auch in Verbindung mit dieser Arbeit Anknüpfungsstellen für eine weiterführende Forschung zu sozialen Ungleichheiten, Schwellen und besonderen Herausforderungen als Hilfesuchende, Hilfebietende oder als diejenigen, die als Dritte vermitteln, begleiten, forschen oder organisieren.

Begrenzungen sind damit auch ein integraler Bestandteil der Sozialarbeitsforschung und verdeutlichen die Komplexität des Forschungsprozesses im Umgang mit Menschen. Zudem eröffnen die Ergebnisse dieser Arbeit Potenziale, wissenschaftliche Erkenntnisse stets kritisch zu hinterfragen. Indem sie neue, anschlussfähige Perspektiven für zukünftige Forschung und Praxis entwickeln, zeigt diese Reflexion, dass forschungsrelevante Begrenzungen immer auch ein produktiver Ausgangspunkt für die transdisziplinäre Weiterentwicklung Sozialer Arbeit sind.

Literaturverzeichnis

- Adams, Tony E. / Ellis, Carolyn / Bochner, Arthur P. / Ploder, Andrea / Stadlbauer, Johanna (2020): Autoethnografie in der Psychologie. In: Mey, Günter / Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Heidelberg: Springer VS, 2., akt. u. erw. Aufl., S. 471–491. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_43-1
- Aghamiri, Kathrin / Reinecke-Terner, Anja / Streck, Rebekka / Unterkofler, Ursula (2018): Doing Social Work. Ethnografische Forschung als Theoriebildung. (Band 21). Opladen et al.: Barbara Budrich.
- Aghamiri, Kathrin (2022): „Ist das jetzt partizipative Forschung oder gute Soziale Arbeit?“ Erfahrungen und Überlegungen zu einem möglichen Zusammenhang. Widersprüche Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 166, Dez. 2022.
- Alheit, Peter (1999): „Grounded Theory“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Göttingen, unveröffentl. Manuskript, S. 1–19.
- Alheit, Peter / Dausien, Bettina (2010): Bildungsprozesse über die Lebensspanne: Zur Politik und Theorie lebenslangen Lernens. In: Tippelt, Rudolf / Schmidt, Bernhard (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. Wiesbaden: Springer VS, 3. durchgesehene Auflage, S. 713–736. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92015-3_38
- Alheit, Peter / Dausien, Bettina (2016): Bildungsprozesse über die Lebensspanne und lebenslanges Lernen. In: Tippelt, Rudolf / Schmidt-Hertha, Bernhard (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. 4.Aufl., Wiesbaden: Springer VS, S. 1–27. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19981-8>
- Alisch, Monika / May, Michael (2008): Einleitung: Praxis forschende Annäherungen an den Sozialen Raum. In: May, Michael / Alisch, Monika (Hrsg.): Praxisforschung im Sozialraum. Opladen et al.: Barbara Budrich, S. 7–20.
- Alisch, Monika (2010): Sozialraummodelle im arbeitsmarktpolitischen Kontext. Ein unvollständiger Überblick über die Sozialwissenschaftlichen Diskussionen zum Sozialraumbegriff. In: Bildung, Arbeit und Sozialraumentwicklung. Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung. Heft 2/3.
- Alisch, Monika / May, Michael (2017): Einleitung: Methoden partizipativer Sozialraumforschung. In: Alisch, Monika / May, Michael (Hrsg.): Methoden der Praxisforschung im Sozialraum. Opladen et al.: Barbara Budrich, S. 7–30. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzkc>
- Alisch, Monika / Ritter, Martina / Boos-Krüger, Annegret / Schönberger, Christine / Glaser, Roger / Rubin, Yvonne / Solf-Leipold, Barbara (2018): „Irgendwann brauch’ ich dann auch Hilfe...!“ Selbstorganisation, Engagement und Mitverantwortung älterer Menschen in ländlichen Räumen. Beiträge zur Sozialraumforschung Band 17. Opladen et al.: Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf04ms>
- Alisch, Monika (2020): Freiwilliges Engagement älterer Menschen und freiwilliges Engagement für ältere Menschen. In: Aner, Kirsten / Karl, Ute (Hrsg.): Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS, S. 239–250. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-26624-0>

- Alisch, Monika (2021): Partizipative Forschung. socialnet Lexikon. Bonn: socialnet. <https://www.socialnet.de/lexikon/29073> [Zugriff: 01.10.24].
- Aulenbacher, Brigitte (2010): Arbeit und Geschlecht – Perspektiven der Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte (Hrsg.): Soziologische Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 141–155. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92045-0_8
- Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (2014): Sorge und Sorgearbeit. Neuvermessung eines traditionsreichen Forschungsfeldes. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt. Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos, S. 5–17.
- Backes, M. Gertrud (2006): Widersprüche und Ambivalenzen ehrenamtlicher und freiwilliger Arbeit im Alter. In Schroeter, Klaus R. / Zängl, Peter (Hrsg.): Altern und bürgerschaftliches Engagement. Aspekte der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung in der Lebensphase Alter. Wiesbaden: Springer VS, S. 63–94.
- Becker-Schmidt, Regina (2003): Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion. Gender.Politik online, https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf [Zugriff 02.09.24].
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt, Familie. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch
- Beck, Ulrich (1994): Jenseits von Stand und Klasse? In: Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Beckmann, Sabine (2016): Sorgearbeit (Care) und Gender: Expertise zum Siebten Altenbericht der Bundesregierung. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-49972-4> [Zugriff: 02.12.24].
- Beetz, Stephan (2008): Peripherisierung als räumliche Organisation sozialer Ungleichheit. In: Barlösius, Eva/Neu, Claudia (Hrsg.): Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit? Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Zukunftsorientierte Nutzung ländlicher Räume, S. 7–16.
- Beetz, Stephan (2015): Peripherisierte ländliche Räume – „schrumpfende“ soziale Hilfesysteme? In: Sozialmagazin. Die Zeitschrift für Soziale Arbeit 40 (2015) Heft 3-4, S. 6–13.
- Beetz, Stephan (2018): Vortrag zu spezifischen Vergesellschaftungen im Kontext der Kleinstadtforschung, gehalten auf dem Trafo-Kongress. <https://www.youtube.com/watch?v=Kaw1FkGrBio> [Zugriff 03.04.24].
- Behnke, Cornelia / Meuser, Michael (2013): „Aktive Vaterschaft“. Geschlechterkonflikte und Männlichkeitsbilder in biographischen Paarinterviews. In Loos, Peter / Nohl, Arnd-Michael / Przyborski, Aglaja / Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen. Opladen et al.: Barbara Budrich, S. 75–91.
- Bereswill, Mechthild / Brauckmann, Stephanie (2014): Fürsorge und Geschlecht. Neue und alte Geschlechterkonstellationen im freiwilligen Engagement Älterer. Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Bergmann, Frithjof (2004): Neue Arbeit, neue Kultur. Freiburg i.B.: Arbor Verlag

- Bergold, Jarg / Thomas, Stefan (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: Forum Qualitative Social research. Jan. 2012, art. 30. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3332> [Zugriff: 01.03.2019]
- Best, Laura (2023): Professionelle Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer. <https://doi.org/10.17433/978-3-17-042404-3>
- Bethmann, Stephanie / Niermann, Deborah (2015): Crossing Boundaries in Qualitative research. FQS Forum: Qualitative Sozialforschung. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2216/3806> [Zugriff 19.10.22]
- Biemüller, Ricarda (2016): Bildungsphilosophie und Soziale Arbeit. Problematisierung eines verdrängten Zusammenhangs. In: Geuenich, Stephan / Krenz-Dewe, Daniel / Niggemann, Janek / Pfützner, Robert / Witek, Kathrin (Hrsg.): Wozu brauchen wir das? Bildungsphilosophie und pädagogische Praxis. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 44–57.
- Biesta, Gert (2014): *The Beautiful Risk of Education*. London: Paradigm Publishers.
- Bloch, Ernst (1959a). *Freiheit und Ordnung, Abriß der Sozialutopien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bloch, Ernst (1959b): *Das Prinzip Hoffnung*. In fünf Teilen. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Blumer, Herbert (1954): What's Wrong with Social Theory? In: *American Sociological Review*, 1954, S. 3–10.
- Blumer, Herbert (1973): *Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus*. Hamburg: Rowohlt.
- Böhnisch, Lothar (2015): Nachbarschaft als Medium der Vergesellschaftung? In: Reutlinger, Christian / Stiehler, Steve / Lingg, Eva (Hrsg.) (2015): *Soziale Nachbarschaften*. Wiesbaden: Springer VS, S.155–162. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19051-8>
- Böhnisch, Lothar (2018): *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung*, 8. Aufl., Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Böhringer, Daniela / Hitzler, Sarah / Richter, Martina (2022). Konstellationen organisierten Helfens. In: Böhringer, Daniela / Hitzler, Sarah / Richter, Martina (Hrsg.): *Helfen. Situative und organisationale Ausprägungen einer unterbestimmten Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 15–38. <https://doi.org/10.14361/9783839454992-002>
- Bohnsack, Ralf (2017): *Praxeologische Wissenssoziologie*. Opladen et al.: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Breinbauer, Ines (2007): *Bildung im Alter*. In: Aner, Kirsten / Karl, Fred / Rosenmayr, Leopold (Hrsg.): *Die neuen Alten – Retter des Sozialen?* Wiesbaden: Springer VS, S. 85–107. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90472-6_5
- Brendebach, Christine / Reimann, René (2016): Nachbarschaftshilfe als Modell der Zukunft? – Die Bedeutung bürgerschaftlichen Engagements angesichts der demographischen Herausforderungen. *Nürnberger Hochschulschriften* Nr. 1. <https://kidoks.bszbw.de/frontdoor/deliver/index/docId/707/file/1+-+Brendebach,++Reimann.pdf> [Zugriff: 03.03.2019]
- Breuer, Franz (2010): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS, 2. Aufl.

- Breuer, Franz / Mey, Günter / Mruck, Katja (2011): Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. In: Mey, Günter / Mruck, Katja (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: Springer VS, S. 427–448.
- Breuer, Franz / Muckel, Petra / Dieris, Barbara (2019): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS, 4. Aufl. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22219-2>
- Breuer-Nyhsen, Julia (2023): *Haltungswissen als disziplinärer Kern. Ein empirischer Zugang zu Deutungs- und Handlungsmustern der Absolvent:innen von Bachelorstudiengängen der Sozialen Arbeit an Hochschulen für angewandte Wissenschaften*. Dissertation Universität Bielefeld.
- Bröckling, Ulrich (2010): Gesellschaft beginnt mit Drei: Eine soziologische Triadologie. In: Bedorf, Thomas / Lindemann, Gesa / Fischer Joachim (Hrsg.): *Soziologie des Dritten. Innovationen in Soziologie und Sozialphilosophie*. Reihe Übergänge. Wilhelm Fink, S. 189–211.
- Brückner, Margrit / Thiersch, Hans (2005): Care und Lebensweltorientierung. Bemerkungen zum Vergleich von Arbeitskonzepten in der Sozialen Arbeit. In: Thole, Werner / Cloos, Peter / Ortmann, Friedrich / Strutwolf, Volkhardt (Hrsg.): *Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Soziale Gerechtigkeit in der Gestaltung des Sozialen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 137–149.
- Brückner, Margrit (2008): Wer sorgt für wen? Auswirkungen sich wandelnder Geschlechter- und Generationenverhältnisse auf die gesellschaftliche Organisation des Sorgens (care). In: Bauer, Annemarie / Gröning, Katharina (Hrsg.): *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Frankfurt am Main, S. 45–62.
- Brückner, Margrit (2011a): Gestaltung von Care Prozessen in individuellen Care Netzen zwischen privaten Unterstützungen, sozialen Dienstleistungen und sozialstaatlicher Versorgung. In: *Gender*, 3. Jg., H. 3, S. 39–54.
- Brückner, Margrit (2011b): *Sich Sorgen als familiäre, soziale und staatliche Aufgabe*. https://www.researchgate.net/publication/251119295_Zwischenmenschliche_Interdependenz_-_Sich_Sorgen_als_familiale_soziale_und_staatliche_Aufgabe [Zugriff: 12.11.23]
- Brückner, Margrit (2015): Care als beziehungsorientierte Tätigkeit, Perspektiven von Professionellen und NutzerInnen Sozialer Arbeit. In: *Sozial Extra*, 39, 1, S. 26–31.
- Brückner, Margrit (2018a): Gefühle im Wechselbad: Soziale Arbeit als beziehungsorientierte Tätigkeit. In: *Kommission Sozialpädagogik* (Hrsg.): *Wa(h)re Gefühle? Sozialpädagogische Emotionsarbeit im wohlfahrtsstaatlichen Kontext*. Weinheim / Basel: Beltz Juventa, S. 65–79.
- Brückner, Margrit (2018b). Geschlechterverhältnisse zwischen Liebe, Fürsorge, Gewalt und Geschlechtergerechtigkeit als Aufgabe Sozialer Arbeit. In Anhorn, Roland / Schimpf, Elke / Stehr, Johannes / Rathgeb, Kerstin / Spindler, Susanne / Keim, Rolf (Hrsg.): *Politik der Verhältnisse - Politik des Verhaltens*. Wiesbaden: Springer VS, S. 89–108. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17954-0>
- Brückner, Margrit (2018c): Care – Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und als soziale Praxis. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik*, München: Ernst Reinhardt. 6. Aufl., S. 212–218.
- Brüschweiler, Bettina (2015): Soziale Nachbarschaften als konzeptionelle Perspektive für die professionelle Gestaltung. In: Reutlinger, Christian / Stiehler, Steve / Lingg,

- Eva (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 229–232.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-19051-8>
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2016): Siebter Altenbericht: Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften. Bericht der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
<https://www.siebter-altenbericht.de/> [Zugriff 23.08.22]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2019): Älterwerden im sozialen Wandel. Zentrale Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS) 1996 bis 2017. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2019): Achter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Ältere Menschen und Digitalisierung. www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/dritter-engagementbericht/156654 [Zugriff 23.08.22]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2024): Vierter Engagementbericht „Zugangschancen zum freiwilligen Engagement“ und Stellungnahme der Bundesregierung. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/ministerium/berichte-der-bundesregierung/engagementbericht-250332> [Zugriff 05.01.25]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2025): Neunter Altersbericht „Alt werden in Deutschland – Vielfalt der Potenziale und Ungleichheit der Teilhabechancen“. <https://www.neunter-altersbericht.de/> [Zugriff 20.01.25]
- Burzlaff, Miriam (2012): Policy Practice – Gerechtigkeitsorientierte Intervention Sozialer Arbeit und Perspektive der Gegenmacht. Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit, Ausgabe 1, S. 64–83.
- Busse, Stefan / Tietel, Erhart (2018): Mit dem Dritten sieht man besser. Göttingen: Vandenhoeck / Ruprecht.
- Charmaz, Kathy (2020): “With Constructivist Ground Theory You Can’t Hide”: Social Justice Research and Critical Inquiry in the Public Sphere. *Qualitative Inquiry*, 26, p. 165–176.
- Clarke, Adele E. (2012 [2005]): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: Springer VS.
- Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit, Frankfurt a.M.: Campus.
- Conradi, Elisabeth / Vosman, Franz (2016): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt a.M. / New York: Campus.
- Corbin, Juliet M. / Strauss, Anselm L. (2004): Weiterleben lernen. Verlauf und Bewältigung chronischer Krankheit, 2., vollst. überarb. und erweiter. Aufl. Bern: Hans Huber.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. IBL Forschung, 1. Bremen: Donat.
- Dausien, Bettina (2016): Rekonstruktion und Reflexion: Überlegungen zum Verhältnis von bildungstheoretisch und sozialwissenschaftlich orientierter Biographieforschung. In: Kreitz, Robert / Miethe, Ingrid / Tervooren, Anja (Hrsg.): Theorien in

- der qualitativen Bildungsforschung – Qualitative Bildungsforschung als Theoriegenerierung. Opladen: Barbara Budrich, S. 19–46.
- Dausien, Bettina / Hanses, Andreas (2016): Konzeptualisierungen des Biografischen – Zur Aktualität biografiewissenschaftlicher Perspektiven in der Pädagogik. *Zeitschrift für Pädagogik*, 62. Jg, Heft 2, S. 159–171.
- Davis, Kathy (2018): Auto/Biography – Bringing in the ‘I’. In: Lutz, Helma / Schiebel, Martina / Tuidar, Elisabeth (Hrsg.): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Vieweg, S. 633–647.
- Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (2014): Einleitende Rahmungen. In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hrsg.): *Tätigkeit – Aneignung – Bildung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–20. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-02120-7>
- Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. *FQS Forum: Qualitative Sozialforschung*, Art. 13.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft – DFG (2019): Leitlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Kodex. Bonn.
- Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) (2015): Positionspapier1 der Sektion Forschung der DGSA: „Forschung in der Sozialen Arbeit“. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Sektionen/Forschung/Positionspapier_Forschung_DGSA.pdf [Zugriff 20.08.24]
- Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) (2020): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Service/Forschungsethik/index_DGSA.pdf [Zugriff 20.08.24]
- Deutscher Berufsverband Soziale für Soziale Arbeit e.V. (DBSH) (2014): Berufsethik des DBSH. <https://www.dbsh.de/profession/berufsethik.html> [Zugriff 02.10.24]
- Dörr, Marianne (2017): Nähe und Distanz in professionellen sozialen Beziehungen. In: Kessl, Fabian / Kruse, Elke / Stövesand, Sabine / Thole, Werner (Hrsg.): *Soziale Arbeit – Kernthemen und Problemfelder*. Opladen / Toronto: Barbara Budrich, S. 202–210. <https://doi.org/10.2307/j.ctvnp0hpr.21>
- Durkheim, Émile (1893/1992): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt a. M.
- Ellis, Carolyn / Adams, Tony E. / Bochner, Arthur P. (2010). Autoethnografie. In: Mey, Günther / Mruck, Katja (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 345–357. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8>
- Engel, Alexandra / Rüger, David / Schneider, Jessica (2019): Freiwilligenorientierte Engagementförderung. In: *Zeitschrift für Soziale Arbeit*. 10/2019, S. 362–367. <https://doi.org/10.5771/0490-1606-2019-10-362>
- Evers, Adalbert / Heinze, Rolf G. / Olk, Thomas (2011): Einleitung: Soziale Dienste – Arenen und Impulsgeber sozialen Wandels. In: Evers, Adalbert / Heinze, Rolf G. / Olk, Thomas (Hrsg.): *Handbuch Soziale Dienste*. Wiesbaden: Springer VS, S. 482–489. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92091-7_1
- Fachgruppe Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s (2023): Positionspapier der Fachgruppe der Soziale Arbeit in Kontexten des Alter(n)s. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Fachgruppen/Soziale_Arbeit_in_Kontexten_des_Alter_n_s/Positionspapier_SozialeArbeitinKontextendesAlter_n_s.pdf [Zugriff: 01.05.24]

- Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839459447>
- Foucault, Michel (1966/2005): Die Heterotopien. In: Foucault, Michel (Hrsg.): Die Heterotopien / Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–22.
- Franz, Julia / Unterkofler, Ursula (2021): Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Erfahrungen. Opladen et al.: Barbara Budrich. Theorie, Forschung und Praxis der sozialen Arbeit, Band 23.
- Fraser, Nancy (1990): Rethinking the public sphere: A contribution to the critique of actually existing democracy. *Social Text*, 25/26 Jg., S. 56–80.
- Fraser, Nancy (1994): Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs Geschlecht. Gender Studies. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy (2016): Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaates. Gender Studies. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 3. Aufl.
- Fraser, Nancy / Honneth, Axel (2003): Anerkennung oder Umverteilung? Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freire, Paulo (1980): Erziehung als Praxis der Freiheit. Beispiele zur Pädagogik der Unterdrückten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Freire, Paulo (1984): Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit. Reinbeck bei Hamburg, 1984 [1970].
- Heidhues, Annette Nana / Schimpf-Herken, Ilse / Schmidt Quintero, Mariana (2021): Begegnung verändert Gesellschaft: Ansätze einer von Paulo Freire inspirierten Bildungspraxis. IBIDEM-Verlag Stuttgart.
- Fromm, Sabine / Rosenkranz, Doris (2019): Unterstützung in der Nachbarschaft. Struktur und Potenzial für gesellschaftliche Kohäsion. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22323-6>
- Früchtel, Frank / Budde, Wolfgang / Cyprian, Gudrun (2013): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. 3., überarb. Aufl.
- Fuchs, Thorsten (2011): Erzählen als Bildungserfahrung. Zeitlichkeit und Bildungsbedeutsamkeit lebensgeschichtlicher Erzählungen. In: Hartung, Olaf / Steininger, Ivo / Fuchs, Thorsten (Hrsg.): Lernen und erzählen interdisziplinär. Wiesbaden: Springer VS, S. 123–148.
- Fuchs, Thorsten (2012): Bildungstheorie und Bildungsforschung – Die Etablierung von ›Annäherungsarenen‹ im Kontext der qualitativen Forschung. In: Miethe, Ingrid / Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.): Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen: Barbara Budrich, S. 129–147.
- Fuchs, Thorsten (2014): „Das war das bedeutendste daran, dass ich mich so verändert habe“. Mit Ehrgeiz und Ansporn über Umwege zum Ziel. Der Bildungsweg Hakans. Oder: Ist jede Transformation des Welt- und Selbstverhältnisses zugleich bildungsbedeutsam? In: Koller, Hans-Christoph / Wulftange, Gereon (Hrsg.): Lebensgeschichte als Bildungsprozess? Perspektiven bildungstheoretischer Biografieforschung. Bielefeld: transcript, S. 127–151.
- Fuhr, Thomas (2018): Lernen im Lebenslauf als transformatives Lernen. In: Hof, Christiane / Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Lernen im Lebenslauf Wiesbaden: transcript, S. 83–104. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19953-1_5

- Gängler, Hans (2018): Hilfe. In: Otto, Hans-Uwe / Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Ernst Reinhardt, S. 622–631.
- Gärtner, Marc / Scambor, Elli (2020): Caring Masculinities. Über Männlichkeiten und Sor-gearbeit. <https://www.bpb.de/apuz/care-arbeit-2020/317852/caring-masculinities-ueber-maennlichkeiten-und-sorgearbeit> [Zugriff 11.09.24]
- Galuske, Manfred (2013): Methoden der Sozialen Arbeit. Weinheim, Basel: Beltz Ju-venta.
- Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Sys-teme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gerhards, Pia (2017): Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen Subjektive Kon-zepte und Hilfepotenziale. Eine Untersuchung organisierter und nichtorganisierter Nachbarschaft. Dissertation TU Kaiserslautern.
- Glaser, Barney G. (1998). Doing grounded theory: Issues and discussions. Mill Valley: Sociology Press.
- Goffman, Erving (1967): Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Aus dem Amerikanischen von Frigga Haug) Titel der Originalausgabe: Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs: Printice Hall 1963.
- Goffman, Erving (2000[1956]): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im All-tag, München: Ernst Reinhardt.
- Große-Kracht, Hermann-Josef (2017): Solidarität und Solidarismus. Postliberale Such-bewegungen zur normativen Selbstverständigung moderner Gesellschaften. Biele-feld: transcript.
- Grundmann, Matthias / Osterloh, Frank (2018): Gemeinschaftlichkeit: Konturen einer mik-rosoziologischen Gemeinschaftsforschung. Beitrag zur Veranstaltung »Ro-mantisierung von Ländlichkeit und neue Gemeinschaftsformen: soziologische Di-agnosen« der Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie. https://publikationen.sozio-logie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1074/1369 [Zugriff 23.01.25]
- Günther, Julia (2005): Das soziale Netz der Nachbarschaft als System informeller Hilfe. In: Zeitschrift Gruppendynamik und Organisationsberatung, 36. Jahrg., Heft 4, 2005, S. 427–442.
- Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hahmann, Julia (2013): Freundschaftstypen älterer Menschen. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01230-4>
- Hall, Edward T. (1976): Beyond culture. Doubleday / Anchor Books.
- Haller, Miriam (2021): Heterotopien des Alters? Mediale Räume kultureller Altersbil-dung in Zeiten von Corona. <https://www.kubi-online.de/artikel/heterotopien-des-alters-mediale-raeume-kultureller-altersbildung-zeiten-corona> [Zugriff 11.03.23]
- Hamm, Bernd (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Ge-brauch eines vieldeutigen Begriffs. Düsseldorf: Bertelsmann Fachverlag.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. Feminist Studies, Vol. 14, No. 3 (Autumn, 1988), pp. 575–599.

- Haug, Frigga (2011): Die Vier-in-einem-Perspektive als Leitfaden für Politik. DAS ARGUMENT 291/2011, S. 241–250.
- Herriger, Norbert (2020): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer, 7., erw. und akt. Auflage. <https://doi.org/10.17433/978-3-17-034147-0>
- Hinte, Wolfgang (2005): Sozialraumorientierung: Bemerkungen zu einer missglückten Rezeption, In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentlichen und private Fürsorge 85. 10/2005, S. 359–362.
- Hitzler, Ronald (1986): Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 3, S. 53–59.
- Hochschild, Arlie Russell (1983): The Managed Heart. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Hof, Christiane (2018): Der Lebenslauf als Rahmen für Lern- und Bildungsprozesse. Perspektiven und Desiderata. In Hof, Christiane / Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Lernen im Lebenslauf. Theoretische Perspektiven und empirische Zugänge. Wiesbaden: Springer VS, S. 181–204. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19953-1_10
- Honer, Anne (1994): Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie: zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In Schröer, Norbert (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung: auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 85–106.
- Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hüllemann, Ulrike / Brüscheiler, Bettina / Reutlinger, Christian (2015): Räumliche Aspekte von Nachbarschaft – eine Vergewisserung. In: Reutlinger, Christian / Stiehler, Steve / Lingg, Eva (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 23–33. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19051-8>
- Humboldt, Wolfgang v. (1980): Theorie der Bildung des Menschen. Werke in fünf Bänden. Bd.1 Darmstadt, S. 234–240.
- International Federation of Social Workers (IFWS) (2014): Global Definition of Social Work. <https://www.ifsw.org/what-is-social-work/global-definition-of-social-work/> [Zugriff 01.12.24]
- Jänsch, Marlene (2024): Dialogische Räume in solidarischen Hilfebeziehungen. In: Sen, Katrin / Staats, Martin / Wassermann, Dirk / Friele, Boris / Kart, Mehmet / Knothe, Holger / Rieger, Jens / Schomers, Bärbel (Hrsg.): Soziale Arbeit und gesellschaftliche Transformationen: Utopien Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 78–90.
- Kade, Jochen (2018): Vergangene Zukünfte im Medium gegenwärtiger Bildungsbiographien. Momentaufnahmen im Prozess des Biographisierens von Lebensläufereignissen. In: Hof, Christiane / Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Lernen im Lebenslauf. Wiesbaden: Springer VS, S. 13–44.
- Kade, Sylvia (2001): Selbstorganisiertes Alter Lernen in „reflexiven Milieus“. Bielefeld: W. Bertelsmann.
- Karl, Ute (2008): Bildsamkeit und Bildungsprozesse im Alter. In: Aner, Kirsten / Karl, Ute (Hrsg.): Lebensalter und Soziale Arbeit. Ältere und alte Menschen Hochgehren: Schneider Verlag, S. 161–173.

- Keim, Karl-Dieter (2006): Peripherisierung ländlicher Räume. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 37/2006, S. 3–7.
- Kendall, Jane C. (Ed.) (1990): *Combining Service and Learning: A Resource Book for Community and Public Service* (Vol. 1).
- Kessl, Fabian (2009): Soziale Arbeit als Grenzbearbeitung. Einige grenzanalytische Vergewisserungen. In: Neumann, Sascha / Sandermann, Philipp (Hrsg.): *Kultur und Bildung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 4–61.
- Kessl, Fabian / Maurer, Susanne (2010): Praktiken der Differenzierung als Praktiken der Grenzbearbeitung. Überlegungen zur Bestimmung sozialer Arbeit als Grenzbearbeiterin. In Kessl, Fabian / Plößer, Melanie (Hrsg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 154–169.
- Kessl, Fabian / Lütke-Harmann, Martina (2011): Soziale Bildung und Erziehung in der Demokratie. In: Ludwig, Luise / Luckas, Helga / Hamburger, Franz (Hrsg.): *Bildung in der Demokratie*. Framington Hills / Opladen: Barbara Budrich, S. 177–190.
- Kessl, Fabian (2019): Soziale Arbeit im Aktivierenden Sozialstaat. In: Walgenbach, Katharina (Hrsg.): *Bildung und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Zur neoliberalen Neuordnung von Staat, Ökonomie und Privatsphäre*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 117–142.
- Klie, Thomas (2012): Auf dem Weg zur Caring Community. In: Kruse, Andreas / Rentsch, Thomas / Zimmermann, Harm-Peer (Hrsg.): *Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen*. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft, S. 231–238.
- Klie, Thomas (2014): *Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft*. München: Pattloch.
- Klie, Thomas (2015): Caring Community. In Beyer, Thomas / Görtler, Edmund / Rosenkranz, Doris (Hrsg.): *Seniorenengagements. Organisierte Solidarität*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 57–70.
- Kokemohr, Rainer (2017): Der Bildungsvorhalt im Bildungsprozess. In Thompson, Christiane / Schenk, Sabrina (Hrsg.): *Zwischenwelten der Pädagogik*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 173–198.
- Koller, Hans-Christoph (2002): Bildung und Migration. Bildungstheoretische Überlegungen im Anschluss an Bourdieu und die Cultural Studies. In Friedrichs, Werner / Sanders, Olaf (Hrsg.): *Bildung / Transformation. Kulturelle und gesellschaftliche Umbrüche aus bildungstheoretischer Perspektive*. Bielefeld: transcript, S. 181–200.
- Koller, Hans-Christoph (2012): Anders werden. Zur Erforschung transformatorischer Bildungsprozesse. In: Miethe, Ingrid / Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.): *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Berlin und Toronto: Barbara Budrich, S. 19–33.
- Koller, Hans-Christoph (2016): Bildung. In: Mecheril, Paul (Hrsg.): *Handbuch Migrationspädagogik*. Weinheim und Basel: Beltz, S. 32–44.
- Koller, Hans-Christoph (2018): *Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Kossack, Peter (2018): Zur Selbstveränderungsmöglichkeit der Subjekte. Bildung, Lebenslanges Lernen und Kompetenz(-entwicklung). In Hof, Christiane / Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Lernen im Lebenslauf. Wiesbaden: Springer VS, S. 163–180.
- Kricheldorf, Cornelia (2018): Aktuelle Herausforderungen für die Profession Soziale Arbeit in der Altenhilfe und im Sozialraum. In: Bleck, Christian / van Rießen, Anne / Knopp, Reinhold (Hrsg.): Alter und Pflege im Sozialraum. Theoretische Erwartungen und empirische Bewertungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 113–126.
- Kricheldorf, Cornelia (2020): Soziale Arbeit im Kontext von Bildung und Lernen im Alter. In: Aner, Kirsten / Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS, 2. Aufl., S. 133–146.
- Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewführung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim / Basel: Beltz Juventa., 2. Aufl.
- Küchler, Sandra (2018): Partizipation als Arbeit am Sozialen. Eine qualitative Studie zu partizipativen Praktiken Professioneller in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Kümpers, Susanne / Alisch, Monika (2017): Ungleichheiten des Alter(n)s in sozialräumlicher Perspektive. In: Bleck, Christian / van Rießen, Anne / Knopp, Reinhold (Hrsg.): Alter und Pflege im Sozialraum. Theoretische Erwartungen und empirische Bewertungen. Wiesbaden: VS, S. 53–68.
- Kunstreich, Timm / May, Michael (1999). Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen Widersprüche, S. 31–48.
- Kunstreich, Timm (2012): Sozialer Raum als „Ort verlässlicher Begegnung“: ein Essay über Verbindlichkeit und Verlässlichkeit. Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 32(125), 87–92. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-437690> [Zugriff 03.05.21]
- Kunstreich, Timm (2016): Pädagogik des Sozialen als transversale Selbstregulierung: Ein Versuch, lebendige Arbeit und Transversalität zusammen zu denken In: Widersprüche, Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Jg. 36, Nr. 142, S. 35–44.
- Läpple, Dieter (1991): Essay über den Raum. In: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 157–207.
- Laufenberg, Mike (2018): Sorgende Gemeinschaften?: „Demenzfreundliche Kommunen“ zwischen sozialstaatlichem Sparmodell und Emanzipationsgewinn. In: Sub\urban: Zeitschrift für kritische Stadtforschung, Jg. 6 (2018) Nr. 1, S. 77–96. https://www.genderopen.de/bitstream/handle/25595/459/Laufenberg_2018_Sorgende%20Gemeinschaften.pdf?sequence=1&isAllowed=y Zugriff: [15.04.2019]
- Lefebvre, Henri (1974/2006): Die Produktion des Raums, in: Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hrsg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 330–342.
- Leipold, Bernhard (2012): Lebenslanges Lernen und Bildung im Alter. Stuttgart: Kohlhammer.

- Leipold, Andrea (2023): „Jetzt kommt da so ne fremde Frau.“ Eine qualitative Analyse zur Beziehungsgestaltung in der ehrenamtlichen Betreuung von Menschen mit Demenz. <https://kobra.uni-kassel.de/items/680ec2be-1c33-4647-bee4-8b770033dab5> [Zugriff 03.03.24]
- Lessenich, Stephan (2011): Die kulturellen Widersprüche der Aktivgesellschaft. In: Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus. Wiesbaden: Springer VS, S. 253–263.
- Lévinas, Emmanuel (1995): Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen, München: Carl Hanser Verlag.
- Lewin, Kurt (1968): Die Lösung sozialer Konflikte: ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik. Bad Nauheim: Christian-Verlag.
- Lichtblau, Klaus (2000): „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ bei Max Weber. In: Zeitschrift für Soziologie 29 (2000), S. 423–443.
- Limbou, Maria (2015): Mobilität im höheren Lebensalter in ländlichen Gebieten: Probleme und Lösungsansätze. In: Fachinger, Uwe, Künemund, Harald (Hrsg.): Gerontologie und ländlicher Raum. Wiesbaden: Springer VS, S. 77–98.
- Maiwald, Kai-Olaf / Sürig, Inken (2018): Mikrosoziologie. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Mannheim, Karl (1985): Ideologie und Utopie. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Marotzki, Wilfried (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Bildungstheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Marotzki, Wilfried (1999): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Methodologie – Tradition Programmatik. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 2, S. 325–341.
- Marotzki, Wilfried / Ahlheit, Peter (2002): Einleitung im Themenheft: Qualitative Bildungsforschung. ZBBS Heft 2/2002, S. 185–189.
- Marotzki, Wilfried (2006): Bildungstheorie und allgemeine Biografieforschung. In: Krüger, Hans-Werner / Marotzki, Wilfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biografieforschung. Springer VS, S. 59–70.
- Maurer, Susanne (2017): Die Perspektive der „Grenzbearbeitung“ im Kontext des Nachdenkens über Verhältnisse und Verhalten. In: Anhorn, Roland / Schimpf, Elke / Stehr, Johannes / Rathgeb, Kerstin / Spindler, Susanne / Keim, Rolf (Hrsg.): Politik der Verhältnisse – Politik des Verhaltens. Wiesbaden: Springer VS, S. 113–126.
- Maurer, Susanne (2018): Grenzbearbeitung. Zum analytischen, methodologischen und kritischen Potenzial einer Denkfigur. In: Bütow, Birgit / Patry, Jean-Luc / Astleitner, Hermann (Hrsg.): Grenzanalysen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven zu einer aktuellen Denkfigur. Weinheim / Basel: Beltz Juventa, S. 20–33.
- May, Michael / Kunstreich, Timm (1999): Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In: Widersprüche, Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Heft 73. Bielefeld: Kleine-Verlag, S. 35–52.

- May, Michael (2008a): Die Handlungsforschung ist tot – Es lebe die Handlungsforschung. In May, Michael / Alisch, Monika (Hrsg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Barbara Budrich, S. 20–28.
- May, Michael (2008b): Partizipative Projektentwicklung im Sozialraum. In: May, Michael / Alisch, Monika (Hrsg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Barbara Budrich, S. 45–64.
- May, Michael / Alisch, Monika / Dölker, Frank / Fröba, Stefan / Kovacevic, Mila / Laabdallaoui, Nadia (2013): AMIQUUS – Unter Freunden: Ältere Migrantinnen und Migranten in der Stadt. Opladen: Barbara Budrich.
- May, Michael (2014): Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Heft 134. Bielefeld: Kleine-Verlag, S. 11–51.
- May, Michael (2016): Sozialraum: Der passende Begriff für alle möglichen Problemstellungen. In: sozialraum.de (8) Ausgabe 1/2016. <https://www.sozialraum.de/sozialraum-der-passende-begriff-fuer-alle-moeglichen-problemstellungen.php> [Zugriff: 11.02.22]
- May, Michael (2017): Soziale Arbeit als Arbeit am Gemeinwesen. Ein theoretischer Begründungsrahmen. Opladen et al.: Barbara Budrich.
- May, Michael (2018): Transdisziplinäre Professionalität. Die Artikulation historischer Problemkonstellationen als Grenzsituationen. In: Bütow, Birgit / Patry, Jean-Luc / Astleitner, Hermann (Hrsg.): Grenzanalysen – erziehungswissenschaftliche Perspektiven zu einer aktuellen Denkfigur. Weinheim / Basel: Beltz Juventa, S. 182–207.
- Mead, George Herbert (1980): Die soziale Identität, in: Gesammelte Aufsätze Band 1; Frankfurt.
- Mey, Günter / Mruck, Katja (2007): Grounded Theory Reader (HSR Supplement Nr 19). Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung.
- Mey, Günter / Mruck, Katja (2011): Grounded Theory Reader. Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer, Christine (2019): Soziale Arbeit und Alter(n). Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Mezirow, Jack (1991): Transformative Dimensions of Adult Learning. San Francisco: Jossey-Bass.
- Miesen, Vera (2022): Engagement und Habitus im Alter. Milieuspezifische Engagementtätigkeit im sozialen Nahraum. Bielefeld: transcript.
- Mittelstraß, Jürgen (2005): Methodische Transdisziplinarität. In: Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis 14, H. 2, S. 18–23.
- Mittelstraß, Jürgen (2012): Transdisziplinarität oder: von der schwachen zur starken Interdisziplinarität. In: Gegenworte: Hefte für den Disput über Wissen. 28, S. 11–13.
- Moser, Vera / Pinhard, Inga (2010): Care – Wer sorgt für wen? In: Moser, Vera / Pinhard, Inga (Hrsg.): Care – wer sorgt für wen? Opladen et al.: Barbara Budrich, S. 11–14.
- Müller, Doreen / Hameister, Nicole / Lux, Katharina (2017): Anstoß und Motive für das freiwillige Engagement. In: Simonson, Julia / Vogel, Claudia / Tesch-Römer,

- Clemens (Hrsg.): *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014*. Wiesbaden: Springer VS, S. 413–436.
- Müller, Siegfried (2001): *Erziehen – Helfen – Strafen. Das Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle in der Sozialen Arbeit*. Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Neumann, Matthias / Winker, Gabriele (2018): *Solidarische Gesellschaft als Ziel – Care-Revolution als Strategie*. In: Neupert-Doppler, Alexander (Hrsg.): *Konkrete Utopien. Unsere Alternativen zum Nationalismus*. Stuttgart: Schmetterling Verlag Gmbh, S. 112–129.
- Nieke, Wolfgang. (2008): *Interkulturelle Bildung und Erziehung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Noddings, Nel (2013): *Caring: A Feminine Approach to Ethics and Moral Education*. University of California Press.
- Nohl, Arnd-Michael (2006): *Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern*. Opladen: Barbara Budrich.
- Nohl, Arnd-Michael (2008): *Migration – Integration – Partizipation. Herausforderungen und Ziele*. In: Rommelspacher, Birgit / Kollak, Ingrid (Hrsg.): *Interkulturelle Perspektiven für das Sozial- und Gesundheitswesen*. Frankfurt: Mabuseverlag, S. 15–34.
- Nohl, Arnd-Michael / Rosenberg, Florian von / Thomsen, Sarah (2015). *Bildung und Lernen im biographischen Kontext. Empirische Typisierungen und pragmatisch-praxistheoretische Reflexionen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Nowossadeck, Sonja / Block, Jenny (2017): *Wohnumfeld und Nachbarschaftsbeziehungen in der zweiten Lebenshälfte. Report Altersdaten 01/2017*. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Nussbaum, Martha C. (2003): *Langfristige Fürsorge und soziale Gerechtigkeit*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, S. 179–198.
- Nussbaum, Martha C. (2010). *Die Grenzen der Gerechtigkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oelkers, Jürgen (2008): *Zeitgemäße Bildung*. In: Bielefelder Arbeitsgruppe 8 (Hrsg.): *Soziale Arbeit in Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 404–416.
- Offenberger, Ursula (2019). *Anselm Strauss, Adele Clarke und die feministische Gretchenfrage: zum Verhältnis von Grounded-Theory-Methodologie und der Situationsanalyse*. *Forum Qualitative Sozialforschung*, S. 1–22.
- Olk, Thomas / Klein, Ansgar / Hartnuß, Birger (2011): *Engagementpolitik. Die Entwicklung der Zivilgesellschaft als politische Aufgabe*. In: Olk, Thomas / Hartnuß; Birger (Hrsg.): *Handbuch Bürgerschaftliches Engagement*. Weinheim / Basel: Beltz Juventa, S. 11–23.
- Ostner, Ilona (2011): *Care – ein Schlüsselbegriff im Bereich sozialer Dienste?* In: Evers, Adalbert / Heinze, Rolf G. / Olk, Thomas (Hrsg.): *Handbuch Soziale Dienste*. Wiesbaden: Springer VS, S. 461–481.
- Park, Robert Ezra (1915): *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment*. *American Journal of Sociology* 20, S. 577–612.
- Ploder, Andrea / Stadlbauer, Johanna (2017): *Starke Reflexion*. In: Bonz, Jochen / Eisch-Angus, Katharina / Hamm, Marion / Sülzle, Almut (Hrsg.): *Ethnografie und Deutung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 421–438.

- Przyborski, Aglaja / Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. München: Oldenbourg. 4. erw. Auflage.
- Rauschenbach, Thomas (2015): Lebensweltorientierung + Bildung = Alltagsbildung? In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 13 (2015) 2, S. 125–133.
- Reckwitz, Andreas (2017): Subjektivität. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 125–130.
- Reichertz, Jo (2003): Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske / Budrich.
- Reichertz, Jo (2011): Abduktion: Die Logik der Entdeckung der Grounded Theory. In: Mey, Günter / Mruck, Katja (Hrsg.): Grounded theory reader. Wiesbaden: Springer VS, S. 279–297..
- Reichertz, Jo (2012): Die lebensweltliche Ethnografie von Anne Honer. Zum Tode einer Freundin und Kollegin [20 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social research.
- Reichertz, Jo (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung [52 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 16(3), Art. 33.
- Reutlinger, Christian / Stiehler, Steve / Lingg, Eva (2015): Die Nachbarschaft soll es richten – Allgegenwärtigkeit eines Konzepts. In: Reutlinger, Christian / Stiehler, Steve / Lingg, Eva (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 11–21. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19051-8>
- Reutlinger, Christian / Deinet, Ulrich (2022): Sozialraum. <https://www.socialnet.de/lexikon/Sozialraum> [04.05.23]
- Riemann, Gerhard (2005): Zur Bedeutung ethnographischer und erzählanalytischer Arbeitsweisen für die (Selbst-)Reflexion professioneller Arbeit. Ein Erfahrungsbericht. In: Völter, Bettina / Dausien, Bettina / Lutz, Helma / Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: Springer VS, S. 248–270.
- Rosa, Hartmut (2020): Unverfügbarkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, Roland (2022): Bürgerschaftliches Engagement und sein Eigensinn. Der Stoff, aus dem die Demokratie ist. Einige Thesen. <https://www.b-b-e.de/bbe-newsletter/newsletter-nr-11-vom-262022/rothbuergerschaftliches-engagement-und-sein-eigensinn/> [Zugriff 12.04.23]
- Rubin, Yvonne (2018): Freiwilliges Engagement in „Sorgenden Gemeinschaften“. Eine geschlechterkritische Analyse ehrenamtlicher Care-Arbeit für ältere Menschen. Opladen et al.: Barbara Budrich.
- Rubin, Yvonne / Alisch, Monika / Ritter, Martina (2019): „Man muss auch mal zufrieden sein?“ Die Anwendung partizipativer Methoden zur Rekonstruktion von Bedürfnissen älterer Menschen in ländlichen Räumen. Österreich Z Soziol 44 (Suppl 3), S. 125–143.
- Said, Edward (1978): Orientalism. New York: Pantheon Books
- Schaarschuch, Andreas (2008): Vom Adressaten zum Nutzer von Dienstleistungen. In: Bielefelder Arbeitsgruppe 8 (Hrsg.): Soziale Arbeit in Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 197–204.
- Schäffter, Ortfried (1991): Modi des Fremderlebens. In: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Barbara Budrich, S. 11–42.

- Schäffter, Ortfried (2009): Die Theorie der Anerkennung – ihre Bedeutung für pädagogische Professionalität. In: Mörfen, Annette / Tolksdorf, Markus (Hrsg.): Lernort Gemeinde. Ein neues Format der Erwachsenenbildung. EB Buch 29 Bielefeld (Bertelsmann), S. 171–182.
- Scherpner, Hans (1962): Theorie der Fürsorge. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Scherpner, Hans (1974): Theorie der Fürsorge. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 2., überarb. Aufl., hrsg. von Scherpner, Hanna.
- Scherr, Albert (2008): Subjekt- und Identitätsbildung. In Coelen, Thomas / Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Grundbegriffe Ganztagsbildung. Wiesbaden: Springer VS, S. 137–145.
- Scherr, Albert (2016): Erziehung, Bildung, Sozialisation. In: Scherr, Albert (Hrsg.): Soziologische Basics. Wiesbaden: Springer VS, S. 33–42.
- Scherr, Albert (2017): Hilfe. In: Mulot, Ralf / Schmitt, Sabine (Hrsg.): Fachlexikon der Sozialen Arbeit. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge. Nomos: Baden-Baden, S. 421–422.
- Scherr, Albert (2021): (Un-)sichere Orte. In: Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian (Hrsg.): Sozialraum. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 427–438.
- Schnurr, Simone. (2011): Singularisierung im Alter: Altern im Kontext des demographischen Wandels. Berlin.
- Schnurr, Stefan (2018): Partizipation. In: Otto, Hans-Uwe / Thiersch, Hans / Treptow, Rainer / Ziegler, Holger (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 6. Aufl., München: Ernst Reinhardt, S. 1126–1137.
- Schroeder, Joachim (2015): Soziales Lernen und Nachbarschaft. In: Reutlinger, Christian / Stiehler, Steve / Lingg, Eva (Hrsg.): Soziale Nachbarschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 201–208. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19051-8>
- Schröder, Sebastian / Schulze, Heike (2010): Grounded Theory. In: Bock, Karin / Miethe, Ingrid (Hrsg.): Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit. Opladen / Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 277–288.
- Schubert, Peter (2023): Informelles Engagement: Die neue Normalität? Eine Analyse des organisationalen Rahmens von freiwilligem Engagement. ZiviZ im Stifterverband. Essen, Dezember 2023.
- Schütze, Fritz (1973): Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 2. Reinbek 1973, S. 433–495.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, Joachim / Pawelcik, Cornelia / Robert, Günter (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, S. 67–156.
- Schütze, Fritz. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. In: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. 3/1983, S. 283–293.
- Schwerthelm, Annkathrin (2021): Sozialraum ist veränderlich, sein Verständnis sollte es ebenfalls sein. Ein Plädoyer für eine raumtheoretische Begriffserweiterung in Bezug auf die Verfasstheit von virtuellem und realweltlichem Raum.

- <https://www.sozialraum.de/sozialraum-ist-veraenderlich-sein-verstaendnis-sollte-es-ebenfalls-sein.php> [Zugriff 23.01.25]
- Seifert, Alexander (2014): Soziale Unterstützung in der Nachbarschaft. Datenauswertung im Auftrag der Age-Stiftung. <https://www.zora.uzh.ch/entities/publication/47077a53-36b7-4f19-a1f6-ba9dbe73dace> [Zugriff 01.03.25]
<https://doi.org/10.5167/uzh-97018>
- Seifert, Alexander (2018): Nachbarschaftlichkeit im Alter. Deskriptiver Bericht zur Studie. Zentrum für Gerontologie & UFSP „Dynamik gesunden Alters“. https://caringcommunities.ch/upload/media/default/186/Seifert_Bericht_Nachbarschaftlichkeit_2018_v20180608.pdf [Zugriff 01.03.25]
- Sen, Amartya (2000): Ökonomie für den Menschen: Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Hanser.
- Siebel, Walter (2009): Ist Nachbarschaft heute noch möglich? In: Kniess, Bernd / Florin, Christiane / Dell, Christopher / Siebel, Walter (Hrsg.): Nachbarschaft. Callwey, S. 7–13.
- Siebel, Walter (2015): Nachbarschaft. In: fiph Journal Nr. 26 / Oktober 2015. Nachbarschaft, S. 11–17.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-54620-8> [Zugriff 11.03.21]
- Simonson, Julia / Hameister, Nicole (2017): Sozioökonomischer Status und freiwilliges Engagement. In: Simonson, Julia / Vogel, Claudia / Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014, S. 439–464.
- Simonson, Julia / Kelle, Nadiya / Kausmann, Corinna / Tesch-Römer, Clemens (2019): Einleitung: Zwanzig Jahre Deutscher Freiwilligensurvey. In: Simonson, Julia / Kelle, Nadiya / Kausmann, Corinna / Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey. Wiesbaden: Springer VS, S. 11–28.
- Simonson, Julia / Kelle, Nadiya / Kausmann, Corinna / Karnick, Nora / Arriagada, Céline / Hagen, Christine / Hameister, Nicole / Huxhold, Oliver / Tesch-Römer, Clemens (2021): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Zentrale Ergebnisse des Fünften Deutschen Freiwilligensurveys (FWS 2019). Berlin.
- Sting, Stephan (2016): Bildung im sozialen Raum. Zeitschrift für Sozialpädagogik, S. 118–130.
- Sting, Stephan (2018): Bildung. In: Graßhoff, Günther / Renker, Anna / Schröder, Wolfgang (Hrsg.): Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 399–411.
- Stojanov, Krassimir (2006). Bildung und Anerkennung. Wiesbaden: Springer VS.
- Stojanov, Krassimir (2013). Bildungsgerechtigkeit als Anerkennungsgerechtigkeit. In: Dietrich, Fabian / Heinrich, Martin / Thieme, Nina (Hrsg.): Bildungsgerechtigkeit jenseits von Chancengleichheit. Theoretische und empirische Ergänzungen und Alternativen zu ‚PISA‘. Wiesbaden: Springer VS, S. 57–69.
- Strauss, Anselm L. / Corbin, Juliet (1996 [1990]). Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.

- Strauss, Anselm L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. 2. Aufl. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Streck, Rebekka (2016): Nutzung als situatives Ereignis. Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. Wiesbaden: Springer VS, 3., überarb. und erweit. Aufl.
- Strübing, Jörg (2021): Ethnographie und Grounded Theory. In: Pofertl, Angelika / Schröer, Norbert (Hrsg.): Handbuch soziologische Ethnographie Wiesbaden: Springer VS, S. 281–294.
- Sturzenhecker, Benedikt (2005): Was man aus dem Modell der „deliberativen Demokratie“ in der Kita machen könnte, oder: große Demokratietheorie geht auch im Kleinen. In: Hansen Zeitschrift Kita spezial. https://www.partizipationundbildung.de/pdf/Sturzenhecker_Demokratie_KITA.pdf [Zugriff 08.06.2018]
- Sünker, Heinz (2006): Bildung und Zukunft. Vermittlung individueller und gesellschaftlicher Bildungsprozesse. In Otto, Hans-Uwe / Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Zeitgemäße Bildung. München: Ernst Reinhardt, S. 90–112.
- Sünker, Heinz (2012): Soziale Arbeit und Bildung. In Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 249–266.
- Sünker, Heinz (2013): Über den Widerspruch zwischen Bildung und kapitalistischer Demokratie. Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozial-bereich, 130, S. 89–99.
- Sünker, Heinz (2019): Kritische Bildungstheorie heute: Adorno und Heydorn revisited oder: Für eine Gesellschaft der Freien und Gleichen. In Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Bildung und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Zur neoliberalen Neuordnung von Staat, Ökonomie und Privatsphäre. Frankfurt am Main: Campus, S. 275–296.
- Tervooren, Anja (2012): Bildung und Lebensalter. Bildungsforschung und Bildungstheorie zwischen Prozess und Ereignis. In: Miethe, Ingrid / Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.). Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen et al.: Barbara Budrich, S. 93–109.
- Thiersch, Hans (2008): Bildung und Soziale Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe / Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Die andere Seite der Bildung. Zum Verhältnis von formellen und informellen Bildungsprozessen. Wiesbaden: Springer VS, S. 237–252.
- Thiersch, Hans (2020): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited. Weinheim / Basel: Beltz Juventa.
- Tiefel, Sandra (2005): Kodierung nach der Grounded Theory lern- und bildungstheoretisch modifiziert: Kodierleitlinien für die Analyse biografischen Lernens, Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 6(1), S. 65–84. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaoar-279183> [Zugriff: 05.05.2019]
- Tönnies, Ferdinand (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen. Leipzig: Fues
- Tönnies, Ferdinand (2012): Studien zu Gemeinschaft und Gesellschaft. Hrsg. von Klaus Lichtblau. Wiesbaden: Springer VS.
- Tronto, Joan C. (2013): Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice. NYU Press.

- Unterkofler, Ursula (2014): Gewalt als Risiko in der offenen Jugendarbeit. Eine professionstheoretische Analyse. Opladen: Budrich UniPress.
- Van Dyk, Silke / Haubner, Tine (2021): Community-Kapitalismus. Hamburg: Kleine Reihe.
- Vogel, Claudia / Tesch-Römer, Clemens (2017): Informelle Unterstützung außerhalb des Engagements: instrumentelle Hilfen, Kinderbetreuung und Pflege im sozialen Nahraum. In: Simonson, Julia / Vogel, Claudia / Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014, S. 253–284.
- Vogel, Claudia / Gordo, Laura Romeu (2019): Ehrenamtliches Engagement von Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte. In: Vogel, Claudia / Wettstein, Markus / Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Älter werden im sozialen Wandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 113–132.
- Vogelsang, Waldemar / Kopp, Johannes / Jacob, Rüdiger / Hahn, Alois (2018): Stadt – Land – Fluss. Sozialer Wandel im regionalen Kontext. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16001-2>
- Vogler, Jens / Alisch, Monika / Westphal, Manuela (2023): „Das ist mehr die moderne Soziale Arbeit“ – Selbst- und Fremdverständnisse von freiwillig Engagierten und Sozialarbeiter*innen in der kommunalen Migrations(sozial)arbeit. In: Vogler, Jens / Alisch, Monika / Westphal, Manuela (Hrsg.): Migration und Diversität. Zum Wandel Sozialer Arbeit durch Zuwanderung. Opladen et al.: Barbara Budrich, S. 44–59.
- Von Felden, Heide (2009): Überlegungen zum theoretischen Konzept des lebenslangen Lernens und zur empirischen Rekonstruktion selbstbestimmten Lernens. In: Alheit, Peter / von Felden, Heide (Hrsg.): Lebenslanges Lernen und erziehungswissenschaftliche Biografieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 157–174.
- Von Felden, Heide (2018): Zur Erforschung von Lern- und Bildungsprozessen über die Lebenszeit aus biographieanalytischer Perspektive. In: Hof, Christiane / Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Lernen im Lebenslauf. Wiesbaden: Springer VS, S. 45–61. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19953-1_3
- Von Felden, Heide (2021): Zeitdimensionen des Biografischen. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-35082-6>
- Von Spiegel, Hiltrud (2018): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. München: Ernst Reinhardt. <https://doi.org/10.36198/9783838587462>
- Waerness, Kari (2000): Fürsorgerationalität. Feministische Studien extra: Fürsorge – Anerkennung – Arbeit, S. 54–66.
- Wahl, Hans-Werner (2015): Einführung: Beobachtungen und Überlegungen zur sozialgerontologischen Forschung in ländlichen Räumen. In: Fachinger, Uwe / Kühnemund, Harald (Hrsg.): Gerontologie und ländlicher Raum. Wiesbaden: Springer VS, S. 17–24. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09005-0_2
- Wagner, Michael / Wolf, Christof (2001): Alter, Familie und soziales Netzwerk. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 4. Jahrg., Heft 4/2001, S. 529–554.
- Waldenfels, Bernhard (2016): Topologie des Fremden. 7. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Walther, Andreas (2014): Aneignung und Anerkennung. Subjektbezogene und soziale Dimensionen eines sozialpädagogischen Bildungsbegriffs. In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hrsg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 97–112. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-02120-7>
- Wanka, Anna / Rieger-Ladich, Markus / Stauber, Barbara / Walther, Andreas (2020): Doing Transitions: Perspektiven und Ziele einer reflexiven Übergangsforschung. In: Walther, Andreas / Stauber, Barbara / Rieger-Ladich, Markus / Wanka, Anna (Hrsg.): Reflexive Übergangsforschung. Opladen / Berlin / Toronto: Barbara Budrich, S. 11–36.
- Weber, Joachim (2019): Kritik der Solidarität. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Heft 151. Bielefeld: Kleine-Verlag. S. 19–32.
- Wigger, Lothar (2014). Über Ehre und Erfolg im "Katz-und-Maus-Spiel". Versuch einer holistischen Interpretation der Bildungsgestalt eines jungen Erwachsenen. In: Koller, Hans-Christoph / Wulftange, Gereon (Hrsg.): Lebensgeschichte als Bildungsprozess? Perspektiven bildungstheoretischer Biografieforschung. Bielefeld: Transcript, S. 47–78.
- Wimbauer, Christine / Motakef, Mona (2017a): Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen [87 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 18(2), Art. 4.
- Wimbauer, Christine / Motakef, Mona (2017b): Das Paarinterview. Methodologie – Methode – Methodenpraxis. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17977-9>
- Wittpoth, Jürgen (1994): Rahmungen und Spielräume des Selbst. Ein Beitrag zur Theorie der Erwachsenensozialisation im Anschluss an George H. Mead und Pierre Bourdieu. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Tabellen/Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: eigene Darstellung, Kap. 3.1

Zur Unterstützung älterer Menschen im Alltag werden Freiwillige im Rahmen sozialräumlich organisierter Hilfe vermittelt. Doch wie werden diese Hilfebeziehungen gestaltet? Welche Rolle spielen biografische Erfahrungen, situative Dynamiken und interaktive Aushandlungsprozesse? Marlene Jänsch hat Hilfesuchende und Hilfebietende in gemeinsamen Interviews befragt, wie sie Hilfe erfolgreich organisieren. Ihr Buch leistet einen wichtigen Beitrag zum Sozialraumdiskurs der Sozialen Arbeit im Kontext solidarischer Hilfebeziehungen sowie des Alter(n)s.

DIE AUTORIN:



Dr. Marlene Jänsch, *Vertretungsprofessorin für Soziale Arbeit und soziale Gerontologie an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg (DHBW) Heidenheim*

ISBN 978-3-8474-3167-1

